Y 10

1081

Evang. Altersheim
der Inneren Mission
Bamberg
Schützenstraße 69

Altes und Neues

aus dem Gebiet

der

innren Seelenkunde

herausgegeben

von

Dr. Gotthilf Heinrich Schubert.

Dritter Band.

Erlangen,

Verlag von Carl Heyder.

1833.

Staatl. Bibliothek
Bamberg

Seiner

lieben, einzigen Tochter

Selma Wilhelmine Ranke,

geborenen Schubert

und

Seiner

lieben Pflegetochter

Adelina Olivia Winer,

geborenen Ritter,

widmet

dieses Büchlein

als

ein kleines Denkmal

seiner treuen, våterlichen Liebe

der Verfasser.

Vorrede.

Dem kleinen, aber freundlichen Kreise von Lesern, welchen diese Art von Schriften hat, übergebe ich hier abermals einen Band meines Alten und Neuen. Er enthält zum großen Theil Aufsätze, die ich schon anderwärts öffentlich mitgetheilt hatte; neu hinzugekommen sind fast nur das Leben des Johann Jacob Fabricius und das Leben des James Gardiner.

Die Quellen, aus denen die Erzählungen und Geschichten dieses Bandes entnommen wurden, waren theils mündliche und schriftliche Mittheilungen von Freunden, oder auch wohl eigene Erfahrungen, theils schon gedruckte Werke. Unter den ersteren erwähne ich mit besonderer Dankbarkeit derer über den Jacob Häuser (den alten Bilderhändler), welche ich durch meinen verehrten Freund, den Präpositus Koch in Vellahn empfieng. Was ich von einigen, nun verstorbenen christlichen Freunden in Nürnberg erzählte, das danke ich großentheils dem eigenen, mehrjährigen Umgange mit ihnen; die Geschichten aus Würtemberg, deren treue Wahrheit eine Menge noch jetzt lebender Zeugen verbürgen, em-

pfieng ich aus dem Munde und der Feder verschiedener naher Bekannten des Garnisonsprediger Moser, des Jeremias Flatt und anderer an ihrem Orte genannten, mit Moser und Flatt gleichgesinnten Würtemberger. Die schon gedruckten Werke, die ich zu diesem Bande benutzte, waren: Reiz, so wie Gerbers Geschichten der Wiedergebornen; Arnolds Leben der Gläubigen; dann das treffliche englische Werk: Christian Biographie, London 1799. Meistentheils wird übrigens der Leser die Quellen von beiderlei Art angegeben finden.

Das Leben des J. J. Fabricius, so wie das des Obrist Gardiner und selbst die Mittheilungen aus dem Reiche sind auch, in derselben Verlagshandlung, besonders abgedruckt zu haben.

Möchte doch, besser als es geschahe, in dem dritten Bande dieses Alten und Neuen, der innige Wunsch seines Verfassers haben fühlbar werden können: in der Ueberzeugung immer fester, im Bekennen treuer, an Erfahrung reicher, an Liebe tüchtiger, in Einfalt gediegener zu werden.

Bärenwalde bei Schneeberg im
sächsischen Erzgebirge, am 1. Oct.
1832.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Das Leben des Johann Jacob Fabricius . . . . S. 1
Jugendgeschichte und Bekehrung . . . 5
Anstellung zum Predigeramt . . . 15
Inhalt der Predigten 17
Geschäft der besondern Seelsorge . . 21
Der Unterricht der Jugend . . . 33
Des Fabricius häusliches Leben . . . 36
Des Fabricius Verfolgungen und mehrmalige Vertreibungen vom Amte . . . 43
Die letzten Lebensjahre des Fabricius . . 47
II. Das Leben des Obrist Gardiner . 51
III. Mittheilungen aus dem Reiche . 119
1) Ein wirksames Glaubensbekenntniß . 123
2) Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth 125
3) „Sie riefen der Rebecca und sprachen zu ihr: Willst du mit diesem Manne ziehen? — Sie antwortete: Ja, ich will mit ihm“ . 132
4) Die reiche Erbschaft 145
5) Erfahrungen eines Anfängers . . . 149
6) Der Bilderhändler 156
7) Das geistliche Almosen 161
8) Lob und Gegenlob 166
9) Die Blätter vom Holz des Lebens . 170
10) Der zudringliche Krankenwärter . . 173
11) Der armen Wittwe reicher Trost . . 175
12) Die Stundenuhr 178
13) Die Kinder wollen in den Mond greifen 181
14) Der ungebetene Gast 183
15) Der Wachtelruf 187
16) Das Herz der Väter, bekehrt durch die Kinder 189
17) Die gute Tasse 192
18) Der Neumond 198
19) Die hölzernen Glocken 200

20) Daniel und die Löwen 202
21) Der Bruder Redner 205
22) Die Seelenkäufer 209
23) Das Kälberbrüten 217
24) Der eigensinnige Handelsmann . . 219
25) Die Controversprediger 224
26) Ein geflügeltes Wort an einen Separatisten 226
27) Das letzte Wort 229
28) „Seyd unverzagt, ihr habet die Hülfe vor der Thür" 231
29) „Es geh' mir wie Gott will" . . 238
30) Das Bekennen 242
31) Siehe, ich will sie in eine Wüste führen und freundlich mit ihr reden 245
32) Betet ohne Unterlaß — Wer beten kann, ist selig dran 252
33) Ein Brief 271
34) Ewig, immer derselbe 276
35) Ein lehrreicher Reisebericht . . . 282
36) Die Vision 288
37) Mahanaim 291
38) Simon Johanna, hast Du mich lieb . 305
39) Und der Herr wandte sich und sahe Petrum an 307
40) Eine Desperationskur 312
41) Ein Zuchthausprediger 315
42) „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, Wenn ich in deiner Liebe ruh'" . . 321
43) Der vermeintliche Spion 324
44) Die Adstanten oder Schulhaltergehülfen 336
45) Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel . 341
46) Die Afterärzte 351
47) J. Fr. Oberlin's Verheirathung . . 352
48) Die Tauben hören 362
49) Schlagende Gewalt einer Frage . . 366
50) Die Weinproben 371
Anhang 376
Lord Chesterfield und der Apostel Paulus . 376

Das Leben des Johann Jacob Fabricius.

Das Leben des Johann Jacob Fabricius.

Das Leben des Johann Jacob Fabricius, gewesenen Predigers zu Schwelm, Schwoll und Sulzbach in Westphalen, enthält in seinem ganzen Verlaufe nichts, das dem Auge der heutigen wie der gestrigen Welt wohlgefallen könnte. Bis zu seinem Ende erscheint es zunächst nur als ein beständiger Beleg zu dem Spruche: „in der Welt habt ihr Angst." Auch sind die Früchte dieses Lebens der Mühe und der Selbstverläugnung keine solche augenfälligen gewesen, wie sie der Herr des Gartens öfters vor den Seinen, zur Stärkung der Kleinen und Schwachen, und zur Ermunterung des Fleißes in guten Werken erwachsen und gedeihen lässet; sondern sie haben ihre Gestaltung und erquickende Kraft im Verborgenen, unter dem Boden des Landes empfangen, und tief im bergenden Grunde ihren Saamen getragen.

Das, was vollkommen klar und durchsichtig ist, wie etwa die Luft des Himmels, wird von dem Auge des Leibes nicht gesehen; so erkennt das Auge der Welt eine solche lautere und klare Einfalt, wie sie in Fabricius war, nicht an: sie ist bei ihr wie nichts geachtet. Dieser Mann hat, so viel man über ihn urtheilen kann, seit

seiner Bekehrung zu Gott nichts gethan und gesprochen, den Menschen zu gefallen; sondern was er that und sprach, das hat er vor seinem Gott, und lauter um Gottes willen gewirkt und geredet. Darum dünkten seine Worte nur Denen recht und lieblich, welche selber in Gott waren: den Andren allen waren und blieben sie Aergerniß und Thorheit. — Fabricius gieng für sich selber den ernsten, einsamen, mühevollen Weg einer beständigen Wachsamkeit, eines unausgesetzten Ringens nach der wahren Heiligung aller Kräfte und Begierden des Leibes und der Seele durch den Geist Jesu Christi. Es sind nur wenige Seelen gewesen, denen es gegeben worden, diesen Weg mit ihm zu gehen, denn die Pforte, welche dahin führet, ist eng.

Wer demnach herausgegangen in diese menschenleere Wüste, um vielleicht einen Mann in weichen Kleidern zu sehen, etwa einen Schriftsteller oder Lehrer, der in einer großen Menge von Seelen das (löbliche) Werk der Rührung, Erbauung und der Auferweckung zu einem Anlauf im Guten wirkte, der findet hier nicht, was er suchte. Wer aber herausgegangen, um einen Kampf des aus Gott geborenen Menschen bis aufs Blut, eine Treue bis an den Tod zu sehen, wer herausgegangen, um einen Sieger im Wettlauf zu finden, einen Sieger, der seinen Leib betäubte und kämpfete recht, damit er das vorgesteckte Kleinod gewönne, einen vollendeten Mann in Christo, der wird seinen Weg nicht vergeblich gemacht haben.

Jugendgeschichte und Bekehrung.

Johann Jacob Fabricius war um die Zeit des Beginns des dreißigjährigen Krieges, im Jahr 1618, zu Lennep, im Großherzogthum Berg, von ehrbaren, redlichen Eltern geboren. Seine Schuljahre hat er in den Gymnasien zu Lippstadt, Cöln am Rhein und zu Dortmund zugebracht. Hier mag er allerdings schon einen guten Grund zu den trefflichen gelehrten Kenntnissen gelegt haben, welche sein nachmaliger Schüler, der hochbegabte, berühmte Lehrer der Theologie in Rostock, Dr. Heinrich Müller, an ihm preiset, der dem Fabricius nicht bloß seine große Fertigkeit in den gelehrten, namentlich den morgenländischen Sprachen, sondern, wie er dieß öffentlich anerkannte, „Alles, was er Gutes wußte, nächst Gott zu verdanken hatte.“

Wenn aber auch die Fortschritte unsres Fabricius in den Schulstudien eine rühmliche Anerkennung verdienten und gute Hoffnung für die Zukunft gaben; so mag dagegen diese Hoffnung bei manchem ernster Gesinnten durch das sittliche Betragen des Jünglinges wieder sehr niedergeschlagen worden seyn. Denn Alle, welche ihn als Knaben und als Jüngling, in seiner Vaterstadt und dann auf Gymnasien kannten, erzähl-

ten, daß er in seiner Jugend ganz voller Muthwillen und von ungebändigten Sitten gewesen sey, und er selber, wenn er von seiner Jugend sprach, bestätigte diese Aussage.

Nach zurückgelegten Schuljahren bezog Fabricius die Universität Rostock, welche damals an Lehrern reich war, zu deren Wort und Wirken, in einem für Tausende von Seelen gesegneten Erfolg, Gott selber sich bekannte, weil sie sich zu ihm bekannten. Die academische Freiheit kam einem Jüngling von solchem Hange des Gemüths sehr erwünscht. Er genoß ihrer nach Kräften, und wenn er die Vorlesungen der Lehrer mit gewohntem Fleiß abgewartet, zog er den lärmenden Lustgelagen der gleichgesinnten Gesellen nach, ergab sich, gleich ihnen, den Eitelkeiten und dem wilden Sinnenrausch der Jugend. Er hielt diese Lebensweise mit seinem künftigen Beruf zum Prediger so wohl vereinbar, daß er, ohne Bedenken, wenn er noch den Sonnabend in wildem Getöse zugebracht, am Sonntage in einem der benachbarten Dörfer die Kanzel bestieg, um da eine, nach dem Urtheil der meisten Zuhörer gar wohlgesetzte und wohllautende Predigt zu halten.

In Rostock besuchte er zuweilen auch die Predigten des seligen Professor Lütkemann, weil er dieselben als „sehr geistreich" hatte rühmen hören. Aber in diesen Predigten war etwas Anderes, als das, was die Welt geistreich nennet. Das war ein Geist, welcher Herzen und Nieren prüfet, und durchdringet Mark und Bein: der

Geist des Wortes Gottes selber. Lütkemanns ganzer Sinn und stetes Trachten giengen darauf hin: daß er in den ihm anvertrauten Seelen dem Herrn eine Gemeinde darstellete, die da wäre unsträflich und ohne Makel. Darum hörte man in allen seinen Predigten die Stimme des Ernstes, welche den sichern Sünder zur Buße rufet; die Stimme der Liebe und Erbarmung, welche den Reuigen zu Christo lockt, damit er von Ihm sich die Sünde vergeben lasse und das Blut des Sohnes Gottes ihn rein mache von aller Sünde (1 Joh. 1 v. 7.). Vor Allem aber hörte man hier die Stimme der Treue, welche den Gläubiggewordenen warnte, vor der Gefahr des Stillestehens oder des Zurückweichens auf dem Wege der Errettung und ermahnte zu einem unabläßigen Wachen, Beten und Ringen, damit er geschickt werde, einzugehen durch die enge Pforte. „Jede, auch die scheinbar kleinste wissentliche Sünde, wenn du sie nicht ausreißest aus deinem Herzen, in der Kraft Dessen, der die Welt überwunden hat, scheidet dich von deinem Gott und Erlöser, scheidet dich, wenn du nicht mit ganzem Ernst dazuthust, von Ihm auf ewig. Hier gilt kein Schlummern und Verharren in den alten Gewohnheiten des Fleisches; kein halbgetheiltes Herz wird eingehen in das Reich des Herrn, keines, in welchem die Liebe der Welt noch herrschet. Denn so Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters (1 Joh. 2. v. 15.). Darum, wer Christo angehören will, der kreuzige sein Fleisch, sammt den Lüsten und Begierden. Er

sage ab der Welt und dem Willen des eigenen Fleisches und ziehe den neuen Menschen an, der aus Gott geboren ist und welcher hinfort nicht mehr ihm selber lebet, sondern Gott. Er ringe ohne Aufhören darnach, daß er geheiliget werde durch die Kraft Jesu Christi an Leib und Seele und Geist."

Der Jüngling Fabricius, als er zuerst diese Predigten des seligen Lütkemann hörte, murrete darüber in seinem Herzen. „Diese Sprache, so meinte er, sey zu scharf, der Mensch könne also nicht leben." Jene Ausdauer jedoch und Gründlichkeit, welche der Jüngling nach anderen Richtungen hin sich zu eigen gemacht hatte, vor Allem aber wohl schon damals die unwiderstehliche Kraft der Wahrheit selber, hielt ihn an Lütkemanns Vorträgen fest, er besuchte immer wieder von Neuem seine Predigten, sey es auch nur, um zu erfahren, was das für eine neue Lehre sey, die jener lehrte (Apost. Gesch. 17 v. 19.).

In und bei unserm Fabricius war aber noch ein anderer Zuhörer als das äußere Ohr und die das Gehörte prüfende Vernunft: jenes innere Ohr, welches Gott dem Menschen aufthut, genannt Gewissen. Dieser inwendige Richter hörte und erwog auch das Wort, das Lütkemann sagte, und sprach nun selber, wie ein Echo der Felsen, dieses gehörte Wort so ohne Aufhören nach, daß der stolze, eitle Muth des Jünglinges dem Donner der innern Stimme unterlag. Er erkannte sein eigenes Angesicht in dem Spiegel von Erz, welcher hier ihm vorgehalten wurde, erkannte sein

weites Abirren von Gott, erkannte die Blöße und Schande seines Herzens. Da erfuhr der Jüngling, der bis dahin nur den brennenden Ehrgeiz des äußern Menschen, das lebhafte Gefühl für Ehre und Schande vor den Augen der Welt empfunden hatte, welch ein ganz anderes Gefühl das sey, sich vor den Augen des lebendigen Gottes zu schämen. Dieser hatte alles Thun seines bisherigen Lebens gesehen und sahe noch jezt Alles, was in seinem Innern war. Wo sollte er hingehen vor seinem Geist, wo sollte er hinfliehen vor seinem Angesicht? — Diese Angst, welche fliehen will und weiß nicht wohin, stieg immer höher in ihm. Gott, so schien es ihm, habe ihn verlassen, sey sein Feind geworden, vergeblich sey es nun und sogar Sünde, wenn er um Vergebung bete, denn es sey billig und recht, daß er verdammt werde. „Es hat mich," so erzählte er später einem Freund, „Gott damals rechtschaffen empfinden lassen, was das sey und heiße, den lebendigen Gott erzürnen. Wer das so geschmeckt hat, wie ich es geschmeckt habe, der wird gewiß keine muthwillige Sünde wider Gott thun und wenn er damit wüßte die ganze Welt mit all' ihrer Herrlichkeit zu gewinnen. Die ganze Welt war mir zu eng; alle Creaturen schreckten mich, denn mir war es, als ob sie gegen mich zeugeten. In solcher Seelenangst ließ mich Gott einige Zeit stecken, bis ich mich ganz und gar, auch bis in die Hölle hinein, seinem heiligen Willen überlassen hatte. Ich meine wohl, der liebe Gott hat mir hierdurch einen rechten Schrecken vor der Sünde einjagen

wollen, auf daß ich in den vielfältigen Trübsalen, welche mir begegnen sollten, nicht weich würde, oder durch dieselben mich von Gott abbringen ließe."

Nach dieser Zeit der Angst folgte eine Zeit der Traurigkeit, welche die Schrift eine göttliche nennet, „weil sie wirket eine Reue zur Seligkeit, die Niemand gereuet." Ihm war es, als ob die ganze Kraft seines Lebens sich auflösen sollte in Thränen der Reue, darüber nicht allein, daß er die ewige Seligkeit mit seinen Sünden verloren, sondern mehr noch und am Meisten darüber, daß er seinen lieben Gott und Vater so erzürnt habe. Diese Traurigkeit, so erzählte er nachmals, sey so groß in ihm gewesen, daß, wenn er die Welt mit all ihren Schätzen gehabt hätte, würde er sie gern darum gegeben haben, wenn er damit seine Sünde hätte bezahlen können. — Wenn er um jene Zeit wollte zum heiligen Abendmahl gehen, und, wie es der Gebrauch war, am Tag vorher seine Beichte ablegen, da trieb ihn die große Betrübniß seines Herzens und die Scham und Furcht vor Gott, dem alle seine Sünden offenbar waren, daß er knieend, mit gefalteten Händen und mit heißen Thränen, sein Sündenbekenntniß sprach. Hierüber wurde er von den Predigern, bei denen er damals beichtete, getadelt und verlachet, bis er es endlich wagte, zu dem theuren Lütkemann zu gehen und diesem die Angst und Betrübniß seiner Seele zu klagen. Lütkemann nahm den Jüngling mit Liebe auf und tröstete ihn. „Diese Traurigkeit, selber von Gott gewirkt, sey schon

ein Zeichen Seiner Gnade und Liebe und ein Unterpfand der Erbarmung, welche etwas Gutes aus ihm schaffen wolle."

Und dieß sind in solchen Zeiten der innren Ausgeburt immer die Fragen des noch schwachen, im Aufkeimen begriffenen, dieß die Antworten des schon erstarkten Glaubens:

Frage: „Wie soll ich wissen, daß Gott um Christi Willen meine Sünden mir vergeben habe und daß nun der Geist seiner Gnade mit mir, daß ich sein Jünger sey? Seine Jünger sollen vollkommen seyn, wie ihr Vater im Himmel vollkommen ist, und ich bin noch so unvollkommen, bin noch ein so schwaches, elendes Kind in allem Guten."

Antwort: „Selbst der äußere Mensch ist in seinem Maaß nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, noch in einem viel andern Maaße soll es der durch Christi Blut gereinigte und geweihte, durch seinen Geist wiedergeborene innere Mensch seyn. Es ist aber der Art der Theile nach schon das neugeborne Kind ein vollkommener Mensch. Denn es schlägt in ihm dasselbe Herz, das in dem Erwachsenen schlägt, es athmet in ihm dieselbe Lunge, es sind an ihm dieselben Glieder sichtbar. Das Herz von göttlicher Art, das in dem neuen, aus Christi Geist gebornen Menschen schlägt, ist die Liebe zu Gott und den Brüdern. Wenn du das, was du nach dem schwachen Maaß deiner Kräfte thust oder unterläßest, aus Liebe zu deinem Herrn thust oder unterläßest, wenn du aus Liebe zu ihm dir die-

sen oder jenen Genuß untersagest, wenn in dir ein Wille wachet, der dich lehret, auch auf den Bissen merken, den du nimmst, ob es vor Gottes Augen recht sey, daß du ihn nehmest, wenn du um seinetwillen etwas Gutes wirkest mit deinen Händen, wenn du täglich und oft zu ihm betest, daß er um Christi willen dir ein gnädiger Gott und Helfer sey, dann darfst du glauben, daß ein Herz des neuen Menschen in dir schlage, daß der Geist aus Gott in dir lebe, welcher den nach allen seinen Theilen, wenn auch nicht nach seinen Kräften, vollkommenen Menschen bereits geschaffen hat. Aber hüte dich vor Trägheit und Stillstand und thue, durch ernstliches Gebet und Ringen, allen Fleiß, daß du zunehmest im Guten, daß du dem Zustand der Kindheit, welcher sich wiegen und wägen läßet von allerlei Wind (Ephes. 4 v. 14.) entwachsest und gedeihest von Kraft zu Kraft, von Licht zu Licht, bis du ein Mann werdest in Christo. Denn der, in welchem dieser rechtschaffene Ernst und Eifer, seinem Gott zu dienen, nicht gefunden wird, wer von seinem Fleisch und Blute sich nach wie vor noch bei eintretender Gelegenheit überwinden läßet, der kann in Wahrheit Christo nicht angehören oder ein rechter Streiter Jesu Christi seyn, sondern er ist (wie herrlich er auch äußerlich bei der Welt erscheinen möge) ein Laulichter, den Gott aus seinem Munde ausspeien wird, wie dieß der Geist Gottes dem Bischoff der Gemeinde zu Laodicea drohet. So aber Jemand von einem Fehler übereilt wird,

der lasse dennoch vom Satan sich nicht schrecken. Er nahe sich seinem Herrn, denn, wer anders als nur dieser, sein Fürsprecher bei dem Vater, kann und will ihm helfen. Er lasse nicht ab zu flehen: Herr, reiße du selber diese sündlichen und verkehrten Neigungen aus meinem Herzen heraus, — es ist mein Ernst, Dir anzugehören. — Schaff Du in mir ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir." —

In Fabricius war, von dem ersten Augenblick seiner innern Umkehr an, jener rechtschaffene Ernst und Eifer und wuchs mit jedem Jahre immer stärker. Er legte mit einem Male den eitlen Prunk und Putz, in welchem die damalige studirende Jugend sich gefiel, von sich ab, ja dieses erste Aufwallen seines Eifers war so heftig, daß er die seltsamen Zierrathen seines Hutes und Rockes ins Feuer warf, damit sie ferner keiner Seele zur Versuchung werden möchten. Er hatte schon seit den ersten tieferen Eindrücken, welche er aus Lütkemanns Predigten empfangen, die lärmenden Lustgelage seiner Gesellen vermieden; nun aber mied er auch jede Gelegenheit zu unnützem Geschwätz und wo er mit Andern zusammenkam, schwieg er entweder gänzlich, oder sprach nur, was nützlich war zur Besserung und zur Stärkung im Guten, strafte seine Jugendgenossen, wenn sie in Wort oder Werken sich verirrten, scheute sich nicht, selbst die Prediger und Lehrer der Uni-

versität, wo die Gelegenheit ihn dazu drang, bescheiden an ihre Pflicht zu erinnern.

Hierüber gerieth er, der vorhin ein vielgeltender Führer und ein Liebling seiner Jugendgenossen, so wie in allen ansehnlichen Familien der Stadt ein wohlgelittener Gesellschafter gewesen war, in allgemeine Verachtung. Seiner spotteten die eitlen Jungfrauen und Jünglinge, wenn er ihnen im einfachen, anständigen Kleid eines gewöhnlichen Bürgers begegnete, seiner, als des „weisen Salomons", spotteten die leichtsinnigen Alten. Doch wurde schon damals unser Fabricius, so wie er vorher ein Anführer zu allen Eitelkeiten gewesen, einigen Seelen ein Führer zur Gottesfurcht. Unter andren brachte der Anblick eines solchen treuen Eifers im Guten, einer solchen stillen Demuth, bei allem Spott der Andersgesinnten, einer solchen Alles tragenden und überwindenden Liebe zu den Brüdern, wie sie in Fabricius erschienen, die Seele eines Jünglinges zum Aufmerken und zur Umkehr von dem bisherigen Wege der Eitelkeit, welcher von nun an der erkannten Wahrheit treu blieb bis an sein Ende. Dieser Jüngling war der selige Charias. — Charias scheint von weicherem, blöderem Gemüth gewesen zu seyn, als sein Freund; ihm that der Spott der ehemaligen Lustigkeits-Genossen, so wie der vornehmen Jungfrauen, wenn ihm diese in seinem jetzigen, prunklosen Aufzuge begegneten, über Gebühr weh. Doch auch er überwand den innern Feind der Menschengefallsucht und Menschenfurcht, und em-

pfieng bald in sein Herz jene starke, selige Liebe zu seinem Herrn, welche nicht mehr darnach trachtet, Menschen zu gefallen, sondern deren beständiges Sinnen und Anliegen es ist, daß sie Gott gefalle.

In Rostock verweilte Fabricius sieben Jahre. Es waren dieß für ihn Jahre des ernstesten Fleißes, im Erlernen und Erwerben aller der Wissenschaften und Erkenntnisse, derer ein gründlicher Forscher des Wortes Gottes und der Geschichte der Kirche, so wie ein Lehrer des Wortes, bedarf; Jahre des Fleißes in der Uebung der Selbstverläugnung und in dem Thun guter, göttlicher Werke. Fabricius scheint bereits in Rostock als Lehrer und Prediger in mehreren Seelen jene Saat der Ewigkeit ausgestreut zu haben, die wir in Heinrich Müller zur heilsamen Frucht gereift sehen.

Anstellung zum Predigeramt.

Nach vollendeter Studienzeit kehrte Fabricius in sein Vaterland zurück und wohnte bei seiner Mutter in Lennep. Es war aber gerade um diese Zeit der Prediger zu Schwelm gestorben und die dortige Gemeinde mit der Berathung über die Wiederbesetzung dieser Stelle sehr beschäftigt. Der Ruf der gründlichen Gelehrsamkeit und der großen Gaben zum Prediger-

amt, in welchem Fabricius stund, bewog einige der Aeltesten und Vorsteher jener Gemeinde, daß sie zu ihm giengen und ihn fragten, ob er wohl, im Fall die Wahl ihn träfe, dem Rufe folgen und Prediger in Schwelm werden möchte? Fabricius antwortete, daß, wenn Gott es so wolle, er Seiner Führung nicht widerstreben werde. — Indeß vergieng noch einige Zeit, ehe die Gemeinde über die Wahl einig werden konnte, auch bemüheten sich mehrere andere, an Jahren vielleicht ältere und im Ansehen stehende Prediger und Candidaten des Predigtamtes, die Wahl zu jener einträglichen Stelle auf sich zu lenken. Da wollten die Verwandten unsers Fabricius diesen bewegen, daß er doch zuweilen nach Schwelm gienge und bei seinen dortigen Freunden das gute Andenken auffrischte, vielleicht auch, durch freundliches und höfliches Bezeugen, eine und die andere Stimme noch für sich gewönne. Er aber ließ sich durch dieses Zureden auch nicht zu einem einzigen beifälligen Schritt bewegen, sondern bezeugte seinen Freunden, daß er die Sache ganz Gott befohlen habe und versichert sey, daß dieser Alles zu Seiner heiligen Ehre und auch zum Besten seiner Seele einrichten werde. Sein inbrünstiges Gebet für die Gemeinde von Schwelm sey es nur, daß ihr Gott einen treuen Lehrer schenken möge. Er selber sey fern davon, sich wider Gottes Willen in ein Amt einzudringen oder einzuschmeicheln, ja er wolle deßhalb nicht einen Fuß aus der Stelle setzen. Wolle Gott ihn nach Schwelm haben, so sey dieser mächtig genug, Alles,

les, auch ohne menschliches Suchen und Laufen, so einzurichten und zu regieren, daß es geschähe."

Und so geschah es denn auch. Fabricius wurde nach einiger Zeit durch einhellige Wahl der Gemeinde nach Schwelm berufen. Vor der Ordination mußte er sich der gewöhnlichen Prüfung durch den Superintendenten und mehrere Prediger unterwerfen, welche, obgleich einer und der andere hierzu wenig geneigt war, nicht umhin konnten, seinen gründlichen Kenntnissen und Gaben zum Predigtamt ein günstiges Zeugniß zu ertheilen.

Inhalt der Predigten.

Fabricius nahm sich seines Amtes der Verkündigung des Evangeliums und der Besserung, so wie der Erbauung seiner Gemeinde mit einem Ernste an, welcher an ihm selber, so wie an Andern, dem trägen Fleische keine Ruhe ließ, sondern ohne Aufhören auf Wachen und Beten und auf ein Ringen nach dem Reiche Gottes, aus allen Kräften drang. Seine Predigten waren nicht voller hochstudirter Worte, sondern lehrten den Weg Gottes einfältig und lauter, ohne nach der Menschen Lob oder Tadel zu fragen. Gewöhnlich pflegte er auf diese Predigten zuerst durch stilles Forschen und Nachdenken über den Text der Schrift und durch Lesen in einem gu-

ten, geistreichen Buche, wie die von Tauler oder Arndt, sich vorzubereiten. Hierauf kniete er nieder zum Gebet und flehete Gott mit innigem Vertrauen an: daß doch Er selber ihm die recht eindringenden Worte an seine Gemeinde in den Mund legen und ihm lehren möge, was er reden solle. Der Hauptinhalt oder das Endwort dieser Predigten blieb dann immer, der Text oder der äußerliche Gehalt mochte seyn, welcher er wollte, nur das eine: daß wir durch Gottes Wort und Gesetz uns als Sünder und als untüchtig zum Guten erkennen; in Christo allein Vergebung und Reinigung von der Sünde und Untugend suchen, dann aber, in Christi Geist und Gnade, mit rechtem Ernste nach der Heiligung trachten müssen, damit wir ganz und gar, an Geist und Seele und Leib, unsträflich erfunden werden auf den Tag Jesu Christi. Der Mensch Gottes, wie die heilige Schrift den wahren Christen nennet (1 Tim. 6 v. 11.), müsse durch den Geist ein wahrhaft anderer, neuer Mensch seyn und werden; statt daß er vorhin in allen seinem Thun seinen eigenen Nutzen suchte, müsse er durch die Gnade Gottes lernen, lauter umsonst, ohne allen eigenen Nutzen, Gott und dem Nächsten dienen, müsse andere Sinne, andere Gedanken, andere Worte und Werke, als er vorhin gehabt, an sich nehmen und erweisen, müsse Allem absagen, was er hat, das ist: nicht das geringste Vertrauen, Hoffnung und Trost in etwas Irdisches setzen. Ein Christ müsse lernen, wolle er anders ein rechter Jünger seyn, seinen Herrn in der armen,

geringen Gestalt und unter dem Kreuz zu lieben, welches er selber, der getreue Herr, auf sich genommen, als er noch auf Erden war und noch jetzt in der Natur und Gestalt seiner Glieder, die auf Erden leben, an sich nimmt. Der wahre Christ solle daher unter seinem täglichen Kreuz und Leiden, welche ihm begegnen, sich freuen, denn sie sind ihm Zeichen der Nähe seines Herrn, der bei ihm ist alle Tage und der ihm selber das liebe Kreuz, das er mit sich brachte, tragen hilft, ja der es eigentlich allein trägt. Er solle gern die Niedrigkeit und die Verachtung sich gefallen lassen, denn das ist das Gewand, welches der Herr selber hier auf Erden trug und worin er nun auch seine Glieder, die noch auf Erden sind, kleidet. Wenn ihn aber Christus solcher mehr in die Augen fallender Aehnlichkeit und Gemeinschaft würdige, müsse er auch vor allen Dingen trachten, daß er der innern Aehnlichkeit und Gleichheit seines Herrn würdig und theilhaftig werde: der wahren Herzensdemuth vor Gottes Augen, der Sanftmuth und Geduld, welche den Ungestüm der Feinde durch Liebe überwindet. Denn ein Mensch, welcher noch dem Haß in sich Raum lasse, der sey noch fern von Christo. — Täglich mehr und mehr solle und müsse denn Christus, nicht aber die angeborne Natur, in uns leben und regieren. Damit aber dieses in uns geschehe und vollführt werde, sey freilich ein täglicher Kampf mit Fleisch und Blut und ein gar ernstliches Gebet und Wachen nöthig; ein Wachen, welches auch

auf die geringsten Dinge: ob sie der Seele schaden können oder nicht? ein aufmerksames Auge habe. Denn wer seine Natur, wer sein sinnliches Gelüste, auch nur im Geringen, wie etwa beim Essen und Trinken, nicht sorgfältig bewachet, so daß der Versucher zur Unmäßigkeit und zur Ueppigkeit von daher Zugang zu ihm findet, der wird auch alsbald den mächtigern Versuchungen zum Zorn, zur Unreinigkeit des Herzens und zu andern Sünden ausgesetzt seyn und ohne Gottes besondern Schutz wird er ihnen unterliegen. Es ist nicht genug, daß wir uns täglich als Sünder erkennen und vor unserm Herrn demüthigen. Wir sollen Gott von Herzen lieben lernen, wer aber Gott von Herzen liebet, der hütet sich vor der Sünde. In dieser Liebe zu dem Herrn bestehet schon hier in der Zeit, noch mehr aber in der Ewigkeit, des Christen ganze, einzige Seligkeit. Darum ist Nichts klein, es ist Alles groß, was uns von der Liebe zu Christo, was uns von unserm Herrn scheiden und entfernen, oder was uns ihm näher bringen kann; eine große Sache in seinen Augen ist selbst der Biß in einen Apfel aus Ungehorsam; eine große Sache aber auch das Scherflein, das die Wittwe giebt."

Außer diesen allgemeinen Belehrungen und Ermahnungen pflegte Fabricius die Aergernisse und Laster, die in seiner Gemeinde vorkamen, ernstlich und ohne Ansehen der Person zu rügen und zu strafen und denselben zu zeigen, wie weit solche, die dergleichen thäten, noch vom wahren Christenthum entfernt wären, ja wie sie noch keinen An-

fang im Christenlauf gemacht hätten, wie viel sie sich auch auf ihre sonstigen sogenannten Werke einbildeten.

Geschäft der besondern Seelsorge.

Diese öffentlichen Bestrafungen, bei welchen jedoch Fabricius Niemand mit Namen nannte und Jeden auf das Erbarmen Gottes hinwies, der heute, wenn der Sünder zu seinem Vater umkehren wolle, bereit sey, ihn aufzunehmen, ja ihn herrlich zu schmücken (Luc. 15 v. 22), waren nicht die einzigen, welche dieser eifrige Hirt seiner Heerde an die ihm anvertrauten, irrenden Seelen wendete. Mehr noch als durch seine Predigten, wirkte Fabricius auf seine Gemeindeglieder bei seinen täglichen Besuchen, bald in diesem, bald in einem andern Hause. Er hatte hierbei diese Gewohnheit, daß, wenn er in ein Haus kam, grüßete er dasselbe mit dem Gruß des Friedens, und wenn er dann Einiges mit dem Hausherrn oder der Hausfrau gesprochen, ließ er sämmtliche Hausgenossen, klein und groß, Knechte und Mägde, zusammen fordern. Diese belehrte er auf eine für ihr Fassungsvermögen begreifliche, kindlich eindringende Weise: „daß wir bei allen unsern Geschäften auf Gott sehen müssen, und nur darnach trachten, wie wir Gott gefallen. Denn wer in der Welt sehe und achte

denn so auf einen armen Knecht oder eine arme Magd, als unser Herr, der aus Liebe auch zu den armen Knechten und Mägden seinen Sohn dahin gegeben habe ans Kreuz. Wer bekümmere sich denn so sehr um ein Kind armer Leute, das sein Brod unter vielen Sorgen erwerben und essen müsse, als unser lieber Herr Jesus, der aus Liebe zu allen armen Kindern, zu allen armen Knechten und Mägden, ja zu allen armen, geplagten Menschen, selber sey ein armes Kind geworden, und ein geplagter, für uns geschlagener Mensch. Wer gehe uns denn so nach, und habe solche Geduld mit uns, als der Geist Jesu Christi, der uns bei dem Vater vertritt mit unaussprechlichem Seufzen. Darum, weil doch Niemand in der Welt so auf uns sieht, so für uns sorgt, uns so lieb hat, als unser Herr, da ist es billig, daß wir auch vor allen Dingen auf Ihn und sein Wohlgefallen sehen, und ihn recht herzlich lieb haben. Das Wesen der Welt, mit all' ihrer Lust und Pracht ist vergänglich; es hilft uns nichts, wenn die Menschen der Welt uns loben, weil wir von den Ihrigen sind. Das hilft uns aber, wenn uns einmal an jenem Tage, wenn der Richter kommt über die Lebendigen und die Todten, vor welchem wir über jeden bösen Gedanken, vielmehr über jedes böse Wort und Werk Rechenschaft geben müssen, dieser als die Seinigen anerkennt. Wie bald ist doch das Leben aus, und die liebe, ernste Ewigkeit ist da."

Nach solchen und andern Ermahnungen pflegte

er die Kinder des Hauses, oder wenn keine Kinder da waren, die Dienstboten zu examiniren. Seine Fragen betrafen die Hauptlehren zur Seligkeit, Gott und sein Wesen, Christum und sein Verdienst, den heiligen Geist und seine Kraft an unserm von Natur zum Guten untüchtigen Herzen. Er schloß dann für alle Anwesende mit der Bitte im Namen des Herrn, daß sie doch im Gebet und im gottseligen Wandel treu und beständig bleiben, die Sünden meiden und fliehen möchten, als den Teufel selber. Denn wer in Sünden verharre, der habe sich Christi und seines Leidens und Sterbens nicht zu trösten, ja dieses gereiche ihm nur zu einem schwerern Gericht. Denn Christus sey kein Sündendiener, und darum für uns gestorben, daß wir Freiheit hätten zu sündigen, sondern darum, daß, die da leben, nicht ihnen selbst, das heißt, ihren angeborenen, bösen Neigungen, sondern Dem leben sollten, welcher für sie gestorben ist, und mit seinem Blute sie erkauft hat.

Wenn die Kinder, deren Kenntnisse er geprüft hatte, arm waren, pflegte er sie zu beschenken, und befahl ihnen dabei an, daß sie doch ja das, was er ihnen von Gott und von dem Weg zum Himmel gelehrt und gesagt habe, wohl behalten und zu Herzen fassen möchten, damit sie es noch wüßten, wenn er wieder käme. — Hierauf, wenn die Bewohner eines solchen Hauses nicht Widerspenstige und Ungehorsame der göttlichen Ordnung waren, kniete er nieder und ermahnte zugleich alle Anwesenden,

sie mochten hoch oder niedrig, arm oder reich seyn, eben dasselbe mit ihm zu thun. Er betete darauf mit ihnen, und im Namen ihrer Aller. Nach verrichtetem Gebet stund er auf, reichte jedem Einzelnen die Hand und bat Alle, daß sie doch aus allen Kräften der Gottseligkeit sich befleißigen und das, was er ihnen ans Herz gelegt, nicht vergessen möchten, ja, er ließ es sich öfters von Jedem in die Hand geloben, daß er Gottes Wort und Geboten nachkommen und gehorchen wolle. — Auf solche Art pflegte er täglich mehrere Haushaltungen seiner Gemeinde zu besuchen, und mit ihnen so zu verfahren, und obgleich ein Theil seiner Gemeindeglieder mehrere Stunden weit von Schwelm abgelegen wohnten, ließ er sich doch Weg und Mühe, ohne Ansehen der Jahreszeit und Witterung, nicht verdrießen, um ihren Seelen die nöthige Sorgfalt und Treue zu erweisen.

Bei diesem Allen behielt er jedoch die geistig Kranken und Irrenden, wie ein guter Arzt, immer am Meisten im Auge, und je schwerer ihre innere Krankheit war, desto öfter besuchte er sie, desto sorgfältiger und ernstlicher nahm er sich ihrer mit Gebet, mit Bitten, mit Ermahnungen an. Wenn in einem Hause ein Irrender, oder ein von einem Fehl Uebereilter war, mit diesem pflegte er gewöhnlich zuerst und allein zu reden, ihn zu belehren, im Guten zu stärken, oder nach Gelegenheit aus Gottes Wort zu trösten und wieder aufzurichten. Wußte er jedoch in seiner Gemeinde Solche, welche in of-

fenbaren Sünden: Haß, Neid, Unversöhnlichkeit, Fressen, Saufen, Entheiligung des Sabbathes, in Hurerei und Ehebruch lebten und verharreten, zu diesen gieng er öfters. Er ermahnte sie zuerst immer nur unter vier Augen und auf die gelindeste Weise, etwa mit solchen Worten: „Mein Freund (oder Herr), ich höre und bemerke zum Theil selber, daß eure Seele in großer Gefahr sey. Ich habe deßhalb nicht können noch müssen unterlassen, euch solches vorzuhalten und euch zu ermahnen, daß ihr doch von dieser Sünde abstehen möget, und ich hoffe nicht, daß ihr diese meine treue, wohlmeinende Vermahnung übel deuten werdet, weil ich euch von Gottes wegen zu warnen schuldig bin."

Oefters gelang es ihm gleich beim ersten Besuch dieser Art, Eingang zu den Herzen zu finden. Bemerkte er aber auch nur den kleinsten guten Anfang dieser Art, so ließ er nicht ab, seine Bemühung weiter zu treiben, bis er mit dem Wort der göttlichen Ermahnung ganz durchgedrungen war. So, wenn er Menschen in seiner Gemeinde wußte, die in Haß, Neid und Unversöhnlichkeit mit ihrem Nächsten lebten, ließ er nicht nach, sie zur Versöhnung mit ihrem Feind zu treiben. Und wenn sie etwa vorwendeten, sie seyen nicht die Beleidiger, sondern die Beleidigten, seyen auch nicht abgeneigt, ihrem Beleidiger zu vergeben, wenn er zu ihnen käme und sie um Vergebung bäte, hielt er ihnen den Spruch vor: „So dein Bruder an dir sündiget, so gehe hin und strafe ihn zwischen

dir und ihm allein." Er bewies ihnen daraus, daß auch der Beleidigte zum Beleidiger zu gehen, und die Aussöhnung bei ihm zu suchen schuldig sey, führte sie, wenn ihr Herz willig war, selber zu ihren Beleidigern hin, und überwand die Hartnäckigkeit der Letztern durch Geduld und Liebe. Oder er veranstaltete eine Zusammenkunft der feindseligen Parteien an einem andern Ort, und wendete dann alle Mühe an, sie mit einander auszusöhnen.

Nahmen aber die, welchen er in solchen oder andern Fällen der Versündigung zusprach, seine Vermahnung nicht an, wollten sie sich ihre Sünde nicht lassen leid seyn, und ihm Besserung versprechen, so kam er nach einiger Zeit wieder, und ermahnte sie nochmals in aller Sanftmuth, mit Bitten und Flehen, daß sie sich doch mögten sagen und helfen lassen, und so that er wohl öfter. Blieben sie dann immer noch bei ihrer Hartnäckigkeit, so sprach er ihnen schärfer zu, ließ sie hernach einige Zeit gehen, und wartete in Geduld und in herzlichem, innigem Gebet für die Rettung ihrer Seele, ob ihnen etwa Gott Erkenntniß zur Buße geben möchte. Schien es ihm jedoch, daß er sie nun lange genug getragen hätte, so gieng er wieder zu ihnen, entweder allein oder in Begleitung eines seiner Kirchen-Aeltesten, und ermahnte nochmals. Blieb auch dieß vergebens, so klagte er den sichern Sünder vor den versammelten Vorstehern und Aeltesten der Gemeinde an, und erst, wenn auch dieß umsonst war, schloß er einen solchen öffent-

lich als ein faules und unheilbares Glied von der Gemeinschaft aus.

Am schwierigsten erschien das Geschäft dieser Bestrafungen und Ermahnungen in solchen Fällen, wo die begangene Sünde keine offenkundige oder, wenn sie auch ganz erweislich erschiene, doch eine von dem Thäter nicht eingestandene, hinweggeläugnete war, wie etwa ein Diebstahl und Betrug, oder ein Ehebruch und andere dergleichen Gräuel. Fabricius scheute sich nicht, auch bei solcher Gelegenheit den Verdacht unter vier Augen auszusprechen. Lehnte der Bestrafte die Beschuldigung von sich ab, und brachte Gründe dieser Ablehnung vor, über deren Wahrheit oder Unwahrheit nur Gott, der Herzenskündiger, entscheiden konnte, so gab sich Fabricius damit zufrieden, ermahnte aber zugleich, daß die so beschuldigte Person doch ja ernstlich sich selber prüfen und untersuchen sollte, damit sie nicht sich selbst betröge. Und wenn sie das, was man ihr zuschriebe, nicht gethan hätte, solle sie es doch auch in Zukunft niemals thun, auch alle Gelegenheit und allen bösen Schein meiden. Hätte sie es aber gethan, so möge sie es wenigstens von nun an nicht mehr thun. War er jedoch fest überzeugt, irgend eine frech läugnende und sich entschuldigende Person habe das Vergehen, worüber er sie eben bestrafte, wirklich begangen, so nahm er ihre Entschuldigung nicht an, stellte ihr Gottes, des Allwissenden und Allgegenwärtigen Gericht und ewige Verdammniß vor Augen, und bat vor dem Hinweggehen noch mit ein-

dringenden Worten, daß sie doch sich selber durch ihr freches Lügen nicht in ewiges Verderben stürzen möge: er könne nun nicht anders, als ihre Seele Gott und seiner Gerechtigkeit überlassen.

Es lag eine solche Gotteskraft der Liebe und Treue in diesem Verfahren, welches Fabricius, ohne Ansehen der Person, an allen Denen übte, welche in seiner Gemeinde ein öffentliches Aergerniß gaben, daß sich selbst Solche vor dem äußerlich so ohnmächtigen Pfarrer und seinem Worte fürchteten, welche ihr hoher Stand schien weit über eine solche Furcht erhoben zu haben. Ein mächtiger Fürst, welchem bei einer gewissen Gelegenheit unser Fabricius Gottes Rechte und Gesetze vorhielt, äußerte hierauf ganz empfindlich: er solle wissen und bedenken, daß er ein Fürst wäre. Darauf antwortete der Prediger: „Er wisse das wohl, auch wisse er, daß Fürsten von Gott große Gewalt empfangen hätten und Herren wären, so weit es ihnen Gott zuließe, über der Menschen Leib und Leben, doch solle auch er seinerseits wissen und bedenken, daß er ein Christ sey, und an jenem Tage deßhalb Rechenschaft geben müsse.“ — Der furchtlose Ernst, womit diese Worte gesprochen wurden, erschütterte den Fürsten so sehr, daß er tief bewegt den Fabricius bat, er solle für ihn beten, und als derselbe hinweggegangen war, äußerte der Fürst gegen einige seiner Hofleute: „Ach, daß ich so ein Mann wäre, als Fabricius ist.“ — Auch ein gewisser anderer Fürst, welchem „der kleine Pa-

stor" einige Male die Wahrheit gesagt, fürchtete denselben so sehr, daß er, wenn er wußte, daß Fabricius seiner an der einen Thüre warte, zu einer andern hinausgieng.

Nicht aber nur Furcht weckten die treugemeinten Bestrafungen eines solchen Seelsorgers auf, sondern bei einigen weit Abgewichenen auch ein herzliches Erkennen und Bekennen ihrer Sünde, inniges Leid und Reue darüber. Solchen wiederkehrenden Sündern begegnete Fabricius mit Trost, Warnung und Vermahnung, so wie es ihm für ihren Seelenzustand am heilsamsten zu seyn dünkte.

Doch fehlte es auch, leider häufig genug, nicht an solchen Fällen, in denen die liebevollen Ermahnungen des theuren Mannes mit Scheltworten und Lästerungen erwidert wurden. Dieses ertrug Fabricius, als um seines Herrn willen, geduldig und freudig. Zuweilen, wenn er den frechen Läugnern irgend eines — mehr als wahrscheinlich — von ihnen begangenen Verbrechens, dieses vorhielt, drohten ihm diese mit einem Prozeß und verlangten den Beweis dessen, was er ihnen schuld gegeben. Er aber ließ sich auch hierdurch nicht schrecken, sondern unterrichtete etwa nur die Obrigkeit von dem, was er gethan, fügte dabei hinzu, daß dieses nicht geschehen sey, um den Mann zu schelten oder zu verunehren, sondern aus Amts-Pflicht, aus Trieb des Gewissens, um seine Bekehrung und Seligkeit zu suchen. Auch habe er dem Manne das Laster nicht in Beiseyn Anderer, sondern insge-

heim vorgehalten, und sey nicht schuldig, deßwegen Beweis beizubringen oder zu sagen, von wem er die Anklage habe.

In späterer Zeit, als, wie wir hernach sehen wollen, „geistlose, sogenannte Geistliche" den Fabricius in seiner Lehre, als ob er kein guter Lutheraner sey, verdächtig gemacht und hierdurch seinen Einfluß und sein Ansehen bei vielen Unwissenden geschwächt, den Uebelwollenden aber eine Waffe gegen ihn in die Hand gegeben hatten, wurden dergleichen Vorfälle öfters benutzt, um die öffentliche Gewalt gegen ihn in Bewegung zu setzen. Alle Verweise jedoch und Befehle, welche er zur Beschränkung seines „unzeitigen Eifers" erhielt, konnten ihn nicht bewegen, auch nur ein Haarbreit von dem abzugehen, was er für die Pflicht eines treuen Lehrers, Hirten und Haushalters über Gottes Geheimnisse hielt.

Jener Vorwurf eines unzeitigen und übertriebenen Eifers mochte unserm Fabricius unter andrem auch dann treffen, wenn er an Sterbebetten oder in seinen Leichenpredigten, am Sarge und Grabe der Verstorbenen nichts sprach, den Menschen zu gefallen, was der Wahrheit entgegen, sondern immer nur das, was der Wahrheit gemäß und vor Gott recht war (nach Psalm 15 v. 4). Nur dann, wenn die Verstorbenen rechte treue Jünger Christi im Glauben wie im Wandel gewesen waren, ergoß sich seine Rede in Ausdrücken der Freude und zugleich der Klage über ihren Hingang, so wie in Segnungen. Und

wenn auch der Verstorbene ein armer, äußerlich wenig beachteter Lazarus gewesen wäre; so wies er die Zuhörer auf sein Beispiel hin und ermahnte sie, demselben zu folgen. — Waren die Verstorbenen Solche, an denen man im Leben und Wandel ein und die andere Spur einer guten, christlichen Gesinnung bemerken konnte, so erwähnte er dieses mit herzlicher Anerkennung, fügte aber hinzu, er wolle Niemand auf ihr, sondern Alle nur auf Christi Vorbild und Beispiel hinweisen. Diesem ganz und ohne allen Vorbehalt, nicht nur in einzelnen guten Stunden und Zügen, müsse man folgen. — Wenn ferner die Leichenrede einem galt, welcher zwar ein äußerlich nicht geradezu lasterhaftes, wohl aber sonst weltförmiges Leben geführt, und dabei keine, oder nur erst auf dem Todtenbette einige Spuren wahrhafter Selbsterkenntniß und rechtschaffener Buße gezeigt hatte, da pflegte er etwa so zu reden: „Wie unser Verstorbener gelebt hat, lieben Zuhörer, das wisset ihr, die ihr ihn gekannt und seinen Aus- und Eingang, sein Thun und Lassen gesehen habt. Wie er aber gestorben ist, das weiß allein Gott. Doch kann ich meinerseits bezeugen, daß, als ich in seiner Krankheit bei ihm war, derselbe seine Sünden bekannt und gesagt hat, daß sie ihm leid wären, auch hat er mir angelobet, sich zu bessern, wenn ihm Gott wieder aufhülfe, er hat auch gern und fleißig mit mir gebetet, und manches Gute an sich spüren lassen, so daß ich nach der Liebe hoffe, Gott habe ihm seine Sünden vergeben. Wir

weisen aber Niemand auf ihn und sein Exempel hin, sondern allein auf das Exempel unsers Herrn Jesu Christi." Hierauf schloß er gewöhnlich solche Reden mit der Ermahnung: daß doch Niemand seine Besserung bis auf das Todbette verschieben, sondern sich heute — noch in voller Kraft des Leibes und der Seele — zu Gott wenden möge. Denn solche späte Buße sey nur selten wahre, rechtschaffene Buße. — Wenn endlich der Verstorbene ein solcher gewesen war, welcher in offenbaren, ärgerlichen Sünden des Ehebruches und der Hurerei, des Geizes, der Unversöhnlichkeit, der Hoffart, der Völlerei und des Sabbathschändens gelebt hatte, da pflegte der Prediger schon seine Leichenrede gegen ein solches Laster zu richten, und wenn er an die Lebensbeschreibung des dahin Geschiedenen kam, sagte er etwa: „Wie unser Verstorbener gelebt hat, das wisset ihr, die ihr ihn gekannt habt; wie er gestorben ist, das weiß Gott. Uns gebührt es nicht, Jemand zu verdammen, dagegen wollen wir uns warnen lassen, einem solchen Beispiel nicht nachzufolgen, sondern bei Zeiten uns zu bessern und Buße zu thun."

Da, der Natur der Sache nach, dergleichen strenge Leichenreden öfters gerade die reichsten, hochansehnlichsten Glieder der Gemeinde trafen, so verfehlten sie zwar nicht ihre Hauptwirkung: die sichern Sünder zu beschämen und zu erschrecken; sie erregten aber auch dem Prediger der Gerechtigkeit in reichem Maaße Verfolgung und Spott und Haß.

Der Unterricht der Jugend.

Mit Recht erinnert der fromme Lebensbeschreiber unsers Fabricius daran, daß es sich in der Erkenntniß göttlicher Dinge und in der Belehrung der Seelen zur Gottseligkeit eben so verhalte, wie bei der wissenschaftlichen Belehrung und Bildung. Eben so wie ein Schüler, der zu Künsten und Sprachen solle angeführt werden, niemals darin gründlich werden könnte, wenn man ihn ohne allen vorhergehenden Schul- und Elementarunterricht sogleich auf Academien, zum Anhören der Vorlesungen der dortigen Lehrer senden wollte; so werde auch ein Mensch, der keinen christlichen Jugendunterricht genossen habe, nur selten den rechten Nutzen aus den Predigten ziehen. Um so mehr, da die Lehren und Wahrheiten, welche in recht früher Jugend ins Herz gepflanzt werden, hier immer den tiefsten Eingang und das kräftigste Gedeihen finden, und da der Lehrer der Kinder jedes einzeln ins Auge fassen und seinem Bedürfniß gemäß behandeln kann. Man findet daher fast immer in dem Leben solcher Menschen, welche auf dem Wege der Gottseligkeit vorzüglich weit gefördert gewesen, daß der erste Eindruck des Guten in ihrer frühen Kindheit, durch das Beispiel frommer Eltern, oder durch die Lehren und das Beispiel frommer Schullehrer ihnen ins Herz gelegt worden.

Fabricius pflegte seine Belehrung der Jugend nicht nur auf die gewöhnliche Kinderlehre an den Sonntags Nachmittagen zu beschränken, obwohl er auch hierbei immer die Hauptlehren des Christenthums erläuterte, und mit kindlichen, tief eindringenden Ermahnungen die jungen Seelen zu bewegen suchte, daß sie doch ihr Herz der heilbringenden, ewig selig machenden Lehre öffnen, und daß sie es ganz ihrem Herrn schenken und weihen sollten. Er besuchte auch außer diesem, wie wir bereits oben sahen, schon die ganz kleinen Kinder in dem Hause ihrer Eltern, suchte den Kleinen Furcht vor Gott und Liebe zu Ihm ins Herz zu prägen, und lehrte ihnen beten, indem er selber vor ihnen und mit ihnen seine Kniee beugte. Wenn dann die Kinder zur Schule giengen, so besuchte er sie auch hier, denn er pflegte jede Woche, wenigstens einmal, zur Schule zu kommen, um zu sehen, ob auch der Schullehrer sein Amt fleißig thäte, um die Erkenntnisse der Kinder in den Lehren des Christenthums zu prüfen, sie herzlich zur Gottesfurcht zu ermahnen, und mit ihnen zu beten.

Bei seinen Kinderlehren stellte er den Kleinen öfter vor, welche hochwichtige Sache und welche Gnade von Gott der Bund sey, den sie in der Taufe mit ihrem Gott und Heiland eingegangen wären und geschlossen hätten. Er beschrieb ihnen den süßen Frieden und die Seligkeit eines jungen Herzens, welches diesem Bund mit seinem Herrn treu bleibt, aber auch den Unfrieden und das Elend eines solchen, welches

den Bund gebrochen, und mit Wissen gegen seinen Herrn, dem es in der Taufe geheiligt worden, gesündigt hat.

Eben so bereitete er die, welche zum ersten Mal zum Tisch des Herrn nahen sollten, so zu, als ob sie hier an der Gränze zwischen Tod und Leben, vor dem Eingang zur Ewigkeit stünden. Hier auf der einen Seite eine Gefahr des Todes, für Solche, welche das heilige Mahl mit dem Vorsatz, mit der ungebändigten Lust zur Sünde im Herzen genössen, dort aber eine Stärkung zum ewigen Leben, für Solche, welche der Sünde von Herzen absagten. Täglich die Stunde von 10 bis 11 des Vormittags, ein halbes Jahr lang, pflegte er ausschließend dem Unterricht solcher junger Christen zu widmen, welche durch das Abendmahl unter die lebendigen Glieder der Gemeinde aufgenommen werden sollten. Es erregten der Ernst, der Eifer und die inbrünstige Andacht, womit Fabricius diese jungen Seelen zur Gottseligkeit und zur treuen Nachfolge ihres Erlösers ermahnte, in allen Aelteren, die ihn hörten, ein tiefes Nachdenken und Staunen, und weckte manche unter ihnen zu einer Prüfung ihres eigenen Zustandes und zum ernsten Flehen vor Gott um Erbarmung und Hülfe auf. An den jungen Christen selber aber, welche der mit so brennendem Eifer ertheilte Unterricht zunächst angieng, war diese Saat der Thränen, der ernstlichen Fürbitte und der Belehrungen aus Gottes Wort nicht verloren, sondern dieselbe trug, bei Einigen früher, bei Andern später, viel-

fältige Frucht, deren Segen vielleicht noch jetzt, bei den Nachkommen im dritten und vierten Glied, sichtbar seyn wird.

Des Fabricius häusliches Leben.

Obgleich unser Fabricius erkannte, daß eine menschliche Ordnung, welche den Priestern verbiete, ehelich zu werden, unrecht und gegen Gottes Gebot sey, hatte doch er selber eine große Neigung zu dem ehelosen Stande, und hielt dafür, daß, wenn es ihm durch die Gnade Gottes möglich wäre, ein Prediger des Evangeliums wohl thäte, wenn er ehelos bliebe, theils damit er durch das Weib nicht zur Lauigkeit verführt, oder durch Sorgen der Nahrung gehemmt und umstrickt werde; theils auch, damit es ihm leichter sey, Verfolgung und Trübsal um des Evangeliums willen zu ertragen. Er blieb deßhalb bis zum dreizehnten Jahre nach seiner Beförderung zum Predigtamte unvermählt, und war geneigt, sein ganzes übriges Leben ledig zu bleiben. Späterhin sah er sich jedoch genöthigt, diesen Vorsatz aufzugeben. Weniger wohl deßhalb, damit er auch hierinnen den Verdacht zu schanden mache, welchen seine Feinde und Lästerer, aus der Mitte seiner eigenen Amts- und Glaubensgenossen, gegen ihn erregt hatten: „als sey er nicht gut und ächt lutherisch,“ wo-

durch allerdings einem großen Theil seiner Gemeinde das Vertrauen zu ihrem treumeinenden Lehrer benommen wurde, als aus einem andern, ihm als Vorgänger der Gemeinde, auch mit Beispiel und That, näher anliegendem Grunde. Denn die Familienväter und = Mütter, wenn Fabricius sie zur Friedfertigkeit, zum Vertrauen auf Gott, zur Wohlthätigkeit, zu treuerer Aufsicht über ihre Kinder ermahnte, oder sie tadelte, um ihrer Kleingläubigkeit und ihres Geizes willen, erwiderten ihm öfters: „er als einzelner und unverheuratheter Mensch habe freilich leicht reden, er sollte es aber nur einmal versuchen, sollte sich in den ehelichen Stand begeben, und als christlicher Hausvater die Sorge für das leibliche, wie das geistige Wohl des Weibes und der Kinder übernehmen, solle dazu seine bisherige Ruhe aufgeben, dann werde er selber erfahren, wie schwer, ja wie unmöglich es sey, daß es in der Ehe ohne öfteren Verdruß, ohne Sorgen und ohne das abgienge, was er Vernachlässigung der Aelternpflichten nenne. Denn da habe man genug zu thun, um dem Weib und den Kindern die nöthige Nahrung und Kleidung zu verschaffen; da könne man nicht immer ans Gebet und an die ewige Seligkeit denken." Diese Zweifel an der Kraft des Christenglaubens, auch in den Verhältnissen des Familienlebens, entschloß sich endlich Fabricius, im festen Vertrauen auf die Gnade und Hülfe Gottes, durch die That zu widerlegen. Er berieth sich deßhalb mit dem damaligen Prediger zu Campen, und nachmaligem Superinten-

denten zu Sulzbach, Justus Braune, einem Manne, der an ernster Gottesfurcht und Treue in der Verkündigung des Evangeliums unserm Fabricius gleich war; gleich diesem aber auch vielfältig verfolgt und verlästert wurde. Diesen fragte Fabricius, ob er in seiner Gemeinde eine Jungfrau kenne, welche in Gebet und Gottesfurcht erzogen und wohlbegründet sey? Eine Jungfrau von wenig Worten und stillem Wandel, welche gelernt habe fleißig zu seyn mit ihren Händen, abgeneigt den Vergnügungen der Welt und der hochmüthigen Ziererei. Da nannte ihm Braune die Tochter einer armen Wittwe, welche um der Religion willen aus Böhmen vertrieben war, und seitdem hier in der Fremde mit der Arbeit ihrer Hände sich ernährt, und ein Brod der Thränen gegessen hatte; einer Wittwe, welche dieses ihr Kind einsam und still, in der Zucht und Furcht Gottes erzogen, es zum Gebet und zur Arbeit fleißig angehalten hatte. Fabricius folgte dieser Weisung, und lernte bald in jener Jungfrau eine solche kennen, welche einen guten Anfang rechtschaffener Gottseligkeit und der Nachfolge Jesu gemacht hatte. Die Mutter gab gerne ihre Einwilligung zur Verbindung ihrer Tochter mit einem solchen Manne, und Fabricius fand an seiner Hausfrau eine treue Mitstreiterin und Gefährtin auf dem Weg zur Seligkeit, welcher es ein rechter Ernst war, fortzugehen und zu wachsen in der Heiligung, und welche, weit entfernt, ihren Mann in den vielen nachmaligen Verfolgungen weich oder verzagt

zu machen, ihn vielmehr tröstete und im Glauben stärkte.

Auch in seinem Ehestand und häuslichen Verhalten ward nun Fabricius seiner Gemeinde ein Vorbild christlichen Ernstes. Sein Haus war und blieb ein Haus des Friedens und der Stille, da jeder Trost- und Hülfe-Bedürftige das fand, was er suchte, da jeder Arme nach bestem Vermögen erquickt, und in seiner dringenden Noth erleichtert wurde. Er hielt die Seinen fleißig an zum Gebet, und daß sie arbeiteten mit ihren Händen, und lerneten stille seyn zu Gott (Psalm 62 v. 2). Denn es war eine Haus- und Lebensregel des Fabricius: Thun sey besser als reden, und des Weibes löblichste Kunst und Wissenschaft sey es, das Schweigen zu lernen, und eingekehrt zu bleiben mit Gebet in ihrem Innern; eingekehrt zu bleiben in ihrem Hause. Er wachte auch fleißig darüber, daß nicht Jemand der Seinen durch eitlen Schmuck oder unnöthigen Aufwand in den Kleidungen, ein Aergerniß gäbe, sondern er und sein Weib, so wie nachmals die Kinder, trugen sich einfältiglich, nach der Weise des bescheidenen Bürgerstandes. Dem unnöthigen Ueberfluß, und noch vielmehr der Ueppigkeit und Leckerhaftigkeit im Essen und Trinken war er sehr abgeneigt, ja er hielt dafür, daß dieses ein Diebstahl an dem ärmeren Bruder sey, indem das, was diesem zur Gabe gebühre, durch Ueberfüllung des Leibes vernichtet, und gleichsam mit Füßen zertreten würde, zu geschweigen der Gefahr der Seele, welche ein

solches Ausschweifen herbeiführe. Als ihm Gott Kinder gab, ließ er sich die geistliche wie die leibliche Sorge für diese innigst angelegen seyn. Am Morgen betete er mit ihnen knieend das Morgengebet und noch einige andere Gebete, hierauf ließ er sie Etwas lesen oder lernen; alsdann, nach etwa einer Stunde, wurde ihnen ein Frühstück gereicht, und darnach ihnen eine Ruhestunde verstattet. Die Größeren unter ihnen wohnten dem täglichen Unterricht bei, welchen der Vater den Confirmanden ertheilte, und waren die übrige Zeit ohne Aufhören, nach dem Maaß ihrer Kräfte beschäftigt. Nach dem Mittagsessen ließ er den Kleinern abermals einige Zeit zu ihrer Erholung. Um die zweite Stunde des Nachmittags pflegte er hierauf alle Hausgenossen um sich zu versammeln, mit welchen er, nachdem ein Capitel aus der Bibel gelesen worden, knieend betete, dann wurden die Kinder abermals einige Stunden lang zu ihrem Geschäft angehalten, und wenn sie nach beendigter Arbeit noch zur Genüge sich bewegt und erfrischet hatten, wurde ihnen zur rechten Zeit ihr Abendessen gereicht. Hernach ließ der Vater sie beten und brachte sie zur Ruhe.

Der großen Mildthätigkeit unsers Fabricius wurde vorhin nur im Vorbeigehen mit einigen Worten erwähnt. Wir müssen über diesen besondern Zug seines Wesens noch Einiges hinzufügen. Bei dem Pfarramte zu Schwelm waren damals die Einkünfte noch so beträchtlich, daß mancher Andere gar wohl in dieser Lage, und bei solchem einfachen Leben

sich würde Einiges erspart und zurückgelegt haben. Fabricius hatte aber demohngeachtet niemals mehr, als er gerade brauchte. Denn wenn ihm die Bauern die zu seiner Pfarrei gehörigen Einkünfte brachten, und hierbei ein wenig klagten, daß es ihnen schwer falle, diese gebührenden Abgaben zu entrichten, da gab er ihnen Alles wieder zurück. Wenn sich dieselben aber auch nicht beklagten, er aber wußte, daß sie arm seyen, oder erkannte ihre Dürftigkeit an ihren Kleidungen, gab er ihnen das Ihrige wieder. Und wenn sie aus Schamhaftigkeit sich weigerten, es anzunehmen, drang er sie dennoch dazu, das Mitgebrachte für ihre Frauen oder Kinder wieder nach Haus zu tragen, denn Gott habe ihm noch Etwas gegeben, und wenn dieß verzehrt sey, würde er ihm wohl noch weiter Etwas schenken. Den Spruch: gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will, übte er nach besten Kräften und Vermögen. Wenn er einen Menschen in dringender Noth gewußt hätte, und in seinem ganzen Vermögen wäre nur ein Bissen Brodes oder ein Groschen gewesen, er würde nicht haben ruhen können, bis er damit die fremde Noth gelindert hätte. Nur Solchen gab er nicht, bei denen es ihm eine Sünde zu seyn schien, wenn er durch seine Gabe sie im Sündigen bestärkte, und wenn Leute bei ihm borgten, welche dieß allem Ansehen nach schon in der Absicht thaten, das gutmüthige Vertrauen des Pfarrers zu täuschen, schärfte er ihnen, indem er, wenn es in

seinem Vermögen stund, dennoch ihre Bitte erfüllte, den Spruch ein: „der Gottlose borget und zahlet nicht" (Ps. 37 v. 21). Sonst gab er einfältiglich den Nothleidenden und Dürftigen, und wenn ihm Jemand einwenden wollte, diese Personen seyen einer solchen Güte nicht werth, weil sie gar böse wären, führte er die Worte eines frommen studirenden Jünglinges von Adel an, mit welchem er einst in seiner Jugend eine Reise gemacht hatte. Als dieser an einige arme Knaben, die baten, ein Almosen austheilte, wollte ihn die Gastwirthin davon abmahnen, indem sie sagte, es seyen böse Buben. Er aber erwiderte, ich bin auch ein böser Bube, so wird denn ein böser Bube dem andern Etwas mittheilen. — Freudiger jedoch und eifriger im Wohlthun und Helfen denn jemals, war Fabricius dann, wenn die Noth, welche er zu lindern suchte, einen seiner Feinde und Lästerer traf. Ohne daß diese selbst es wußten und bemerkten, ließ er ihnen Wohlthaten zufließen, oder wehrte das Uebel, das ihnen etwa drohte, durch Verwendung und Fürbitte bei der Obrigkeit ab.

Nachdem Fabricius sich vermählt hatte, pflegte ihm zuweilen seine Hausfrau, wenn er, wie es ihr schien, über Vermögen hinweggab, bescheiden Vorstellungen darüber zu machen. Er aber antwortete dann immer scherzhaft: wenn ein Bettler dem andern giebt, darüber lachen die Engel im Himmel.

So war er auch nach Vermögen gastfrei. Seine große Gelehrsamkeit und Fertigkeit, beson=

ders in der hebräischen und griechischen Sprache, deren er so wohlkundig war, daß er sie geläufig sprach, zog öfters junge Gelehrte zu ihm, welche seinen Unterricht benutzen, und in den Sprachen sich üben wollten. Wußte er, daß diese wohlhabend seyen, so nahm er ohne Bedenken das an, was sie ihm für seine Bemühung und längere Bewirthung darboten. Waren sie jedoch arm, so begehrte er keine Vergeltung von ihnen, und wenn sie auch Monate und Jahre lang in seinem Hause geblieben wären.

Des Fabricius Verfolgungen und mehrmalige Vertreibungen vom Amte.

Diese ganz besonderen, über unseren Fabricius verhängten Leiden, nahmen schon ihren Anfang bald nachdem er von der Universität zurückgekehrt war. Er hatte sich in seinem Gewissen gedrungen gefühlt, bei mehrfacher Gelegenheit einen gewissen Prediger, welcher nicht würdiglich wandelte seines hohen Berufes, an seine Pflichten zu erinnern, und obgleich er dieses nur im Vertrauen und in aller Demuth gethan hatte, konnte ihm jener Mann, der bei der Welt nur um so mehr in Ansehen stund, weil er sich ihr gleich-

stellte, dennoch niemals diese wohlmeinende Freimüthigkeit vergeben. Als später unser, für das Haus seines Herrn so ernstlich eifernder Fabricius, ähnliche geistliche Arzneien ohne Ansehen der Person an mehrere hohe und niedere Geistliche, so wie ansehnliche Professoren austheilte, brachte die Bitterkeit dieser heilsamen Gaben einen großen Theil des Standes gegen ihn auf, welcher, seiner Bestimmung nach, einen solchen Mitbruder ganz besonders hätte sollen in seiner gesegneten Wirksamkeit unterstützen. Dazu kam auch etwa noch der Neid über die von ihm ungesuchte Beförderung des Fabricius, an das von so Vielen vergeblich gesuchte, einträgliche Pfarramt zu Schwelm. Und so geschahe es, daß er an den Schriftgelehrten und Geschlecht der Priester zum großen Theil Feinde hatte, die jeden seiner Schritte, jede seiner öffentlichen Aeusserungen nach Möglichkeit bewachten und zu verketzern suchten, obwohl ihm Gott zugleich die große Wohlthat erzeigte, daß sein Jugendfreund und treuer Kampf- und Leidensgenosse schon in Rostock, der vorhin erwähnte Chartas, Prediger in dem benachbarten Campen wurde, und überdieß an dem frommen Superintendenten Justus Braune, so wie an dem Prediger Junge zu Münchendamm, ihm zwei innig treue Freunde schenkte.

Da die Feinde und Lästerer von der Seite des Wandels an unserm Fabricius keinen Tadel finden konnten, außer nur etwa den: daß er in seinen Grundsätzen zu streng und gesetzlich sey,

versuchten sie es, ihn in der Lehre zu fahen und verdächtig zu machen. Der gefährlichste Vorwurf, welcher sich damals gegen einen gläubigen Prediger aussprechen ließ, war der: daß er nicht gut lutherisch sey, und die Schimpfnamen Kryptokatholik, Weigelianer, Wiedertäufer, Geisttreiber, wenn sie ein ansehnlicher Mann in geistlichen Würden oder ein Lehrer auf Universitäten aussprach, wirkten öfters gleich einem mächtigen Bannfluche. So machten ihn denn in den Augen seiner Feinde zu einen Wiedertäufer solche Aeusserungen, wie etwa die, welche er einst bei einer Catechisation gethan: daß man in den früheren Zeiten der Kirche den allerdings sinnvollen Gebrauch gehabt, den Täufling ganz ins Wasser zu tauchen, als wollte man ihn ersäufen, anzudeuten hiermit, daß der alte Adam sterben und untergehen müsse, so wie durch das Wiederherausziehen des Täuflings aus dem Wasser, die Nothwendigkeit eines täglichen Wiederaufstehens des neuen Menschen. Bei andern Gelegenheiten sollte sich in seinen tiefeingehenden Schrifterklärungen bald Weigelianismus, bald eine andere anti-lutheranische Gesinnung verrathen haben.

Anfangs fanden solche Einflüsterungen keinen Eingang bei der Gemeinde zu Schwelm, denn der Wandel ihres Pfarrers zeugte zu unwidersprechbar deutlich für die Aechtheit und Göttlichkeit seiner Lehre. Als sich aber allmälig manche der vielvermögendsten und ansehnlichsten Bürger durch die oben erwähnte, ernste Amtstreue des Mannes in dem Geschäft der beson-

dern Seelsorge hatten erbittern lassen, und als die Feinde in einem, seinem Inhalt nach durchaus evangelischen Büchlein desselben: „vom viel geplagten und dennoch verstockten Aegypten,“ allerhand scheinbar nicht lutherische Sätze aufgefunden hatten, gelang es ihnen, selbst die Obrigkeit auf einige Zeit zu verblenden, und sie dahin zu vermögen, daß sie den Fabricius seines Amtes entsetzte. Da jedoch seine Unschuld bei näherer Untersuchung der Sache bald wieder an den Tag kam, befahl die Churfürstlich-Brandenburgische Regierung zu Cleve, daß er wieder in sein Amt eingeführet würde. Es hatten sich jedoch, während der Zeit, in der Gemeinde böse Rotten gebildet, welche der Wiedereinsetzung des viel verlästerten Mannes sich gewaltsam widersetzten, so daß er nur durch ein Wunder göttlicher Bewahrung vom Tode gerettet wurde, als die erboste Schaar mit Steinwürfen auf ihn eindrang, davon jeder, wenn er recht getroffen hätte, tödtlich seyn konnte. Hierauf ließ es die Obrigkeit, um den heftigen Zwiespalt der Gemeinde zu stillen, dennoch geschehen, daß Fabricius entfernt würde, jedoch unter der Bedingung, daß die widerspänstige Gemeinde ihn mit Geld für die begangene Ungerechtigkeit entschädigte. Diese Vorsorge war indeß vergeblich, denn Fabricius nahm, wo er nicht zu arbeiten hatte, kein Geld an.

Nach einiger Zeit erhielt er dann einen Ruf zu der sehr wenig einträglichen Predigerstelle zu Schwoll. Hier war es, wo er sich, wie wir

schon oben erwähnten, vermählte. Denn die Sorgen um das zureichende Auskommen und um den Betrag der Einkünfte überhaupt, lagen ihm so wenig an, daß er später, als er von Schwoll aus durch den Fürsten nach Sulzbach berufen wurde, und es ihm Gottes Wille zu seyn schien, daß er diesem Rufe folgte, auch gar nicht darnach fragte, wie viel die Einnahme bei seiner neuen Stelle betrüge? Als sich daher seine Verwandten zu Lennep, die er auf der Durchreise von Schwoll nach Sulzbach besuchte, bei ihm nach dem jährlichen Einkommen bei seinem nunmehrigen Amte erkundigten, antwortete er: dieß sey ihm gänzlich unbekannt. Er hoffe aber wohl, daß sich dort so viel finden werde, als zu seiner und der Seinigen Nothdurft hinreichend sey.

Die letzten Lebensjahre des Fabricius.

In Sulzbach nahm Gott seine treue, liebe Hausfrau von seiner Seite. Sie hatte ihm vier Kinder hinterlassen, welche zum Theil noch so klein waren, daß sie einer beständigen mütterlichen Aufsicht und Pflege nur schwerlich entbehren konnten. Als er, etwa ein Jahr lang, mit großer Beschwerde, Vater- und Muttersorgen zu-

gleich getragen, geschahe es, daß eine junge und reiche adeliche Wittwe, die sich damals zu Sulzbach aufhielt, zu ihm, wegen seines frommen Wandels, eine Zuneigung faßte, und dem Superintendenten, Justus Braune, der sein innig brüderlicher Freund war, ihren Entschluß mittheilte, dem Fabricius, wenn er möchte, ihre Hand zu reichen. Auf den Rath seines Freundes, der die Wittwe genauer kannte, gab Fabricius seine Einwilligung zu dem wohlgemeinten Antrage. Als aber die vornehmen Aeltern der Wittwe große Schwierigkeiten gegen diese Verbindung machten, und als Fabricius erfuhr, daß die Feinde an der von ihm doch niemals gesuchten Heirath Gelegenheit nähmen zum lästern, indem sie sagten, jetzt könne man sehen, wie wenig es ihm selber mit seiner Lehre Ernst sey, da er nun auf einmal nach Geld und Gut frage, wurde er wieder anderes Sinnes. Denn er fieng an zu fürchten, eine solche Verbindung möchte Anlaß geben zu Aergernissen, und es war jederzeit sein Grundsatz gewesen, lieber Hand oder Fuß sich abzuhauen, als Aergerniß zu geben. Er gab daher sein Vorhaben auf, und wählte zur Mutter und Pflegerin seiner Kinder und zu seiner Gemahlin, eine Tochter armer, aber frommer Aeltern, „eine Jungfrau von wenig Worten und stillem Wandel, welche gelernt hatte fleißig zu seyn mit ihren Händen.“

Von den übrigen äußeren Lebensumständen unseres Fabricius in seinen letzten Lebensjahren ist nur wenig bekannt. Er predigte durch Wort

und

und That, nach wie vor, mit großem Ernst und großer Treue den Weg zur Seligkeit. Hierbei wurde er auch noch immer von der sogenannten Geistlichkeit verlästert und verfolgt, obgleich ihn Gott an dem alten Herzog Christian August von Sulzbach einen treuen Freund und Beschützer hatte finden lassen. Dieser Herr, der wegen seiner großen Gelehrsamkeit, und wegen seiner Weisheit sehr berühmt war, erkannte, obgleich er Katholik, und Fabricius Lutheraner war, in diesem den Geist und die Kraft des wahren Christenglaubens an, und liebte den treuen Prediger des Evangeliums so sehr, daß er auch noch nach des Fabricius Tode väterlich für die Wittwe und Waisen desselben sorgte, und nach dem bald auch erfolgten Ableben der Wittwe, den hinterlassenen Kindern derselben einen Vormund bestellte, welcher dafür sorgen mußte, daß sie mit allem Nöthigen versehen und in der Religion ihrer seligen Aeltern wohl erzogen würden. Ja, seine Liebe begnügte sich auch hiermit noch nicht, sondern er verschaffte den Töchtern seines Freundes, da sie erwachsen waren, ein Unterkommen bei gottesfürchtigen, vornehmen Leuten, wo für ihre weitere Bildung und ihren Lebensunterhalt zugleich trefflich gesorgt war: so daß für diese Kinder eines armen Mannes, der im Glauben und Vertrauen auf Gott jeden Bissen Brodes mit den Armen getheilt, und den Seinen Nichts hinterlassen hatte, nachmals besser vorgesehen war, als wenn ihr Vater Tausende von Thalern für sie zusammen gespart hätte.

Was den Tod des Fabricius betrifft, so wissen wir nur, daß dieser sehr leicht und sanft gewesen. Der vielgeprüfte Mann starb zu Amsterdam im Jahr 1670, nachdem er nur wenige Tage bettlägrig gewesen. Seine letzten Worte waren die Worte eines fröhlich einschlafenden Kindes: Das walte Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist; worauf er sogleich die Augen schloß und entschlief.

Das Leben des Obrist Gardiner.

Das Leben des Obrist Gardiner.

Wenn ein Mann, wie J. J. Fabricius, dessen äußerer Beruf die Verkündigung des Wortes ist, mit Kraft und lauter Stimme von dem Wege zeuget, der allein zur Wahrheit und zum Frieden führet, und die Welt auf ihrem Wege strafet, dann pflegt es den Leuten der Welt weniger aufzufallen; denn der strafende und zurechtweisende Mann gehört schon seinem Stande nach nicht ganz zu den Ihren. Wenn aber Gott, welcher die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, und sich erbarmet, wessen er will, plötzlich einen aus der Mitte der Leute der Welt, einen ihrer bisherigen Stimmführer und Lieblinge, durch den Geist lebendig machet, daß er laut zeuget von dem Leben, das aus Gott ist; da erschrickt die Welt wie vor der Stimme eines lauten Donners, oder wie vor dem ernsten Anblick eines Sterbenden, mitten unter den lärmenden Freuden eines vornehmen Gastmahles. Auf solche Weise hat Gott öfters, wie durch einen Blitz, der in einen Fürstenpallast herniederfähret, ein Feuer des Lebens angezündet in der Mitte der Mächtigen und Großen, und et-

was Neues gethan im Volke, bei welchem die Weisen der Welt, wenn sie es vernahmen, ihre Hand mußten auf den Mund legen und schweigen, der freche Witz der Höfe sich schämen.

Oberst Gardiner wurde in der vollen Höhe seines äußeren Glückes und Ansehens, in einem Zustande, welchem die Leiden, die Sorgen und Kümmernisse des gewöhnlichen Lebens fremd waren, in der kräftigsten Blüthe der Jugend und der Gesundheit, mitten im Rausche der Sinnenlust, zu dem Leben aus Gott erweckt, und zu einem Gefäß der Ehren, zu einem Zeugen der Wahrheit unter den Hohen und Mächtigen erwählet, zu einer Zeit, wo gerade dieser Stand vor allen am Meisten vom Verderben durchdrungen und vergiftet war. Die Lebensbeschreibung des Mannes, wie sie der ehrwürdige Doddridge in englischer Sprache gab, ist, wie dieß unter anderm das Leben des John Neuton bezeuget, in England Vielen zum großen Segen gewesen, möge sie dieß auch in deutscher Sprache manchem Leser unter uns seyn und werden.

James Gardiner, von welchem wir hier erzählen wollen, war der Sohn des Hauptmann Patrick Gardiner, eines Mannes, der sich unter der Regierung des Königs Wilhelm und der Königin Anna, in mancher Feldschlacht den Ruhm eines tapferen, trefflichen Kriegsmannes erworben und bewährt hatte. Patrick Gardiner stammte aus dem Hause Torwood-Head, seine Gemahlin, die Mutter unsers James, war eine geborne Hodges. Diese beiden Familien haben der Sache

des Vaterlandes um jene Zeit manchen mannhaften Kämpfer und Vertheidiger gegeben, und vieles edle Blut zum Opfer gebracht; denn in der Schlacht von Steenkirk, im Jahr 1692, fand der Schwager des Patrick, der tapfere Hodges, an der Spitze seines schottischen Fußvolkes kämpfend, den Heldentod; Robert Gardiner, der älteste Sohn des Patrick Gardiner, fiel vor Namur, im Jahr 1695, gerade an seinem 17ten Geburtstag; Patrick Gardiner, der Vater, liegt ferne von der Gruft der Seinen, in Bayern begraben, denn er starb den Tod des Kriegsmannes, gleich nach der Schlacht von Hochstädt.

Seiner Wittwe und seinem Sohne James, der ihm im Geburtsjahre der brittischen Freiheit, am 10. Januar 1688 geboren war, hatte der Hauptmann ein ziemlich ansehnliches Vermögen hinterlassen, welches ihnen im Aeusserlichen ein sorgenfreies Leben sicherte. Das Erbtheil jedoch, welches James Gardiner von seiner Mutter empfangen sollte, war noch ein größeres, als das vom Vater hinterlassene: ein Zug der Liebe zu Gott und der Furcht vor ihm, welcher mitten unter den Ausschweifungen und groben Versündigungen der späteren Jahre niemals ganz zerrissen wurde. Diese wahrhaft fromme Mutter, hatte vor Allem und mit der zärtlichsten Sorgfalt, in dem jungen Herzen ihres Sohnes eine rechte Erkenntniß Gottes und seines Wortes, und jene Liebe zu Christo zu begründen gesucht, „welche besser ist, denn alle Weisheit,“ und bei diesem Bemühen um die Seele des Kin-

des war sie treulich von einer Tante desselben unterstützt worden, welche den Herrn von Herzen lieb hatte.

Sobald James hierzu fähig erschien, wurde er in die Schule von Linlithgow gesendet, wo er die Hauptgegenstände des Schulunterrichtes mit solchem Fleiß und Eifer erfaßte, daß er noch in seinen späteren Jahren, als ihm sein Lebensberuf schon längst den genaueren Umgang mit den Schriftstellern des Alterthumes verwehrt hatte, im Stande war, viele der schönsten Stellen der römischen Klassiker auswendig herzusagen. Ein solches Talent und solcher Eifer in den Studien schien, zur großen Freude der Mutter und der Tante, dem jungen Gardiner eine andere Laufbahn anzukündigen und vorzubereiten, als die „gefahrvolle" des Kriegsmannes, welche ja der Familie bereits ihre theuersten und liebsten Mitglieder gekostet hatte. Die beiden edlen Frauen thaten Alles, was sie vermochten, um dem jungen James die nicht minder ehrenvollen Geschäfte des Friedens annehmlicher und theurer zu machen, als die des Krieges.

Diesen Bemühungen widerstund jedoch schon sehr frühzeitig in dem Knaben ein angeborner Hang zu den Waffen, und ein unersättlicher Durst nach der Ehre und dem Ruhm des Kriegshelden, und in solcher Richtung bestärkte ihn nicht wenig der Umgang mit dem Brigadier-General Rue, welcher den jungen James wie einen eigenen Sohn liebte. So geschahe es, daß der feurige Knabe schon in seinem neunten Jahre

einen andern viel ältern Knaben zum Duell herausfoderte, wobei er von diesem eine Wunde an der rechten Wange empfieng, deren Narbe zeitlebens an ihm sichtbar blieb, und daß er, von diesem Unfall nicht geschreckt, noch zweimal in früher Jugend sich einer gleichen Gefahr aussetzte. Dieser kindische Ehrgeiz, diese ungestüme Hitze, stunden freilich mit dem Benehmen unsers Obrist Gardiner in späteren Jahren in einem merkwürdigen Widerspruche. Denn da ihn nach seiner Bekehrung ein Herr von Adel zum Duell foderte, antwortete er ihm ganz kaltblütig: „Wie Ihr wisset, fürchte ich nicht den Kampf, aber ich fürchte die Sünde."

Sehr frühzeitig denn trat James als Cadet in Kiegsdienste, und wurde schon in seinem vierzehnten Jahre Fähndrich, bei einem schottischen Regimente. Diesen Posten begleitete er noch in seinem neunzehnten Jahre, in der Schlacht von Ramilles, wo sich ihm auf einmal, wie sein brennender Ehrgeiz sie längst ersehnt hatte, eine Gelegenheit darzubieten schien, sich durch entschlossenen Muth und Tapferkeit hervorzuthun. Die Franzosen hatten den Kirchhof von Ramilles auf eine für sie so vortheilhafte Weise und in so starker Menge besetzt, daß es als ein Werk der verzweifeltsten Kühnheit erschien, sie von dort zu vertreiben. Gardiner stellte sich an die Spitze eines Häufleins Freiwilliger, und rückte im Angesicht des fast sichern Todes gegen den Feind an. Schon hat er seine Fahne auf einer Vortheil versprechenden Anhöhe aufgepflanzt, schon

schreit er in der rohen, und mit sinnlosen Flüchen untermischten Sprache der damaligen englischen Kriegsmänner seiner Schaar das Commandowort zu, das sie um ihn versammlen soll; da trifft ihn ein feindlicher Schuß in den weitgeöffneten Mund. Die Kugel, ohne einen Zahn, ohne den Vordertheil der Zunge zu verletzen, dringt durch den Hals, und etwa anderthalb Zoll weit von der Wirbelsäule entfernt, an der linken Seite des Nackens hinaus. In der Hitze der Kampflust empfindet der Verwundete keinen Schmerz, er sinnt mit Verwunderung darüber nach, wo doch wohl die Kugel hingekommen seyn möge? und meint, er habe sie hintergeschlungen; bis die Macht der kaum gefühlten Wunde ihn zu Boden streckt, und er nun mit den Fingern den Ausgang des hervorquellenden Blutes an seinem Nacken fühlet.

Diese in dem Leben unsers Gardiner so merkwürdige Begebenheit, trug sich zu am 23. Mai 1706, Abends um 6 Uhr.

Die Engländer verfolgten indeß den über den Feind errungenen Vortheil, ohne auf die Verwundeten zu achten; ein tadelnswürdiges Versäumniß, welches sich der Herzog von Marlborough gewöhnlich zu schulden kommen ließ. Der verwundete Jüngling lag deßhalb, seinen Gedanken und den erst nun fühlbar werdenden Schmerzen überlassen, die ganze Nacht auf dem Felde da. Dennoch, wie er dieß später erzählte, waren seine Gedanken nichts weniger, als fromm und bußfertig. Zwar, wenn er seine Wunde

bedachte, von welcher er in dem Wahne stund, sie sey mitten durch den Kopf gegangen, mußte er die Erhaltung seines Lebens für ein Wunder von Gott halten; aber es fiel ihm deßhalb nicht ein, dieses Leben, wenigstens im frommen Vorsatz, künftig mehr als bisher, Gott zu weihen, sondern sein ganzes Sinnen und Sorgen gieng nur darauf hinaus, wie er wohl die 19 Louis-d'or, welche er bei sich trug, vor der Nachstellung des plündernden Feindes verbergen könne. Zu diesem Zweck wendete er ein eckelhaftes Mittel an: die Goldstücke wurden in seiner linken Hand von dem geronnenen Blute, das seinen Mund erfüllte, überkleidet, dann die geschlossene Hand mit frischem, aus der Wunde fließendem Blute beträufelt, welches, als es trocken wurde, die Finger so fest zusammenleimte, daß die Hand, auch wenn er etwa ohnmächtig werden sollte, nicht leicht auseinander gehen konnte. So lag er, als am Morgen die hier noch herumstreifenden Franzosen kamen, um die Todten und Verwundeten zu berauben. Einer der Soldaten, da er noch ein athmendes Leben in Gardiner bemerkte, wollte diesem eben ein Ende machen, und hatte schon das entblößte Schwert auf die Brust des Verwundeten gerichtet, als ein Franszisca-ner-Mönch, welcher das Schlachtfeld mit den Soldaten zugleich besucht hatte, und welcher den jungen Gardiner durch ein Verkennen der Uniform für einen Franzosen hielt, dem Soldaten zurief: „bringe das arme Kind nicht um.“ Der Verwundete hörte Alles, was jene spra-

chen, war aber zu schwach, um selber ein Wort zu reden oder die halbgeschlossenen Augen zu öffnen. Doch machte er mit der Hand ein Zeichen, wodurch er um etwas zu trinken bat. Jene gaben ihm einen Schluck Branntwein, welcher eben bei der Hand war, wodurch der zum Tode Schwache, nach seiner spätern Aussage, sich so außerordentlich gestärkt fühlte, als niemals sonst, weder vorher noch nachher durch irgend ein anderes Erquickungsmittel. Er öffnete die Augen, winkte dem Ordensbruder, daß er sein Ohr zu ihm herunter neigen sollte, und sagte nun mit leiser Stimme — eine Unwahrheit, indem er vorgab, „der Gouverneur der benachbarten neutralen Stadt Huy (ein Bekannter seines Vaters,) sey sein Oncle und werde, wenn man ihn dahin bringen wolle, die Mühe der Träger sehr freigebig belohnen." — Hierauf legte man ihn auf eine Art von Tragbahre, und einige Musquetire ließen sich bereitwillig finden, das versprochene Trägerlohn zu verdienen, und den verwundeten Officier gen Huy zu bringen. Aber die Männer verfehlten des rechten Weges, und die Nacht überraschte sie mitten in einem Walde. Die bisher noch immer verwahrloste, nur mit einer leichten Bandage versehene Wunde schmerzte jetzt unsern Gardiner so sehr, daß ihm jeder stolpernde Schritt seiner Träger eine unsägliche Pein verursachte. Seine innere Angst stieg aufs Höchste, so daß er die Männer inständig bat: sie möchten ihn doch lieber sogleich tödten oder ihn hier im Walde ruhig sterben lassen, als ihn

durch ferneres Weiterfragen so zu martern. So brachte er auch die zweite Nacht mit der so schlecht verwahrten Wunde im Freien zu, und nächst Gott schien es nur der ganz besonderen Kühle dieser beiden Nächte zuzuschreiben, daß er sich nicht zu Tode blutete.

Die Träger hatten den Vorsatz aufgegeben, ihn nach dem jetzt mehrere Meilen weit entfernten Huy zu bringen, und als es Tag geworden, trugen sie ihn nach einem benachbarten Nonnenkloster, wo der Kranke bereitwillig aufgenommen und mit der liebevollsten Sorgfalt verpflegt wurde. Aber freilich war in diesem Augenblicke, wo die Hände aller Aerzte und Chirurgen der Umgegend mit den Verwundeten bei der Armee volle Beschäftigung hatten, Niemand aufzutreiben, der die Wunde des jungen Fremdlinges zu besorgen vermocht hätte, als ein unwissender Barbierer. Die Sonde, deren sich dieser Mann zur Untersuchung der tiefen Halswunde bediente, glich an Dicke einem Pflock, und überhaupt waren die Handgriffe desselben von so gewaltthätig roher Weise, daß Männer vom Fache, denen Gardiner späterhin seine Leiden unter den Händen des Barbiers erzählte, jederzeit ihre Verwunderung darüber äußerten, wie er eine solche Mißhandlung habe überleben können. Dennoch legte Gott einen Segen auf diese seltsame Heilart, und in wenig Monaten fand sich der Jüngling wieder vollkommen genesen.

Die Aebtissin des Klosters hatte auf eine wahrhaft mütterliche Weise an den Leiden und

an der Genesung des verlassenen Fremdlinges Theil genommen, und Gardiner konnte auch später nie ohne Rührung der Dankbarkeit an die wahrhaft christliche Erbarmung und Güte dieser Klosterfrauen denken, in deren Mitte er nichts als die strengste Sittlichkeit und stille Zurückgezogenheit bemerkte.

Die Gefangenen wurden jetzt gegenseitig ausgewechselt, und unser junger Officier kehrte mit einem zwar vollkommen wieder genesenem Leibe, jedoch mit einem ganz ungebesserten Herzen in seine früheren Dienstverhältnisse zurück. Er war so fern davon, Gottes Langmuth, die ihm das Leben so liebevoll gefristet, durch seinen Wandel zu preisen, daß er vielmehr von jetzt an erst recht anfieng, nach dem Ausdruck der Welt „das so vielen Gefahren ausgesetzte Leben zu genießen." Er war dahin gegeben in thierische Lüste und allerhand Unreinigkeit des Fleisches; ganz besonders erwies er sich als ein Verächter des göttlichen Gebotes, welches die Ehe heilig zu halten befiehlt, denn als Verführer oder Mitgenosse der Sünde schonte er nirgends die heiligen Bündnisse der Familien.

Dennoch, bei all diesen Abirrungen vom Wege des göttlichen und menschlichen Gesetzes, erschien er der Welt als ein unvergleichlicher, höchst ehrenwerther Officier. Denn sein Unfall bei Ramilles, sein darauf folgendes schmerzhaftes Leiden, hatten ihn so wenig furchtsam gemacht, daß er bei jedem heißen Kampfe überall da, wo es Entschlossenheit und heldenmüthige Verachtung der

Todesgefahr galt, voraus war. So in allen Schlachten, welche unter Herzog Marlborough (in Flandern) gefochten wurden. So in einem Kampf mit den Rebellen in Lancashire, wo er an der Spitze von 12 Freiwilligen, im Angesicht des Feindes, und der vollen Wirkung seines Geschützes ausgesetzt, die Barricaden desselben in Brand steckte. Acht von seinen Begleitern fielen; Gardiner kam glücklich davon. Durch solches tapferes Bezeigen gewann er sich die Beachtung seiner Feldherrn in so hohem Grade, daß er noch im Jahre 1706 zum Lieutenant ernannt wurde, und so von einer Ehrenstufe zur andern weiter rückte, bis er gegen Anfang des Jahres 1715 Capitän im Regiment der Stanhopeschen Dragoner wurde. Schon vor dieser Zeit hatte er die Bekanntschaft des Grafen Stair gemacht, der ihn zu seinem Adjutanten erwählte. Als hierauf der Graf als Gesandter nach Paris beordert wurde, begleitete ihn Capitän Gardiner dahin, und vertrat unter anderem bei dem glänzenden Einzug, welchen der Graf in Paris hielt, die Stelle eines Stallmeisters, und man sagt, daß vorzüglich der Sorgfalt des Capitäns die prächtige Anordnung und Ausführung jenes glänzenden Ceremoniells zu danken gewesen sey. Doch waren es nicht blos diese Arten von Geschicklichkeit, welche ihm die Achtung und die Gunst des Grafen Stair erwarben, sondern dieser lernte bald an seinem jungen Freund noch andere Vorzüge kennen, die ihn bewogen, dem Capitän ein ganz besonderes Vertrauen zu schenken. Ein Beweis

dieses Vertrauens in die mannhafte Verschwiegenheit und Klugheit Gardiners war es, daß ihn der Gesandte noch im Verlauf des Jahres 1715, in einer höchst wichtigen Angelegenheit nach London beorderte. Der Graf Stair war nämlich durch seinen feinen, tiefeindringenden Verstand und seine klugen Nachforschungen, einem geheimen Plan des französischen Hofes auf die Spur gekommen, wodurch der in Intriguen solcher Art grau gewordene Ludwig XIV., die Thaten seines Leben krönen zu wollen schien. Dieser Plan betraf nichts anderes, als den Sturz des brittischen Regentenhauses, und hiermit zugleich der brittischen Freiheit, so wie die Zurückführung des Hauses Stuart auf den Thron von England. Schon ward Alles zu einem baldigen Ueberfall des sichern Insel-Reiches bereitet, und der französische Hof war des Gelingens seiner Absichten so gewiß, daß einer der Räthe des großen Königes es für seine Pflicht hielt, einem seiner Bekannten, welcher englische Dienste nehmen wollte, dieses zu widerrathen. Denn, sagte der Rath, in weniger als sechs Wochen wird in Brittanien eine Umwälzung der bestehenden Ordnung geschehen, dann wird das Haus Hannover nicht mehr seyn, die Stuarts werden wieder herrschen.

Gardiner wurde beauftragt, das Resultat dieser Entdeckungen, welches sich nicht wohl Briefen anvertrauen ließ, nach London zu bringen. Seine Reise war glücklich und schnell; in fast unglaublich kurzer Zeit stund England wohl gerüstet

rüstet da. Der Vorhersagung des französischen königlichen Rathes stellte jetzt Gardiner mit unbesonnener Keckheit eine ähnliche entgegen. Er sagte nämlich einst, während seines Aufenthaltes in England, der König von Frankreich (von dessen schlechten Gesundheitsumständen der Capitän wohl unterrichtet war,) könne keine sechs Wochen mehr leben. Diese freimüthige Aeußerung war zu den Ohren einiger französischer Spione gekommen, und von diesen sogleich an den Hof von Versailles berichtet worden. Da schrieben dem Gardiner seine Freunde: er möge sich ja mit seiner Rückkehr nach Paris nicht zu sehr beeilen, wenn er nicht Lust habe, seine Wohnung in der Bastille aufzuschlagen.

Doch diese Gefahr war bald vorüber, denn noch ehe die so keck vorausbestimmten sechs Wochen halb vergangen waren (am 1. Sept. 1715), starb Ludwig XIV., diese Geißel und Pest der Völker, und man sagt, daß sein Tod durch Gardiners Vorhersagung beschleunigt worden sey. Als nämlich der König, bald darauf, nachdem man ihm die Prophezeihung des kühnen Engländers hinterbracht hatte, öffentlich speißte, bemerkte er auf einmal unter den Zuschauern den englischen Gesandten. Dieser war ihm schon wegen seines offenen, redlichen Sinnes, und wegen der treuen Anhänglichkeit an seinen Herrn, zuwider, und mit Ludwigs ganzem Wesen stund eine Gemüthsart, wie diese, im größten Widerspruch; noch mehr aber war dieser Widerwille durch Gardiners Aeußerung verstärkt worden.

Als daher der alte König, welcher eben noch ganz zusammengesunken vor Schwäche dasaß, den Grafen Stair erblickte, stellte er sich, als erwache er eben aus einer tiefen Träumerei, nahm eine aufrechte Positur an, und zwang sich zu dem Anschein großer Munterkeit, wobei er von den Speisen und Getränken mehr zu sich nahm, als ihm in jeder Hinsicht zuträglich war. Zugleich sagte er zu dem ihm bei Tafel aufwartenden Herzog von Bourbon mehrmalen, mit affektirter guter Laune: „mich dünkt, für einen Mann, der so bald sterben soll, esse ich mit ziemlich gutem Appetit.“ Aber diese Affektation kam dem seit einiger Zeit an sehr strenge Mäßigkeit gewöhnten Greise sehr theuer zu stehen. Von den Folgen der Indigestion, die er sich damals zugezogen, erholte er sich nicht wieder, sondern starb an denselben in weniger als vierzehn Tagen. Darum sagten damals einige witzige Leute: der alte Ludwig XIV. sey zuletzt noch durch einen Engländer umgebracht worden.

Gardiner kehrte sogleich nach der empfangenen Nachricht von des Königs Tode nach Paris zurück. Von hier an erreichte sein inneres Verderben, sein ausgelassen wildes Leben den höchsten Gipfel. Der französische Hof war während der Regentschaft des Herzogs von Orleans ein Sammelplatz aller Gräuel der Wollust und Schande, und zahllose Fremde, aus allen Ländern von Europa, trugen das Gift dieses verpesteten Sumpfes, unter der Hülle der Vornehmthuerei weiter unter die Völker. Eine

solche freche Sittenlosigkeit, als die war, welche hier den Namen Liebes-Intriguen und Galanterie annahm, war ganz nach dem Sinne Gardiners, welchen seine männlich schöne Gestalt, seine Lebhaftigkeit und sein feines Benehmen zu einem Liebling aller vornehmen Gesellschaften machte. Dennoch besuchte ihn, mitten in dieser Zeit seines tiefsten Verderbens, wo manche besser gesinnte Landsleute seinen Umgang und seine Nähe vermieden, um nicht durch ihn verführt zu werden, von Zeit zu Zeit noch der gute Engel seiner Kindheit: die Stimme des Gewissens und das Sehnen nach dem Frieden seiner Seele mit Gott. So von innerer Reue bewegt, sprach er einst, als einige seiner Freunde ihn glücklich priesen, und eben ein Hund in das Zimmer kam, tiefbewegt in seinem Herzen die Worte: „O wäre ich dieser Hund." — Auch versuchte er zuweilen noch seine Gedanken, aus alter Gewohnheit der Kindheit, im Gebet zu Gott zu erheben. Da ihm aber sein Gewissen sagte, daß ein solches Gebet, zugleich mit dem Vorsatz im Herzen, in der Sünde zu verharren, nicht bestehen könne, sondern Heuchelei sey, unterließ er, anstatt einen Vorsatz zur Besserung zu fassen, das Beten gänzlich, und lebte nun noch frecher als vorhin, ohne Gott in der Welt; entgegen reifend, wie es schien, dem Gericht der Verstockung.

So tief aber auch Gardiner in anderer Beziehung gesunken war, so hatte ihn doch Gott vor dem Laster der Trunkenheit bewahrt, durch

welche seine thierische Wildheit würde noch furchtbarer und unheilbarer geworden seyn. Auch gieng ihm Gottes Langmuth noch immer durch denkwürdige Rettungen aus Lebensgefahren nach. So, da er einst als Kurier auf der Straße nach Calais ritt, stürzte, bei schnellem Hinabreiten von einem steilen Hügel, das Pferd mit ihm, und überkugelte sich so, daß es über ihn hinüber, nach unten zu liegen kam. Er selber erhub sich, ohne alle Beschädigung, nach diesem gefährlichen Fall vom Boden; das Thier hatte sich zu Tode gestürzt.

Als er etliche Wochen nachher mit dem Paquetboot aus England nach Frankreich zurückkehren wollte, wurde das Fahrzeug in dunkler Nacht von einem furchtbaren Sturm ergriffen, und gegen die holländische Küste hingetrieben. Hierbei gerieth dasselbe in solche furchtbare Gefahr, daß der Capitän den Gardiner ermahnte: er möge, wenn ers im Stande sey, jetzt ans Beten denken, denn in wenig Minuten werde das Fahrzeug auf dem Boden des Meeres liegen. Da erhub sich der vorhin so freche Sünder zu einem inbrünstigen Gebet um Rettung und Gnade. Und Gott gewährte ihm dieß: der Sturm legte sich, das Fahrzeug erreichte bald nachher Calais. Doch hatte auch diese Erbarmung Gottes einen so wenig bleibenden Eindruck auf ihn gemacht, daß er, nach seiner Zurückkehr nach Paris, als die Begebenheit bekannt wurde, und einige seiner wilden Gesellen über die große Kraft seines Gebetes sich lustig machten, hierauf erwiderte: „es sey

eben Mitternacht gewesen, eine Stunde, in welcher seine gute Mutter und Tante zu schlafen pflegten, sonst würde er diesen das Geschäft des Betens überlassen haben.“

So spottete Gardiner noch über die erbarmende Gnade Gottes, wenige Tage vielleicht vorher, ehe diese Erbarmung, die da erwählet, welchen sie will, ihn mit mächtiger Hand aus der innern Todesgefahr hervorzog und den Stricken des Verderbens entriß.

Es war gegen die Mitte des Juli's 1719, als derselbe eines Abends bei einer lustigen Gesellschaft verweilte. Um 11 Uhr des Nachts trennte man sich, um 12 Uhr aber erwartete den Unglückseligen ein buhlerisches, verheirathetes Weib, welche dann eine Zusammenkunft mit ihm verabredet hatte. Die Stunde des Wartens von 11 bis 12 soll dann durch irgend etwas Unterhaltendes hingebracht werden. Es fällt ihm ein zu lesen, und während er unter seinen Büchern nach einem angenehm-unterhaltenden sucht, ergreift er eines von religiösem Inhalt, welches ihm seine gute Mutter oder seine Tante, ohne daß er es bemerkt hatte, bei dem letzten Besuch in England, mit in seinen Mantelsack hineingepackt hatte. Der Titel des Büchleins war: „Der christliche Kriegsmann.“ Aus Neugier schlägt er dasselbe auf, weil er in ihm manche unterhaltende Anspielung auf seinen Stand zu finden hoffet; er liest darinnen, jedoch ohne sonderliche Theilnahme, da däuchtet es ihm, als fiele ein ganz besonders starker Schimmer auf sein Buch.

Er blickt auf und vor ihm, von hellem Licht umgläntzet, erscheint Der am Kreuze, welcher sichtbares Fleisch geworden, um die Sünder vom Verderben zu erretten. Aus der Erscheinung eine Stimme: „Sünder, dieß litt ich für dich, — und was ist nun dein Dank dafür?"

Gardiner wird von mächtigem Schrecken gerührt; er sinkt wie leblos in seinem Lehnstuhl zusammen. Da er wieder zu sich kommt und um sich blickt, ist die Erscheinung verschwunden. Nicht aber zugleich die tiefe Bewegung in seinem Innern, welche von ganz anderer Art und Kraft war, als jede andere Bewegung, die er bis dahin sonst einmal in seinem vergangenen Leben empfunden.

Auf dem Schlachtfelde zu Ramilles hatten die brennenden Schmerzen der Wunde, hatte der Anblick des nahenden Todes, das Sinnen und Trachten des leichtsinnigen Herzens nach dem, was irdisch und vergänglich ist, nicht hinwegnehmen können; das Donnern der Kanonen in so mancher heißen Schlacht hatte in diesem trotzigen Herzen keine Furcht noch Schrecken; die Rettung bei Calais und im Sturm der Nacht, jenseits Harwich, hatte in ihm keine bleibende und gründliche Beugung vor dem allmächtigen Gott; die Stimme der Liebe, die aus seiner Mutter und so tausendfältigen glücklichen Ereignissen seines Lebens sprach, hatte keine Liebe zu diesem erbarmenden Gott zu wecken vermocht. Was jedoch alle diese Schicksale des äußeren Menschen nicht gekonnt hatten, das bewirkte mit einem Male

und plötzlich jenes denkwürdige Ereigniß, das dem innern Menschen widerfuhr. Herausgerissen bis auf ihre Wurzel waren aus seiner Seele alle die weit verirrten Gedanken, die bösen Lüste, die ihn noch vor etlichen Stunden so wild umhergetrieben hatten; das Alte ist vergangen, ein Neues in ihm hat begonnen. Ein neues Auge ist ihm gegeben, welches mit unbeschreiblich tiefer Bewegung hier den eigenen, tiefversunkenen Zustand, dort, sich gegenüber, eine Güte siehet, deren Erbarmung noch größer ist, als das Verderben des Menschen. Statt aller frühern Gedanken erfüllt jetzt nur der Gedanke sein Herz: daß er diesen gütigen Herrn bisher so betrübt, so erzürnt habe; statt aller frühern Gemüthsbewegungen war jetzt nur eine in seiner Seele geblieben die der innigst tiefen Reue, und der sehnliche Wunsch, daß er doch die Liebe seines Herrn und Erlösers nicht so mit Füßen möchte von sich gestoßen haben.

Und dieß erscheint allerdings als ein sicherer Beweis für die höhere, göttliche Abkunft jenes inneren Ereignisses, das wir uns übrigens psychologisch erklären und zurecht legen mögen, wie es uns gefällt. Hatte etwa Gardiner geschlafen und war die Erscheinung ein Traum, oder war seine Phantasie durch Wein oder andern Sinnentaumel so erhitzt, daß er zu sehen wähnte, was nicht zu sehen war? Welcher andere Traum oder welcher Wein- und sonstige Sinnenrausch hat aber wohl jemals das gewirkt, was hier an einem

so weit verirrten, dazu trotzigen, unbeugsamen Herzen geschahe?

Doch wir betrachten die unmittelbare Wirkung des merkwürdigen Ereignisses auf unsern, mitten in der Blüthe des Lebens und Sündigens so mächtig getroffenen Kriegsmann noch etwas näher. Jene denkwürdige Nacht und so noch mehrere auf sie folgende, werden von ihm schlaflos, ohne Ruhe und Rast hingebracht, am Tage und bei Nacht verläßt ihn nie der schwer lastende Gedanke: „ein solches Ungeheuer von Undank war ich gegen Ihn, den meine Augen sahen, durchbohrt, gemartert um meiner Sünden willen." Er kann es nicht begreifen, wie er bisher von der Sünde so bethört, „so vernarrt" habe seyn können, statt dieser ewigen Güte, die schandbare Lust, statt des Friedens mit Gott, den Taumel der thierischen Sinnlichkeit zu lieben und zu suchen. Er erscheint wieder unter den Menschen, aber als ein ungeheures Wunder in ihren Augen. Denn von nun an bis zum Ende seines Lebens war er in seinem Wesen und Wandel ganz das Gegentheil von dem, was er vorhin gewesen: züchtig und keusch, strafend in Wort und Werken alles ungöttliche Thun, und voll wahrhaftem Ekel und Widerwillen gegen Alles, das vorhin seine liebste Lust gewesen.

Drei Monate lang (bis gegen Ende des Octobers) war übrigens der Seelenzustand Gardiners ein sehr schwerer und freudenloser. Er sah immer nur seine Schuld, welche ihn auf ewig von Gott entfernte; wenig oder keine Hoffnung

auf Vergebung; ihn erwartete, so glaubte er, in Kurzem ein plötzlicher Tod und dann das Gericht. Dennoch, wenn auch diese Furcht gegründet sey, wollte er das kurze Leben, das ihm Gott noch vor der ewigen Pein vergönnte, „so vernünftig und nützlich anwenden, als er es vermöchte.“ Täglich mehrere, ja viele Male beugt er seine Kniee und sein Herz vor dem göttlichen Erbarmen und schreit, so hoffnungslos ihm auch sein Zustand scheint, zu Gott um Errettung aus den Banden des Verderbens. Der Dienst des Herrn, die Beschäftigung mit Ihm und seinem Worte ist seine einzige, seine liebste Unterhaltung; jener Muth, der ihn vorhin auf der Bahn der äußern Ehre, im Kampf gegen die Feinde seines Königes geführt und zu löblichen Thaten bekräftiget, dieser treibt ihn jetzt zu den Thaten eines Kampfes anderer Art, gegen die Feinde seines Herrn und Gottes. Keinen Augenblick, so schwer und sauer ihm Anfangs auch diese Art von Freimüthigkeit ankommt, steht er an, das neue Leben, das in ihm ist, zu bekennen, er nennt an sich und Andern die Sünde das, was sie ist: einen Gräuel vor Gott und der Leute Verderben; die Lästerer und Bezweifler der göttlichen Offenbarung in Christo sucht er mit der Kraft seiner eigenen innern Ueberzeugung zu überwinden und zu gewinnen. Dieser ernste Eifer führte ihn in manche sonderbare Händel, von welchen wir hier nur einen erwähnen wollen, dessen Geschichte gleich in die der ersten Monate nach seiner Bekehrung zu gehören scheint:

In Paris lebte um jene Zeit eine Engländerin von hohem Rang und ausgezeichneter (sogenannter) Bildung des Geistes, angesehen deßhalb in allen Zirkeln der vornehmen und hochgebildeten Welt. Diese Dame war ihren Grundsätzen nach eine erklärte Deistin, und that sich viel auf ihren Scharfsinn und auf ihre dialektische Gewandheit zu gute, womit sie ihre sogenannte natürliche Religion gegen die Gründe des Offenbarungsglaubens vertheidigte. Gardiner bestritt jedoch die Ansicht der Lady mit jener edlen, bescheidenen Freimüthigkeit, die ihm in solchen Fällen eigenthümlich war, und verhehlte nicht, wie tief ihn die Selbsttäuschung seiner Gegnerin betrübe. Da foderte ihn diese förmlich heraus: er solle einen Tag festsetzen, wo sie beide die Sache ausführlicher besprechen, Gründe und Gegengründe gegen einander stellen wollten. Dieser Zweikampf der Zungen „solle bei einem Mittagsmahle im Hause der Dame Statt finden, Gardiner könne sich als Secundanten einen Geistlichen, sey es nun von der protestantischen oder der römisch-katholischen Religion, mitbringen.“ Unser Kriegsmann war durch diese Herausfoderung in größere Verlegenheit und Sorgen versetzt, als jemals sonst durch eine Herausfoderung auch zu dem gefahrvollsten Zweikampf der Waffen. Ihn bekümmerte der Gedanke, daß er, „ein Christ von sechs Wochen,“ durch seine Ungeschicktheit im Streit, eine so große, gute Sache in ein nachtheiliges Licht bringen möchte. Dennoch hielt er es für seine Pflicht, das Anerbieten nicht

abzulehnen. Er rüstete sich zum Kampfe auf die bestmögliche Weise. In ernstlichem und unabläßigem Gebete flehete er Gott an, daß doch Er, welcher sich eine Macht zurichten und Lob bereiten kann aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge, ihn kräftig machen möge, Seine heilige Wahrheit auf eine überzeugende Weise zu vertheidigen. Außer diesem sann er über die besten und überzeugendsten Gründe nach, womit sich die geoffenbarte Wahrheit gegen die Angriffe der sogenannten natürlichen Religion vertheidigen ließe. Sein Herz war so voll von dieser Sache, daß er am festgesetzten Tage, ohne es es zu wissen, viel früher nach dem Hause der Lady kam, als man ihn daselbst erwartet hatte. So hatte er Gelegenheit noch zwei ganze Stunden vor dem Mittagsmahle mit seiner Gegnerin zu sprechen, bei welcher noch niemand Anders zugegen war, als zwei ihrer jungen Verwandten. Zuerst suchte er zu beweisen: daß die Apostel, wenn sie von den großen Thaten Gottes erzählen, auf welche der Glaube der Christen am Meisten begründet ist, weder selbst getäuscht und hintergangen waren, noch daß es ihre Absicht seyn konnte, uns zu betrügen. Indem er so sprach, bemerkte er selber zu seiner großen Freude, daß ihm Ausdruck wie Inhalt des Gespräches mit großer Leichtigkeit zu Gebote stunden. Auch die edle Lady war betroffen von dieser unerwarteten Kraft seiner Rede: sie hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, und obgleich er am Ende jedes einzelnen Satzes ein wenig inne hielt und schwieg, unter-

brach sie ihn doch nicht, bis er ganz geendet hatte. Die Einwürfe, welche sie hierauf gegen Gardiners Gründe erhub, wurden von diesem so gut und treffend widerlegt, daß die edle Lady der Thränen sich nicht enthalten konnte; es war zum ersten Male, daß ihrem, nach der Weise der Welt fein gebildeten Geiste, ein Geist der Wahrheit aus Gott entgegentrat. Die Wirkung des Gespräches war lange Zeit an ihr merklich; nie hörte man wieder von ihr Worte des Unglaubens oder selbst des Zweifels an der Wahrheit der Offenbarung.

Schon vorhin wurde erwähnt, daß das freimüthige Bekenntniß der Wahrheit, dem beständigen Spotte der Feinde gegenüber, unserm Kriegsmann Anfangs sehr sauer und schwer ankam. Vergessen wir nicht, daß das sogenannte Ehrgefühl von Natur und durch lange Verwöhnung seine empfindlichste Seite war, und daß er zu einem Stande gehörte, welcher von der Ehre bei dem Menschen mehr fast lebt, als vom Brode. Auch nur eine Miene des Spottes hätte ihm früher ein Schimpf geschienen, den nur das Blut des Beleidigers oder des Beleidigten auslöschen kann; jetzt mußte er es sich aus Liebe zu dem Evangelio, das er verkündigte, gefallen lassen, ganze Fluthen von Witzeleien und frechem Spott über sich ergehen lassen. Lieber, so bekannte er später, hätte er wollen mit dem Schwert in der Hand einer ganzen feindlichen Batterie entgegen gehen, als so ohne Aufhören den Spöttereien der Gegner. Aber es

ergieng ihm bei diesem Kampfe, bei welchem er sich jeden Fingerbreit Landes mühsam erstreiten mußte, wie einem braven Soldaten in der ersten Schlacht, welche er mitmacht. Er geht entschlossen voran, obgleich seine Natur bei dem noch ungewohnten Anblick der Todesschrecken schaudert. So vergab auch Gardiner der einmal erkannten Wahrheit kein Haarbreit, und mit jedem neuen muthigen Bekenntniß wuchs die innere Kraft; so daß gar bald eine Zeit kam, wo er sich darüber schämte und kaum begreifen konnte: daß ihm die Ehre bei der Welt so gar hart angelegen gewesen sey.

In diesen Werken einer beständigen Selbstverläugnung stärkte und befestigte ihn seine immer zunehmende Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheit. Heilsam waren ihm im hohen Grade die Predigten gewesen, welche er in der damaligen Capelle der Schweizer zu Paris hörte; heilsamer noch der beständige Umgang des Herzens mit Gott im inbrünstigen Gebet und Betrachtung seines geoffenbarten Wortes. Dieses geoffenbarte Wort war es auch allein, was ihm, nach langem Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, auf einmal den inneren Frieden mit Gott, Trost und Freude in dem heiligen Geist gewährte. Es war im October 1719, wo er alle diese Güter und Kräfte des ewigen Lebens aus dem tieferen Verständniß der Stelle in dem Brief Pauli an die Römer (Cap. 3 v. 25 u. 26) empfieng: „Welchen Gott hat fürgestellet zu einem Gnadenstuhl, durch den Glauben in seinem

Blut, damit er die Gerechtigkeit, die für ihm gilt, darbiete, in dem, daß er Sünde vergiebt. — — Auf daß er allein gerecht sey und gerecht mache Den, der da ist des Glaubens an Jesum."

Von hier an begann für Gardiner eine Zeit der seligen Erquickung. Alle Angst, sammt Furcht und Schrecken über die Größe seiner Sünden waren hinweg genommen; an ihrer Statt erfüllte sein Herz unaussprechliche Freude, welche ihn drei Nächte hindurch nicht schlafen ließ, ohne daß er deßhalb eine Ermattung fühlte, denn diese Freude in dem Herrn stärkte und erquickte den Geist sammt Seele und Leib mehr, denn Alles, was die Welt erquickend nennt. Es war dieß keine schnell vorübergehende Aufwallung der Naturkräfte im Menschen, wie sie etwa die Schwärmerei erzeugt, denn sieben Jahre nachher konnte er in Wahrheit sagen, daß sein Herz noch eben so, wie in dem Augenblick des Erwachens dieser „ersten Liebe" ganz durchdrungen sey von dem beständig sich gleichbleibenden, lebendigen Gefühl der Liebe Gottes in Christo. Der eine Gedanke, an Den, welchen seine Seele liebte, verließ ihn keinen Augenblick ganz, denn wenn derselbe auch während des nothwendigen Verkehrs mit andern Menschen (deren Gesellschaft er sich nie entzog), oder während der Geschäfte des äußeren Berufes ein wenig zurücktrat, kam er doch sogleich in seiner vollen Kraft und Lieblichkeit wieder, sobald der überglückliche Mann allein war; selbst der kurze Schlaf, welchen er sich vergönnte, war nur ein Ausruhen in Ihm, und

wenn er aufwachte, war er noch bei Ihm. „Ich fühle mich seliger (so schreibt er am 25. Jan. 1720 an seine Mutter), denn irgend ein Mensch sichs zu denken vermag, wenn er nicht ganz in derselben Seelenstimmung ist, wie ich; was nicht in des Menschen Macht stehet, sich zu nehmen oder einem Andern zu geben, was Keiner erlangt, es werde ihm denn von oben gegeben.“

Schon um diese Zeit, so scheint es, gewöhnte sich Gardiner an eine Lebensordnung, welche er von nun an fast ohne Ausnahme bis zu seinem Ende beibehielt. Um vier Uhr des Morgens stund er auf, und brachte dann die zwei Stunden bis um sechs in den Uebungen der Andacht: im Lesen, in Betrachtungen und Gebet zu, welches letztere bei ihm von solcher Kraft und Inbrunst war, als bei wenig andern Menschen. War er aber genöthigt, wie etwa auf Reisen oder auf Kriegsmärschen, schon vor sechs Uhr sein einsames Zimmer zu verlassen, so stund er verhältnißmäßig früher auf, z. B. wenn er schon um vier Uhr zu Pferde sitzen mußte, begann er seine Andachtsübungen wenigstens schon um 2 Uhr. Auf dieselbe Weise suchte er auch am Abend Zeit zu diesen stillen Uebungen der Andacht zu gewinnen; und damit „das Herz nicht beschwert sey“ durch die Speise, genoß er nur sehr selten ein eigentliches Abendessen, sondern begnügte sich mit ein wenig Brodes und etwas Wein. Um zehn Uhr begab er sich zur Ruhe. Hierbei war es nun ganz besonders diese tägliche, treue und ernstliche Erhebung des Geistes

zu Gott, welche in ihm das Gefühl der Nähe desselben so beständig bleibend machte, daß Alles, was er that und sprach, wie vor dem Auge des allgegenwärtigen Gottes gethan und gesprochen war.

Es ist nun Zeit, daß wir auch den oben abgebrochenen Faden der äußeren Lebensschicksale unsers Kriegsmannes wieder aufnehmen. Im Jahr 1715, so erwähnten wir bereits, war Gardiner Capitän geworden, im Jahr 1717 ward er zum Major ernannt. Als jedoch am 10. Nov. 1718 das Regiment der Stanhope'schen (nachmals Harrington'schen) Dragoner aufgelöst wurde, kam er auf einige Zeit außer Dienst, erhielt jedoch zugleich von Sr. Majestät, König Georg I. die eigenhändige Zusicherung: daß die erste sich erledigende Stelle eines Majors, bei irgend einem Dragoner-Regimente, ihm ertheilt werden sollte, welche Zusicherung einige Jahre nachher erfüllt wurde, als die Majors-Stelle im Crofft'schen und gleich nachher die in dem ältern Stair'schen Dragoner-Regiment aufgieng. Da wir hier einmal die Standesveränderungen unsers Kriegsmannes erwähnten, so fügen wir nur noch hinzu, daß er im Jahr 1730 zum Obrist-Lieutenant und 1743 zum Obersten ernannt wurde.

In jener Zwischenzeit denn, zwischen der Auflösung seines Regiments und der Wiederbeförderung zu einem andern: in der Mitte des Jahres 1720, verließ er das für ihn so gefahrvoll und doch auch so gesegnet gewesene Frankreich und kehrte nach seinem Vaterlande zurück. Hier hatte

sich

sich unter seinen ehemaligen Bekannten und Freunden allgemein das Gerücht verbreitet und Glauben gefunden, Gardiner sey im höchsten Grade verrückt geworden. Der Major hatte diese Meinung, die man in England über ihn hegte, schon in Frankreich erfahren und sahe voraus, daß dieselbe zu mancherlei Ausfällen auf ihn Veranlassung geben würde, zu welchen er, nicht um seiner, sondern um seines Herrn Ehre willen, nicht stillschweigen könnte. Um allen diesen Händeln auf einmal ein Ende zu machen, bat er einen vornehmen Freund, welchen er auf seinem Landgute besuchen wollte, er möge auf einen bestimmten Tag mehrere von ihren ehemaligen lustigen Jugendgenossen zu sich einladen, er wolle dann der Gesellschaft einige Worte zu seiner Vertheidigung sagen. An dem festgesetzten Tage versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft. Man wußte, der Major Gardiner werde da seyn. Bei Tafel gab es schon manche anzügliche Scherzreden, auf welche der Major nur wenig antwortete. Als aber das Tischtuch hinweggenommen war, bat er, man möge ihn einige Minuten mit Geduld anhören. Hierauf erklärte er sich ernst und offen über seine innere Ueberzeugung, und sprach seinen Vorsatz aus, „mit der Hülfe Gottes dieser Ueberzeugung treu zu leben und zu sterben, möchte er auch Alles darüber verlieren, und ein Gegenstand des schärfsten Tadels und Spottes darüber werden.“ — Bei dieser, wie bei andern ähnlichen Gelegenheiten verschwieg übrigens der Major das oben erwähnte, merk-

würdige Ereigniß, welches die auffallende Veränderung seines ganzen Wesens begründet hatte; denn in dieser Beziehung besaß er eine so große Zurückhaltung, daß er im Anfang selbst vor seiner geliebten Mutter diesen Theil seiner innern Geschichte geheim hielt. — Nachdem er denn auf die gemäßigtste und einleuchtendste Weise es ausgesprochen, was die Ueberzeugung und Richtschnur seines Lebens sey, und die Gründe dafür ruhig auseinander gesetzt hatte, foderte er die Anwesenden auf, sie sollten nun ihrerseits, wenn sie es vermöchten, den Beweis führen: daß ein irreligiöses und ausschweifendes Leben besser sey, als ein Leben in der Furcht und Liebe Gottes. „Er selber habe ja die Erfahrung gemacht: alle Vergnügungen der Sinne, alle Wollüste und Freuden der Welt habe er gekostet, in keiner aber das wahre, rechte Glück gefunden, das ihm die Religion gewährte. Hier sey der rechte Frieden, hier allein sey eine wahrhaft selige Vergnügung zu finden.“ — Mehrere der Anwesenden mochten sich schon zu einer Gegenantwort rüsten, da machte der wackere Hauswirth dem Streit mit den Worten ein Ende: „Laßt uns jetzt von etwas Anderem reden. Wir hielten diesen Mann für einen Narren, und nun hat er uns bewiesen, daß wir welche sind.“

Dieses eine Gespräch ersparte ihm für die Zukunft manche unnütze Streitigkeit. Als man ihn nach wie vor so freundlich und heiter im Umgang, dabei aber unerschütterlich fest in seinem Entschlusse fand, ließ man ab, ihn weiter

zu beunruhigen. Kein einziger der ihm werthe-ren Bekannten und Freunde hörte wegen der Veränderung, die sich mit ihm zugetragen, auf sein Freund zu seyn; er war von Vielen noch höher geschätzt und geachtet als vorher, obgleich sie sich deßhalb nicht entschließen konnten, seinem Beispiele nachzuahmen.

Am 7. October 1725 starb seine theure Mutter, mit welcher er seit seiner Rückkehr nach England in persönlichem und schriftlichem Umgang öfters einen Vorschmack jenes ewigen, seligen Beisammenseyns genossen, welches im Lande des Friedens unsrer wartet. Die letzten Jahre ihres Lebens würden nicht frei von mancher äußern Noth und Mangel geblieben seyn, wenn nicht ihr Sohn sie treulich von seiner Pension unterstützt hätte. Auf einen ihrer letzten, hierüber sich dankbar äußernden Briefe, antwortet er: daß es in seinen Augen ein hohes Glück sey, daß Gott ihn in den Stand gesetzt habe, seiner lieben Mutter eine kleine Erkenntlichkeit zu beweisen, für alle ihm erwiesene Zärtlichkeit und Treue, vor Allem aber für ihr Anhalten im Gebet für seine Seele, welches Gott schon jetzt so augenscheinlich mit Segen gekrönt habe und noch ferner krönen werde.

Sonst finden wir aus dieser Zeit in der äußeren Geschichte des Majors nur wenig Bemerkenswerthes. Desto mehr aber in den fortwährenden großen Thaten der Erbarmung Gottes an seiner Seele, welche, noch im Leibe wallend, Freuden der Ewigkeit genoß. Er hielt sich da-

mals, nach seiner Wiedereinreihung in ein Regiment, viel in Schottland auf. Hier wie anderwärts waren die Tage, welche er einsam auf Reisen oder in ländlicher Stille zubrachte, ihm die theuersten und genußreichsten. Da erhub sich, wie auf Fittigen des Adlers, seine Seele im Gebet und Lobgesängen. Am Ende eines so verlebten Tages schreibt er einmal an einen Freund: „O hätte ich doch heute auf meinem Wege, da der Geist des Herrn auf mir ruhete, die Feder eines fertigen Schreibers und die Zunge eines Engels gehabt, um das zu bezeugen, was Gott heute an meiner Seele gethan hat. Alles, was ich nur mit dieser menschlichen Hand und Zunge aussprechen kann, ist dieß: daß meine Seele einige Stunden lang, mit den seligen Geistern des Himmels vereint, darbrachte Ruhm und Ehre und Preiß, Ihm, der auf dem Throne sitzet und dem Lamme. Mein Loblied begann mit einem erneueten Blick auf Ihn, der für meine Sünden durchbohrt war. Ich foderte alle Seligen des Himmels auf, sich zu seinem Lobe mit mir zu vereinen. Schienen doch selbst die Lerchen in das Lied der Anbetung einzustimmen; wie sollten nicht die Seligen des Himmels gern mit den Erlöseten hienieden anbeten, und loben und preisen seinen heiligen Namen. —— Möge denn der Segen des Gottes Jacobs auf euch Allen ruhen. Lebt wohl. — Geschrieben in großer Eil und Müdigkeit, spät Abends." —

Einen Monat später schreibt er: „Ich lust-

wandelte auf den Küstengebirgen, Irland gegenüber, und wenn ichs vermöchte, Ihnen das zu beschreiben, was hier in mir vorgieng, so würden Sie mir zugestehen, daß ich vielmehr Ursache hatte, meines Gottes mit Dank und Lobe zu gedenken, auf den Hügeln von Port Patrick, als David von dem Lande am Jordan und am Hermonim. Ich rang hier im Gebet und mit heißen Thränen mit dem Engel des Bundes, und ließ ihn nicht, bis daß er mich segnete. Sollte ich aller der Gnadengaben erwähnen, womit mein Gott seit meiner Abreise von Ihnen mein Herz gesegnet hat, so dürfte ich mehrere Tage lang nichts thun, als schreiben. Ich hoffe, Sie werden mit mir Dem danken, der solche Gnade erwies Ihrem unwürdigen Bruder in dem Herrn."

Doch auch Gardiner, wie alle Seelen, welche den gleichen Weg giengen, mußte erfahren, daß das innere Leben des Christen nicht in diesen seligen Gefühlen bestehe, sondern in Beweisung der Kraft, welche von oben geschenkt wird und welche bleibt, auch wenn jene selige Speise der Seele auf eine Zeit lang entzogen wird. Freilich fiel es ihm unbeschreiblich schwer und betrübte ihn tief, als nun auf einmal, da jener freudige Zustand sieben Jahre gedauert hatte, sein Herz sich so kalt, so todt, so unfähig auch nur zum Gebet und Preise Gottes fühlte. Da er einst so tief betrübt war, träumte ihm, er sähe seinen theuern Erlöser auf Erden wandeln. Da folgte er Ihm nach, den seine Seele liebte, hin über eine weite Ebene, jedoch tief betrübt,

weil sein Herr kein Wort der Liebe und des Trostes zu ihm sprach. Endlich kamen beide an das Thor eines Kirchhofes; da wendete sich der Herr zu ihm um, und sahe ihn lächelnd mit einem Blicke an, welcher seine ganze Seele mit unaussprechlicher Wonne erfüllte. Dieser Traum gab ihm damals vielen Trost. Möchte auch, so schloß er, sein Weg durch viel Ungewitter und Dunkel gehen, so werde doch einst in der Stunde des Todes sein Erlöser in Liebe auf ihn blicken. — Aber dieser Traum war, wie der englische Lebensbeschreiber bemerkt, auch noch in anderer Hinsicht, als ein auffallend prophetischer, einer Erwähnung werth. Gerade so, wie das ebene Gefilde, das damals Gardiner im Traume sahe, war das Schlachtfeld beschaffen, auf welchem er im heldenmüthigen Kampfe für seinen König und die Sache Gottes, die Todeswunde empfieng. Man brachte ihn noch athmend und lebend in das Haus des Pfarrers auf dem Kirchhof zu Trannet, wo er dann nach wenig Minuten eingieng zu seines Herrn Freude.

Wir haben jedoch diesen treuen Knecht vorerst noch, ehe wir seine letzten Augenblicke beschreiben, auf seinem segensreichen Laufe durch manches Jahr des Lebens zu begleiten.

Am 11. July 1726 vermählte sich Gardiner mit der edlen Lady Franscisca Erskine, welche von Herzen mit ihm in den Entschluß des Josua einstimmte: Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. In der That, dieß war ein Haus, welches Gott mit seinen besten, geistigen Seg-

nungen gesegnet hatte. Hier ward das Wort Gottes eifrig gelesen und betrachtet, und die Stimme des Gebetes und Preisens verstummte nie. Als sich Gardiners Familie vermehrte, hatte er beständig einen Geistlichen bei sich wohnen, welcher sein Caplan und zugleich Erzieher seiner Kinder war. In der Abwesenheit von diesem übernahm der Obrist selber die Leitung der Hausandacht und Alle, welche das Glück hatten, einer solchen beizuwohnen (denn auch durch fremde Besuche ließ er sich nicht in seiner Hausordnung stören), waren erbaut und innig gerührt, von dem Ernst und der inbrünstigen Andacht, welche Gardiner bei solcher Gelegenheit bewieß. Eben so hielt er auch sich selber und alle die Seinen, sammt den Dienstboten, mit großem Eifer zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes an.

Seiner Gemahlin war er ein zärtlicher Freund und unermüdet treuer Führer und Begleiter auf dem Wege des Lebens; die innige Liebe zu seinen Kindern verleitete ihn nie zu einer, den jungen Seelen verderblichen, schwachen Nachsicht gegen ihre Fehler, die er jederzeit mit Ernst, nie aber mit erbitternder Härte ahndete. Diese Gemahlin, diese Kinder, waren das liebste, das theuerste Gut, das er auf Erden hatte. Und gerade hieran war es, woran Gott die Treue seiner Liebe zu ihm so sehr prüfte.

Gardiner befand sich eben, auf dem Wege seines Berufes, von seiner Familie abwesend, in Herfordshire, als er im July 1734 die Nachricht empfieng, daß seine Kinder die Blattern

hätten. Doch bald tröstete ihn ein Brief, worin ihm geschrieben wurde, daß sein Sohn auf dem Wege der Besserung sey. Eben hatte er, in seiner Antwort auf diesen Brief, seinen innigen Dank gegen Gott über die Abwendung der Gefahr ausgesprochen, da empfängt er, wenige Stunden nach dem Abgange seines Antwortschreibens, einen zweiten Brief, worin ihm der Tod des geliebten Kindes gemeldet wird. Aber der Brief, den er hierauf an seine theure Gemahlin schrieb, bezeuget durch seinen Inhalt deutlich, daß auch in dieser Prüfung die Kraft Dessen bei ihm blieb, welcher der Schwachen Stärke, der Traurigen großer Trost ist. „Die Freude (so schreibt er) über deine stille Ergebung in den Willen Gottes, ist bei mir größer, als der Schmerz über den Tod unsers lieben Kindes. Dieß ist nun an einem sichern Ort aufgehoben, ist selig; wir werden zwar zu ihm gehen, zu uns herab aber kehrt es nie wieder. O daß wir doch immer unser Ende vor Augen behielten! — Ja wir werden bald nachfolgen; er sey uns gesegnet, der süße Tag, an welchem dieser Leib der Sünde und des Todes wird von uns genommen werden, unter dessen Last wir seufzen, und welcher für uns hienieden ein Haus der Schmerzen war. Ich möchte mich gern, im Dank gegen Gott freuen, daß sich der Zustand unserer Francis so gebessert hat; aber ich habe mich auch in Beziehung auf sie, ganz in Gottes Willen ergeben. Wir dürfen nicht selber wählen, was uns gut ist, und wohl uns, daß wir dieß nicht dürfen,

denn wir würden gar oft eine schlechte Wahl treffen. Und darum ist das unsere Weisheit und unsere Pflicht, Alles nur der Gnade Gottes zu überlassen, welcher versprochen hat, daß Alle Dinge zum Besten gereichen sollen Denen, die Ihn lieben. Und Er ist getreu, der dieß versprochen hat und wird, wenn unser Unglaube ihn nicht hindert, sein Wort an uns vollenden."

Die schwerste Prüfung dieser Art war für ihn der Hingang seines zweiten Sohnes, eines Kindes, das die schönsten Hoffnungen für die Zukunft gab, und vor andern liebenswürdig war. Die, welche dieses seltene Kind kannten, sahen in ihm, so jung es noch war, für die Zukunft eine Zierde der Familie, und einen Segen der menschlichen Gesellschaft. Der Knabe starb plötzlich, an einer Krankheit, welche kaum 15 Stunden lang gedauert hatte, im October 1733; seines Alters noch nicht ganz 6 Jahre. Alle Freunde der Familie fürchteten, dieser plötzliche Schlag werde die zärtlichliebenden Aeltern ganz niederschmettern, aber der glückselige Vater hielt sich aufrecht an dem Gedanken, daß sein theures Kind nun zu einer Seligkeit gelangt sey, welche kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und welche in keines Menschen Herz gekommen ist. Sein Herz war durchdrungen von dem Gefühl der Liebe Gottes, welcher eines seiner Kinder, und zwar das, welches ihm am innigsten am Herzen lag, so frühe zu sich genommen hatte; so daß die Freude über die Seligkeit seines kleinen Lieblings, den Schmerz über den Hingang desselben überwog. Wenn er

bedachte, was das Leben des Menschen sey, wie viel in ihm der Gefahren und Versuchungen sind, und wie oftmals Kinder, welche viel Gutes versprachen, verdorben und zu Grunde gerichtet werden, da mußte er, mit Salomon, „die Todten, die schon gestorben sind, mehr loben, denn die Lebendigen, die noch das Leben haben," und obgleich das Auge voll Thränen war, jauchzte dennoch sein Herz vor Freuden, daß nun sein liebes Kind so sicher und selig aufgehoben sey, im Hause seines himmlischen Vaters. Ja, diese Gedanken hatten sich seiner so ganz bemächtigt und ihm in jenen Tagen der Trauer eine solche Ruhe gegeben, daß die, welche ihn nicht genauer kannten, in Versuchung kommen konnten, an seiner zärtlichen Vaterliebe zu zweifeln.

Wie als Gatte und als Vater, gegen seine Gemahlin und seine Kinder, so war er auch als Hausherr gegen seine Dienstboten voll von einer Liebe, welche nicht zunächst für das eigene Wohlgefallen, sondern um das Heil und Wohlergehen anderer Seelen besorgt und bemüht ist. Er achtete auch in seinem niedrigsten Diener und Reitknecht den Menschen, den auf Christi Namen Getauften, durch Christum Erlöseten. Darum war sein Benehmen gegen diese Leute mild, freundlich, väterlich ernst; er selber suchte bei jeder Gelegenheit sie zu belehren über das Eine, das noth thut, und sie zum Guten zu ermahnen. Einer der ersten Briefe, den er nach seiner Bekehrung an seine Mutter schrieb, spricht die Sorge für das leibliche, noch mehr für das gei-

stige Wohl eines gefährlich kranken Dieners aus, den er damals nach England zurücksendete; eines der letzten Worte, das er, wie wir später sehen werden, vor seinem Verscheiden sprach, betraf die Sorge um die Sicherheit eines treuen Dieners, der noch um ihn bemüht war.

Mit einer gleichen Vatertreue nahm sich denn unser Obrister auch der ihm untergebenen Soldaten an. Der Prediger Doddridge besuchte einst einen seiner Dragoner auf dem Sterbebette. Der Mensch war schon dem Tode nahe, aber sein Herz war freudig. Er erzählte dem Prediger, was Gott an seiner Seele durch den Obrist Gardiner gethan habe, der ihm in all seinen geistlichen, wie leiblichen Angelegenheiten ein lieber Vater gewesen sey. Auch jetzt in seiner Krankheit habe er ihn täglich besucht und ihm gesagt, was seiner Seele heilsam sey, dabei habe er sorgfältig darauf gesehen, daß ihm in seiner leiblichen Pflege nichts abgehe. — Und so war Gardiner nicht etwa nur aus persönlicher Zuneigung gegen einen; so war er gegen alle seine Soldaten. Denn Partheilichkeit war seiner Seele ferne, wie sich dieß namentlich auch bei den Beförderungen und bei der Vertheilung der militärischen Auszeichnungen aus seiner Hand zeigte, wobei er sich jederzeit nur von der strengsten Gerechtigkeit leiten ließ.

So sehr als möglich glich das Verhältniß dieses hohen Officiers zu seinen Untergebenen und der Soldaten zu einander selber, einem Familien-Leben. Er sahe öfters in den Quartieren

der Einzelnen nach, ob Alles aufs Beste bestellt sey; selbst die nöthigen Anordnungen über die Pflege und möglichst gute Behandlung der Pferde traf er mit Fleiß. Wer ihn am Sonntage mit seinen Dragonern bei dem öffentlichen Gottesdienste sahe, konnte durch den Ausdruck dieser ungeheuchelten, ernsten Andacht erbaut, wer ihn bei anderer Gelegenheit unter seinen Soldaten sahe, mußte durch diese Sorgfalt für das Beste jedes Einzelnen gerührt werden. Aber diese Milde und Freundlichkeit waren von solcher Natur und Haltung, daß sie der militärischen Würde und der nöthigen Achtung des trefflichen Mannes bei seinen Untergebenen auch nicht den mindesten Abbruch thaten; denn in Gardiners Wesen war eine Würde anderer, höherer Art, welche auch der roheste Mensch mit Achtung anerkennen mußte. Es war die Würde des Christen, welche der Obrist nie durch Ausbrüche des Zorns oder anderer Leidenschaften verläugnete.

Bei all seiner Milde übte er aber auch, da wo es ihm nöthig schien, eine heilsame Strenge aus. Heilsam: denn dieß wurden auch die härtesten militärischen Strafen unter einer solchen Leitung, wie die des Gardiner war. Wir erwähnen hier nur einen Zug dieser wohlthätigen Strenge:

Während das Cadagan'sche Dragoner-Regiment, bei welchem Gardiner Obrist-Lieutenant war, in Leicester lag, befand sich ein Theil jenes Regimentes auf dem Lande, in der Nachbarschaft der Stadt einquartirt. Einstmals hielt

der Obrist-Lieutenant unvermuthet, mitten in der Nacht, die Runde, da fand er, daß eine der Schildwachten ihren Posten verlassen hatte. Der Soldat, welcher sich diese große Pflichtvergessenheit hatte zu Schulden kommen lassen, wurde in seinem Schlupfwinkel aufgefunden, und vermehrte sein Vergehen noch dadurch, daß er einige furchtbare Eide und Flüche gegen Die ausstieß, welche ihn entdeckt hatten. Diese Art von Ruchlosigkeit pflegte Gardiner an seinen Leuten niemals ungeahndet zu lassen. Der Soldat, welcher nachher über sein Vergehen sehr beschämt und bestürzt schien, wurde am andern Morgen in die Wohnung des Obrist-Lieutenants geführt, wo eine angemessene militärische Strafe an ihm vollzogen werden sollte. Während der Vorbereitung dazu und selbst während der Vollziehung der Strafe, sprach der Obrist-Lieutenant ernst und zugleich herzlich liebevoll mit dem Menschen über die Größe seiner Schuld, erinnerte ihn daran, wie sehr er gegen seine Pflicht als Soldat gefehlt, und wie schwer er Gottes Majestät beleidigt habe, und gab ihm bei den Schmerzen der leiblichen Züchtigung, von Menschenhand, zu bedenken: wie viel schrecklicher es seyn müsse, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, und jene Pein der Verdammniß wirklich zu erdulden, welche er fluchend über sich und seine Cameraden herbeigerufen habe. Diese Ermahnungen hatten eine so gute Wirkung auf den Soldaten, daß dieser die Strafe mit Demuth, ja mit Dankbarkeit annahm. Sein Obrist wurde

ihm von da an noch viel lieber als sonst; die guten Folgen der liebevoll-ernsten Bestrafung schienen an dieser Seele von bleibender Art zu seyn.

Wenn sich bei solchen Gelegenheiten der Spott der Feinde und Verächter der Christus-Religion über den „frommen" Officier ergießen wollte; so mußte derselbe dennoch wieder bald verstummen, wenn der Augenschein und das allgemeine Zeugniß es erwiesen: daß der so fromme Officier, was den ganzen äußern Umfang seines Berufes betraf, zugleich der tüchtigste und beste sey. Von seiner Tapferkeit, welche, wann die Pflicht rief, keine Furcht noch Selbstschonung kannte, haben wir schon im Vorhergehenden mehrere Proben gesehen. Es lag ihm aber nicht allein an, sich selber im Dienste seines Königs und seines Vaterlandes als einen wackern Kriegsmann zu erzeigen, sondern alle ihm untergebenen Soldaten zu dergleichen zu machen. Daher wendete er einen ganz ungemeinen und unermüdeten Fleiß auf die Waffenübungen derselben; er selber war zugegen, auch wo ihn die gewöhnliche Einrichtung davon frei gesprochen hätte; so groß das Opfer war, das er als zärtlich liebender Gatte und Vater hiermit brachte, verweilte er doch immer, so viel als nur möglich, an dem Aufenthaltsort und in der Mitte seines Regimentes. Und die guten Früchte, welche dieser treue Fleiß trug, fielen bald unverkennbar in die Augen. Das Regiment, bei welchem er eine Reihe von Jahren als Obrist-Lieutenant gestanden, wurde als das ausgezeichnetste der

englischen Reuterei anerkannt, und diese Cadagan'schen Dragoner hatten sich auch durch ihre Aufführung einen so guten Ruf erworben, daß jeder Ort, da sie einquartirt werden sollten, sie mit Freuden aufnahm. Ja Viele, welche dieses brave, durch Gardiner so herrlich ausgebildete Regiment genauer kannten, haben geäußert, daß die unglückliche Affaire bei Preston-Pares, in welcher Gardiner fiel, würde einen ganz andern Ausgang genommen haben, wenn der Obrist damals noch dieses ihm bis zum Tode treu ergebene, tapfere Dragoner-Regiment commandirt hätte.

Der wohlthätig-bessernde, veredlende Einfluß, den dieser wahrhaft hohe Officier auf seine Standesgenossen hatte, war übrigens nicht bloß auf die gemeinen Soldaten oder auf die unter ihm stehenden Subaltern-Officiere beschränkt, sondern verbreitete sich auch auf die mit ihm in gleichem Range, ja selbst auf die hoch über ihn gestellten Officiere der Armee. Wir wollen hier nur eine Anekdote anführen, welche zeigen kann, wie es Gardiner anfieng, um einer ganzen, vornehmen Gesellschaft dieser Art den Mißbrauch des Namens Gottes zu verwehren, und sie zugleich über das Unrecht, das hierinnen liege, zu belehren.

Während Gardiner zu Bankton war, beehrten ihn einst der General-Feldmarschall der Königlichen Armee (der damals in Edinburgh verweilte), und mit ihm mehrere Officiere vom höchsten Range, mit ihrem Besuch, und nahmen

ein Mittagsmahl bei ihm ein. Als die ehrenwerthen Gäste sämmtlich bei einander waren, redete sie Gardiner bescheiden und voll Hochachtung, zugleich aber mit seinem gewöhnlichen Ernste an, und erklärte ihnen, daß er durch die Gnade Sr. Königl. Majestät zum Friedensrichter dieses Distrikts bestellt sey. Er habe bei dem Antritt dieses Amtes schwören müssen, die Gesetze, namentlich auch die gegen das unnütze Schwören und Fluchen, aufrecht zu erhalten, und er halte sich in seinem Gewissen für verbunden, diese Amts-Pflicht unpartheiisch, gegen Jedermann, sey er, von was Stand er wolle, auszuüben. Er müsse daher seine ihm sehr werthen, edlen Gäste bitten, auf ihrer Hut zu seyn. Im Fall ihnen aber ein Schwur oder Fluch entschlüpfen sollte, bäte er sie, seine legale Ahndung dieser Verletzung des Gesetzes nicht aus Mangel an Hochachtung herzuleiten, sondern dieselbe als eine gewissenhafte Handhabung seiner Richter-Pflichten anzusehen. — Der Feldmarschall unterstützte sogleich Gardiners Erklärung, fand die Amtstreue desselben sehr lobenswerth, versprach, wenn er selber in einen solchen Fehler verfallen sollte, willig das Strafgeld zu entrichten, und war auch bei Tafel Gardiners Absichten so behülflich, daß, wenn dieser einmal hinweggerufen wurde, er selber indeß über die Gäste die Aufsicht führte und jeden, gegen das Gesetz Fehlenden, zur Strafe zog. Bei dieser, wie bei andern ähnlichen Gelegenheiten ward die nicht unansehnliche Geldstrafe, die nach englischem Gesetze, wenn dieses in seiner

Stren-

Strenge geübt wird, auf einen Fluch oder unnützen Eid fest bestimmt ist, in eine Sparkasse gelegt, welche zur Unterstützung und bessern Verpflegung kranker, oder sonst in Noth gerathener Menschen (besonders Soldaten des Regimentes,) bestimmt war.

So fürchtete und scheuete Gardiner, wenn es die Ehre Gottes galt, das Angesicht keines lebenden Menschen, sondern, nach einem Ausdruck der Schrift, er selber stellte in solchen Fällen den Uebertretern sein Angesicht „fest wie einen Kieselstein" entgegen. Und wäre der, welcher etwa durch Fluchen und unnützes Schwören den Namen Gottes entheiligte, ein Prinz, oder sein König selber gewesen, er würde ihm, wo nicht durch Worte, doch durch Mienen seine Betrübniß und sein Erstaunen zu erkennen gegeben haben.

Wenn unser furchtloser Obrister an Allen, ohne Unterschied des Standes und äußeren Ansehens, das rohe Vergehen des Mißbrauches des göttlichen Namens strafte, so mußten die, welche so bestraft wurden, wenigstens „als gebildete Menschen" sich schämen und schweigen. Ganz anders aber verhielt es sich da, wo er über eine andere Art der Herabwürdigung und Entheiligung des großen Namens eiferte, zu welcher „den gebildeten Ständen" gerade ihre „Bildung" nicht bloß ein Recht, sondern ihrer Meinung nach sogar eine Verpflichtung zu geben schien. Gardiner konnte nicht schweigen und schwieg nicht, wenn eine freche Vernunft unter dem Panier des großen Wortes Aufklärung, dem Panier der ewig unveränderlichen Gotteswahrheit

entgegen trat. Er eiferte gegen jene neue Lehren, welche dem ewigen, göttlichen Sohn die Ehre der Gottheit rauben, welche Den, der im Anfang war bei Gott, zu einer bloßen Creatur machen, oder die Einwirkung des heiligen Geistes und die Nothwendigkeit dieser Einwirkung zur Rettung und Bekehrung des Sünders läugnen wollten. Wie unser Luther, sahe er wohl ein, daß diese Versündigungen an der ersten Tafel des Gesetzes größer, unheilbarer und von traurigeren Folgen seyen, als die Versündigungen an der zweiten Tafel. Denn jene setzen den hochmüthigen Geist ihrer eigenen Vernunft und die Aussprüche desselben an die Stelle Gottes und seines ewigen Wortes. Er sahe wohl ein, daß jenes „denkglaubige" oder auch das etwas besser scheinende juste milieu-Christenthum, welches dann noch zurückbleibt, wenn jene Hauptlehren Christi und seiner Apostel bei Seite geschafft oder entkräftet sind, eine der wirksamsten Erfindungen des Feindes der Menschenseelen sey, um diese allmälig ganz vom Christenthum hinweg, zum sogenannten Deismus, zum Laster und zum Verderben zu führen. Durch Ihn, nur durch Ihn, der uns versöhnt hat mit Gott, und gerecht gemacht hat vor Gott durch sein Blut, könne in jedem Augenblick der Sünder Vergebung und Rettung von der Sünde Verderben, so wie Kraft zur Heiligung und Besserung empfangen. Eine Lehre, welche andere Mittel der Heilung und Besserung anempföhle, als die in Christo dargebotenen, gleiche, aufs gelindeste ge-

sprochen, dem Verfahren jener Charlatane, welche einem tödtlich Schwachen oder Kranken, den eine kräftige Arzenei retten könnte, gefärbtes Pfützenwasser, statt der allein noch wirksamen Heilmittel darreichten.

Unser Obrister schwieg also auch gegen diese Art der Entheiligung des großen Namens nicht stille, und zog sich dadurch öfters das Mißfallen der aufgeklärten, gebildeten Stände zu, aber, was eine große Gnadengabe, ihm von Gott verliehen, war, er eiferte nicht mit Unverstand.

Sein Lebensbeschreiber Doddridge sagt bei dieser Gelegenheit, wo er seines Eifers erwähnt, von ihm: „Dennoch muß ich erklären, daß, so viel ich von ihm weiß (und ich glaube, daß er in solchen Dingen so offen gegen mich war, wie gegen irgend einen Menschen in der Welt), er niemals sich geneigt zeigte, auf leichten Verdacht hin irgend Jemand solcher verderblichen Lehren zu beschuldigen, besonders wenn er an ihm Spuren eines guten, rechtschaffenen Wandels bemerkte, welche er an allen Menschen, ohne Ansehen des äußeren Bekenntnisses oder der Verschiedenheit der Ansichten, ehrte und liebte. Er hielt den grundlosen Argwohn und die (verdammenden) Verdächtigmachungen jeder Art für eine selber verdammungswürdige Sünde und urtheilte mit dem guten Bischoff Burnet, daß man jeden Menschen für gut, seinen innern Glauben für recht halten müsse, bis man sich vollkommen überzeugt habe, daß er böse und gottlos sey. Er erkannte und scheute aufs Lebendigste die un-

G 2

Staatl. Bibliothek
Bamberg

glückseligen Folgen, welche daraus entstehen müßten, wenn man, besonders Lehrer der christlichen Wahrheiten, auf solche Weise verdächtig mache. Und wenn ihm aus menschlicher Schwachheit in seinem wohlmeinenden Eifer ein etwa beleidigend erscheinendes Wort gegen einen Solchen entschlüpft war, was wohl nur sehr selten geschehen seyn mag, so zeigte er sich von Herzen willig, sobald er zur bessern Einsicht gekommen, das Wort zurückzunehmen, welches Benehmen ihm, zu seinem sonst so freimüthigen, furchtlosen Wesen, gar wohl anstund."

„Es war allerdings seine entschiedene Meinung, daß die Lehren der Arianer, Socinianer und Pelagianer der Ehre Gottes zuwider, und verderblich für die Seelen der Menschen seyen, und daß ein Christ gegen solche Lehrer, welche jene Irrthümer vortrügen, sehr auf seiner Hut seyn müsse, damit sie ihn nicht von der kräftigen Einfalt des Christenglaubens hinwegrissen und entfremdeten. Dennoch verabscheute er auch zugleich aufrichtig jeden Gedanken an Verfolgung in Gewissenssachen, und war so innig tief, als irgend ein mir bekannter Mensch, von der Abgeschmacktheit und Ungerechtigkeit einer solchen Verfolgungssucht überzeugt. In der That, sein edles, heldenmüthiges Herz konnte sich nie mit dem Gedanken vertragen, daß man jenen Gotteswahrheiten, die er so von ganzer Seele liebte, und die sich so gut durch Gründe der Vernunft und durch das Wort Gottes vertheidigen ließen, durch solche feig-feindselige Mittel sollte Ein-

gang verschaffen und sie vertheidigen, deren sich etwa die ruchlose Lüge und der Aberglaube zu ihrer Verbreitung und Vertheidigung zu bedienen pflegen. Eben so misbilligte er in jeder Art die leidenschaftliche Heftigkeit, womit man etwa die Wahrheiten des Evangeliums (in Wort- und Federstreit,) gegen Andersgesinnte zu erweisen suchte; denn er erkannte, daß, wenn man die Religion der Liebe auf solche lieblose und unchristliche Weise aufrecht erhalten wolle, man den eigentlichen Zweck derselben über dem angewendeten Mittel verliere, und daß das Gedeihen der Sache des Christenthums hierdurch eben so schlecht befördert werde, als das Gedeihen eines lebenden Leibes, dem sein eigenes Fleisch zur Speise gegeben würde. Die Hauptwaffen, deren sich unser christlicher Kriegsmann im Kampfe für die Ehre und Sache seines Herrn bediente, waren: das Erweisen der Früchte des Christenthums, in einem reinen und unbefleckten Wandel; das Ueberwinden der Feinde und Gegner durch Sanftmuth und Freundlichkeit, Geduld und Liebe. Die siegreiche Kraft dieser Waffen hat sich noch in allen Kriegen unsers Herrn bewährt; während andere Waffen, so stark sie auch zu seyn schienen, und so scharf sie immerhin seyn mochten, jederzeit in der Hand der Streiter, wenn diese im leidenschaftlichsten Kampfe waren, zerbrachen und viel öfter die Hand selber verwundeten, welche sie führte, als die Feinde besiegten, gegen welche sie gerichtet waren."

So haben wir denn hier gesehen, wie Gar-

diner die Seelen, welche der Wahrheit feind, oder von ihr entfremdet waren, bekämpfte und besiegte, und wie er für die Sache seines Herrn und das Heil der Menschenseelen zu eifern pflegte. Es war dieß ein Weg des Ernstes und der Liebe zugleich, welchen er doch nur im Verkehr mit Solchen einschlug, die da nach ihrer eigenen Meinung gar satt und reich am Geiste waren. Die Armen und Hungernden an Leib und Geist lernten an ihm nur die erbarmende Liebe kennen. Denn darum auch war unser Obrister für seine eigene Person so mäßig und sparsam, darum war der Aufwand in seinem Hause so beschränkt, damit Arme und Nothleidende von dem, was er an sich selber sparte, gespeist, getränkt und mit allen Nothwendigkeiten des Lebens versorgt werden könnten. Gott legte auch hierinnen einen ganz besondern Segen auf seine Hand; so daß die Gaben so oft, in sehr auffallender Art, zur rechten Zeit und an den rechten Ort kamen. So war in Doddridge's Gemeinde eine arme Wittwe, welche nach dem Tode ihres Mannes ein Häuflein Kinder durch redlichen Fleiß ernährt und in der Furcht des Herrn erzogen hatte, ohne der Gemeinde oder sonst Jemand zur Last zu fallen. Sie lag jetzt am Sterben, und ihre Seele lobete den Herrn, der ihr alle ihre Sünden vergeben, und sie errettet hatte vom Verderben: den Herrn, den ihre Seele liebte, und dessen Angesicht sie nun bald schauen, zu dessen Freuden sie nun bald eingehen sollte. Aber ein Kummer, eine Sorge drückte in manchen

Augenblicken ihre Seele. Es war in ihrer Hütte nichts, wovon die Begräbnißkosten bezahlt werden konnten. Sollte man denn etwa ihren armen Töchtern die Betten nehmen und verkaufen, damit der Leib der todten Mutter zu seiner Ruhe gebracht werde? — Da empfängt sie auf einmal von einem ihr ganz unbekannten Wohlthäter, von Gardiner, eine Guinee zum Geschenk. Diese Güte ihres Gottes, welche ihr dieser noch vor ihrem Tode erweiset, ist ihr ein vorbedeutendes Zeichen der Gnade, welche ihr nach dem Tode wiederfahren soll. Sie läßt sich im Bette aufrichten, um Gott auf ihren Knieen für seine Güte zu preisen. Bald hernach entschläft sie fröhlich in ihrem Herrn.

Wir kommen nun zu den letzten Lebensjahren unsers Obristen, und zu seinem Abscheiden von der Welt und den Seinigen in dieser Welt. Diese, besonders seine ihm unbeschreiblich theure Gemahlin, hatte er schon längst auf jene letzte Trennung vorzubereiten gesucht, und seine Briefe, die er, wenn er von ihr getrennt seyn mußte, an sie schrieb, athmen das Sehnen nach einem ewig seligen Beisammenseyn, und die zuversichtliche Hoffnung auf dieses. „Ich danke Gott (schrieb er in einem dieser Briefe, der aus Carlisle datirt ist), ich war noch nie in meinem Leben wohler auf als jetzt, und ich wünschte nur so glücklich zu seyn, eben dasselbe auch von dir zu vernehmen, oder lieber, mit andern Worten, von dir zu erfahren, daß du ein recht volles Vertrauen zu Gott hättest. Dieß würde dich ohnfehlbar

zu einem recht seligen Frieden führen; denn Er, der Treue, hat uns diesen Frieden versprochen. O wäre doch das unser heißestes Sehnen: bei Christo zu seyn, welches uns unendlich besser wäre, als irgend ein anders Gut hienieden. Da zu seyn, wo kein Leid, keine Klagen mehr sind, wo der selige Verein mit unserm Gott durch Nichts mehr gestört wird, wo du und ich uns niemals mehr trennen dürfen, wo wir, wie sich unsere Stimmen und Herzen schon hienieden zu den Gesängen seines Lobes vereinten, auf ewig beisammen, im höhern Chor unserm Erlöser lobsingen werden. O Ewigkeit, Ewigkeit! Welch ein wunderkräftiger Gedanke liegt in dem Worte Ewigkeit."

Im Sommer des Jahres 1742 rückte Gardiner zum letzten Male an der Spitze des Cadagan'schen Dragoner-Regimentes, dem seine wohlthätige Einwirkung eine Reihe von Jahren war vergönnt gewesen, in Northampton ein. Die, welche das Regiment, während der beiden Monate seines Hierseyns, öfter beobachteten, waren von dem angenehmen Eindruck, den es durch seine schöne militärische Haltung und seine außerordentliche Gewandheit, so wie pünktliche Genauigkeit in den Waffenübungen machte, ganz überrascht. Und wenn man diese kräftigen Krieger außer den Zeiten der Waffenübungen, in den Stunden ihrer Erholung näher kennen lernte, da mußte man jenen ernster gesinnten Bürgern Recht geben, welche von diesem Regimente sagten: daß nicht bloß viele Officiere, sondern auch ein großer

Theil der Gemeinen Männer von strengster Sittlichkeit, ja voll ernster Gottesfurcht seyen. Diese Menschen flößten auch den rohesten Wirthen nicht bloß durch ihr Betragen Zuneigung, sondern Hochachtung ein: sie waren, ohne es zu wissen, Lehrer des Volkes.

Gegen Ende des Jahres wurde er mit seinem und mehreren andern Regimentern übergeschifft, und verweilte nun zu Gent. Hier fühlte er sich oft von einem herzlichen Heimweh, besonders nach den gewohnten gottesdienstlichen Uebungen seines Vaterlandes durchdrungen. Am 16. Oct. schrieb er an Doddridge: „Was mich selber betrifft, so bin ich in der That ein dürres, unfruchtbares Land, da kein Wasser ist. Ströme aber von Wasser ergießen sich aus meinen Augen, wenn ich hier in unserm Sodom nichts vernehme, als Lästerungen auf den Namen Gottes, und mich außer Stand sehe, zu helfen. Doch habe ich schon sechs oder sieben Feld-Officieren das böse Schwören abgewöhnt. Ich speise täglich mit ihnen zusammen und da habe ich mit ihnen ausgemacht, daß jeder, der einen unnützen Eid schwört, einen Schilling an die Armen bezahlen soll. Das hat schon eine herrliche Wirkung gehabt. Heute erzählte mir einer von ihnen, er sey gestern beim Kartenspiel gewesen, wobei ein anderer Officier in ein rohes Schwören ausbrach. Dieß habe er (so sehr sey er schon davon entwöhnt) nicht anhören können, sondern sey aufgestanden, und habe die Gesellschaft verlassen. — Da sieht man, wie auch solche

Abhaltungsmittel vom Bösen, die an sich selber von niederer Art sind, ihren Nutzen haben, indem sich allmälig Motive von besserer Art einfinden."

Um diese Zeit war Gardiner von einer Masse von Geschäften überladen, unter anderm war ihm, auf Märschen, die Sorge für mehrere Regimenter übertragen. Dennoch schreibt er Anfang Aprils 1743 an seinen Freund: „Gelobt, ewig gelobt sey der Name meines himmlischen Vaters, der meine Seele am Leben, meinen Leib bei vollkommener Gesundheit erhält. Sollte ich aller seiner Güte und Erbarmungen gedenken, welche er mir mitten unter der Last dieser zerstreuenden Geschäfte wiederfahren lässet, ich könnte kein Ende finden. Möge Er, unser Herr und Meister, Sie bei Ihrem Tagwerk stärken, und Sie zu einem Segen für Viele setzen. Mein theurer Freund! ich liebe Sie mehr, als ichs aussprechen kann, und werde dieß ferner thun, bis an mein Ende."

Der kindliche Glaube unsers Obristen wurde jetzt auf mehrere schwere Proben gestellt. Zuerst mußte es ihm bei seinem Heimweh nach dem Vaterland und den Seinigen sehr schwer fallen, da auf einmal die Armee Befehl bekam, statt wieder nach England, nach Frankfurt am Main aufzubrechen. Eine andere, fast nicht minder schwere Glaubensprobe war die, daß er, der schon so lange und wohlbegründete Ansprüche auf ein eigenes Regiment hatte, bei mehrmaligen Gelegenheiten der Art sich zurückgesetzt und übergangen

sahe. Er schrieb indeß hierüber am 21. April 1743 aus Aachen an seine Gemahlin: „Ich bin keineswegs über meine scheinbare Zurücksetzung betrübt. Mein himmlischer Vater weiß, was das Beste für mich sey, und gelobet sey sein heiliger Name ewiglich, er hat meinem Herzen eine vollkommene Ergebung in seinen Willen geschenkt. Ueberdieß bin ich noch niemals, seitdem ich Christ bin, bei irgend einer solchen Glaubensprobe zu kurz gekommen; immer zeigte sichs, daß Gott etwas viel Besseres für mich aufgehoben hatte, als das war, das er mir versagte. Wie könnte ich also, nach so vielen Erfahrungen von der Güte meines Herrn, so ruchlos seyn, Ihm nicht zu vertrauen?"

Sehr bemerkenswerth ist es, wie diese kindliche Hoffnung so vollkommen und so bald in Erfüllung gieng. Gardiner und alle seine Freunde konnten nichts Anders erwarten, als daß man ihm ein Regiment zu Fuß ertheilen werde. Zwei Tage aber vorher, ehe er seinen Brief aus Aachen schrieb, war das Dragoner-Regiment des General Bland erledigt, und Se. Majestät hatten die besondere Gnade, Gardiner diese Stelle zu verleihen. Es ward die Freude über diese Beförderung noch dadurch unbeschreiblich viel größer, daß das Bland'sche Regiment unmittelbar bei den Gütern unsers Obristen im Quartier lag; so daß der Obrist bei den Seinen und doch auch zugleich mitten unter seinem Regiment wohnen konnte. So hatte in der That Gott

etwas viel Besseres für ihn aufgehoben, als das war, das er ihm versagte.

Aber so nahe an der Erfüllung der liebsten Wünsche für sein äußeres Leben, erwartete ihn noch eine andere Prüfung. Er wurde von einem heftigen Fieber überfallen und in Lebensgefahr gebracht. Doch nach einigen Wochen raffte er sich wieder auf, reiste in der Mitte des Juny's durch London, wo ihm der Prinz von Wales und seine Gemahlin Beweise ihrer besondern Gnade gaben, und eilte dann zu den Seinigen, und zu dem ihm anvertrauten Regiment nach Bankton. So lange hatte er noch niemals unter seiner Familie, ja seit seiner Kindheit an einem und demselben Orte verweilt. Dieß war eine selige, segensreiche Zeit für ihn und noch mehr für die Seinen, welche in ihm beständig das stille Vorbild eines göttlichen Wandels sahen. Denn nicht bloß, wenn er aus seinem Zimmer, aus dem einsamen Umgang im Gebet mit Gott kam, war an seinem Angesicht und ganzen Wesen jene unbeschreibliche Majestät und Kraft der Liebe zu lesen, welche der Christ in dem Umgang mit seinem Herrn empfängt; sondern diese liebende Kraft leuchtete aus Allem hervor, was er am ganzen Tage sprach und that.

Innig tief betrübte ihn der große Verfall, den er in seinem Vaterlande in religiöser und sittlicher Hinsicht zu bemerken glaubte. Ein Geist der Unzufriedenheit und der Widerspenstigkeit der Unterthanen gegen ihre Regierung, offenbarte sich bei jeder Gelegenheit, und dieser böse Geist wurde

durch die zahlreichen Anhänger des Prätendenten (Jacobiten genannt,) geweckt und genährt. Gardiner sahe hierinnen die Vorboten großer, schwerer Gerichte über das schuldbeladene Land, und beklagte zugleich die ungemeine Sorglosigkeit der Freunde der bestehenden Regierung, welche durchaus zu keiner Gegenwehr Vorkehrungen trafen, weil sie die nahende Gefahr nicht erkannten. Wenige Tausende von Feinden hätten damals, ohne Widerstand zu finden, nach London rücken, und die bestehende Ordnung umstürzen können. Der Obrist schrieb in Beziehung auf diese Angelegenheiten gegen Ende des Jahres 1743 an seinen Freund Doddridge: „Es sollte mich freuen, zu vernehmen, was bei Ihnen gute und weise Männer über den jetzigen Zustand der Dinge urtheilen. Mir, für meinen Theil, obgleich ich, Gott sey Dank, nichts für mich selber fürchte, erscheinen die Aussichten unsers Vaterlandes in die Zukunft sehr trübe und düster; denn alle Arten von Ruchlosigkeit nehmen unter uns überhand, weil das Evangelium verachtet wird. Täglich flehe ich Gott um Erbarmen über dieses sündenvolle Land an, über welchem sich schon die Wetterwolken seines Strafgerichtes zu sammeln scheinen, und meine Kraft ist zuweilen durch dieses inbrünstige Beten und Weinen vor meinem Gott so erschöpft, daß ich, wenn ich von meinen Knieen aufstehe, mich kaum aufrecht erhalten kann.“

Gardiner hatte sich von den Folgen des obenerwähnten Krankenlagers, dem er sich nur

zu bald entrissen hatte, nie wieder ganz erholt. Seine leiblichen Leiden schienen ihn und die Seinigen auf seinen nahen Tod vorbereiten zu sollen, den er übrigens nicht auf dem Siegbette, sondern, damit Gott auch durch ihn im Tode gepriesen werde, im heldenmüthigen Kampfe für das Wohl und die Freiheit seines Vaterlandes und für seinen König fand.

Im July 1745 brach nämlich die Empörung in volle Flammen aus. Gardiners Regiment, leider nicht mehr sein altes Cadagan'sches, wurde nach Stirling commandirt. Es hatte sich seiner Soldaten damals eine solche Kampflust bemächtigt, daß sie kaum von einem Angriff auf die in der Nachbarschaft liegenden Rebellen abgehalten werden konnten. Aber diese Begeisterung des Muthes vergieng nur zu bald wieder, als die Nachricht kam, daß die Rebellen bereits Edinburgh eingenommen hätten. Mit Kummer bemerkte Gardiner die überhand nehmende Kleinmüthigkeit in seinem und den mit ihm vereinten Dunlar'schen und Cope'schen Truppen, und sagte nun schon den unglücklichen Ausgang der bevorstehenden Affaire voraus, fügte aber zugleich hinzu, daß, wenn auch seine Soldaten vor dem Feinde zurückwichen, doch er wenigstens Stand halten wollte. — Ich habe, sagte er zu einem Freund aus Edinburgh, keine entscheidende Macht über das Betragen Anderer, aber ich habe noch ein Leben für die Ruhe meines Vaterlandes hinzugeben, und will dieß nicht sparen."

Die Geschichte der Schlacht bei Preston-

Pares und der letzten Stunden unsers Obristen erzählt sein treuer Diener John Faster.

Freitags am 20. September, den Tag vor der Schlacht, gegen Mittag, als die ganze Armee in Schlachtordnung gestellt war, ritt Gardiner durch alle Reihen seines Regimentes. Er ermahnte die Soldaten aufs eindringlichste, daß sie als wackere Krieger und gute Christen im Dienst ihres Vaterlandes tapfer streiten und sich auf jede Art des Ausganges wohl bereit halten möchten. Diese Rede machte einen kräftigen Eindruck: die Soldaten brannten vor Begierde, den Feind anzugreifen, und Gardiner, so wie noch ein anderer tapferer Officier von hohem Rang und Ansehen, würden ihrem Kriegsvolk diesen Wunsch gerne gewährt haben, wenn es ihnen wäre zugelassen worden. Vergeblich aber war es, daß man dem Oberbefehlshaber vorstellte, wie viel besser es seyn werde, den Soldaten jetzt, wo sie noch frisch und voll guten Muthes seyen, den Angriff des ungeübten, barbarischen Feindes zu gestatten, als sie, ohne ihnen Ruhe zu gestatten, eine Nacht unter den Waffen stehen zu lassen. Die Soldaten würde die Erlaubniß zum schnellen Angriff muthig machen, den Feind dagegen, der ohnehin im Kampf der Empörung gegen sein Vaterland kein gutes Gewissen habe, werde ein wohlgeordneter Ueberfall entmuthigen. Auch könne man, wenn man selber angriffe, alle Vortheile, welche die ihm durchaus so wohl bekannte Gegend darböte, mit guter Ueberlegung benutzen. Eben so vergeblich waren auch Gardiners Vor-

stellungen in Beziehung auf die Anordnung der Kanonen. Der Obrist wünschte nämlich, daß diese im Centro der kleinen Armee, nicht aber unmittelbar vor seinem Regiment aufgestellt würden, welches den rechten Flügel bilden half, weil die Pferde noch nie in einer Schlacht gebraucht waren, und daher leicht durch das Abfeuern des so nahe stehenden Geschützes könnten in Unordnung gerathen. Er wünschte um so mehr, daß diese Anordnung getroffen würde, da aller Wahrscheinlichkeit nach, der erste Angriff der Rebellen mit seiner größten Heftigkeit auf das Centrum der Infanterie treffen mußte, wo, wie dieß der Obrist wußte, wackere Kriegsleute stunden, von deren guter Haltung, nächst Gott, das Schicksal des Tages am Meisten abhing. Da er sahe, daß er mit keiner dieser Vorstellungen durchdringen konnte, und daß man auch einige andere Vorschläge zum Besten der allgemeinen Sicherheit, auf deren Ausführung er mit ungewöhnlichem Ernste drang, unbeachtet ließ, deutete er noch mit einigen Worten die traurigen Folgen an, welche ein solches Verschmähen jedes wohlmeinenden Rathes haben würde und auch wirklich hatte, und überließ nun ruhig Alles der Leitung Gottes. Den noch übrigen Theil des Tages benutzte er zu so guten Anordnungen, als die nunmehrigen Umstände sie ihm erlaubten.

Die Nacht brachte er, in seinem Mantel gehüllt, unter den Waffen zu; am Morgen gegen 3 Uhr ließ er seine vier Bedienten zu sich kommen. Drei von ihnen entließ er mit innig christ-

lichen Ermahnungen, und empfahl ihnen mit so feierlichem Ernst die Erfüllung ihrer Pflichten und die Sorge für ihre Seele, daß es scheint, als habe er es gewußt, daß dieß sein letzter Abschied von ihnen sey. Die ihm noch übrige Zeit (sie betrug nicht viel über eine Stunde,) wendete er wahrscheinlich zu seinen gewöhnlichen Andachts-übungen an.

Sehr früh am Morgen wurde die Armee durch das Getöse aufgeschreckt, das der annähernde Feind machte. Da sich derselbe bis auf Schußweite genähert hatte, gab er ein mörderisch Feuer, durch welches die Dragoner des linken Flügels so in Unordnung geriethen, daß sie unaufhaltsam die Flucht ergriffen. Unser Obrist empfieng bei diesem Angriff eine Schußwunde in die linke Brust, welche ihn unwillkührlich im Sattel emporspringen machte. Als dieß sein Reutknecht sahe, bat er ihn, er möge sich doch zurückziehen und verbinden lassen, der Obrist erwiederte, es sey nur eine Fleischwunde und drang muthig fechtend vor, obgleich ihn unmittelbar nachher ein Schuß in den rechten Oberschenkel traf. Man sahe noch verschiedene Feinde unter den Hieben seines Schwertes fallen, unter andern einen tückischen Verräther, der ihm noch wenige Tage vorher einen anscheinenden Freundschaftsbesuch gemacht, und dabei den größten Eifer für die Sache des Königes geheuchelt hatte. Nur kurze Zeit war der Obrist durch seine Soldaten unterstützt, und ritterlich kämpften mit ihm der wackere Lieutenant West und der

Obrist-Lieutenant Whitney, der hierbei durch den Arm geschossen wurde, und wenig Monate nachher den Heldentod in der Schlacht bei Falkirk fand; auch hielten etwa funfzehn Dragoner bis zuletzt treulich bei ihrem Obristen aus. Der übrigen aber bemächtigte sich gar bald ein panischer Schrecken, und obgleich Gardiner und mit ihm einige andere brave Officiere Alles thaten, um sie zum Stehen zu bringen, ergriffen sie dennoch, dem Beispiel des linken Flügels folgend, eine eilige Flucht. Da bemerkte der Obrist, daß ein Theil des Fußvolkes, das er mit seinen Dragonern hatte decken sollen, und welches bis dahin muthig fechtend Stand gehalten hatte, ohne Officier war, und rief laut aus: „Diese braven Leute werden aus Mangel an einem commandirenden Officier in Stücken gehauen werden," ritt auch sogleich zu ihnen hin und schrie ihnen zu: „Feuert nur brav zu, meine Kinder, und fürchtet nichts." In diesem Augenblick näherte sich ihm ein Hochländer mit einer Sense, die an einer langen Stange befestigt war, und versetzte ihm damit eine so tiefe Wunde in den rechten Arm, daß ihm das Schwert entfiel. Eine andere Schaar dieser Wüthenden drang herzu, riß ihn vom Pferd, und ein gewisser Mac-nought, der ein Jahr nachher als Verbrecher hingerichtet wurde, versetzte ihm mit einer Axt den Todesstreich ins Hinterhaupt. Noch hatte der tödlich Getroffene so viel Kraft und Besinnung, daß er seinen herabgefallenen Hut mit der linken Hand ergriff und damit schwenkend ein Signal zum

Rückzug gab; seinem treuen Diener rief er zu: „Eil' und rette dich.“ Ja man erzählt, daß er noch zu einem der feindlichen Heerführer die Worte gesagt habe: „Ihr kämpfet um eine irdische Krone, ich aber gehe nun hin, um eine himmlische zu empfangen.“

Neben dem jetzt ohnmächtig zu Boden Gesunkenen war nun nicht mehr länger der Kampf einer gewöhnlichen Schlacht, sondern ein mordlustiges Gemetzel. Jener Geist, welcher für eine schlechte Sache, für die Sache der Empörung, die Waffen führt, kennt keine Menschlichkeit, keine Schonung; er selber ist ja eines Geschlechts mit dem Geist der Räuberei, der Mordlust, der Lüge. Dieß erfuhren die königlichen Truppen, welche sich der Gnade des Feindes, den Lord Elcho zum Morden anführte, ergeben hatten; dieß erfuhren die Wohnungen und Bewohner des ganzen umliegenden Landes, unter anderm auch Gardiners verlassenes Haus.

Der treue Diener hatte indeß den Befehl seines Herrn befolgt, und war zu einer Mühle entflohen, welche etwa eine Stunde Weges vom Schlachtfelde ablag. Hier verkleidete er sich in das Gewand eines Müllerburschen und kehrte, mit einer Sicherheitskarte versehen, zum Schlachtfeld zurück. Da lagen schon alle Kämpfer für die Sache des Vaterlandes, welche noch Stand gehalten hatten, zu Boden gestreckt; der Kampf ruhete. Der Diener fand seinen lieben, verehrten Herrn, seiner meisten Kleidungen beraubt, in seinem Blute, aber noch athmend, am Boden lie-

gen. Als er ihn empor hub, öffnete der Sterbende noch einmal die Augen, konnte aber nicht mehr sprechen. So trug er ihn zur Kirche von Trannet; man brachte ihn aber sogleich in das Haus des dortigen Pfarrers und legte ihn in ein Bett. Hier athmete er noch einige Zeit. Endlich um eilf Uhr des Vormittags war auch dieser Kampf vollendet; des Todes Schrecken war besiegt, das Feld der seligen Ewigkeit war gewonnen. Auf dem Gottesacker der Kirche von Trannet, mit deren Gemeinde er sich so oft im gemeinsamen Gottesdienst erbaut hatte, wurde auch des theuren Helden Leichnam feierlich bestattet, und seinem Begräbniß wohnten viele Edle des Landes bei, ohne sich vor den Rebellen, die damals hier herrschten, zu scheuen. Doch selbst die Feinde schienen von dem Fall dieses Mannes gerührt, und sprachen von ihm mit Achtung.

Das Gerücht von Gardiners Tode, von der Niederlage der königlichen Armee, hier bei Preston-Pares und bald hernach bei Falkirk, weckte auf einmal alle schlummernden Kräfte in den Anhängern des Königes und der brittischen Freiheit auf. Bald waren muthige Männer und streitbare Arme um den Herzog von Cumberland versammelt; der Feind erlag, das Land kehrte zu seiner vorigen Ruhe zurück.

Gardiners Bekannte haben uns das Bild seiner äußeren Gestalt beschrieben, das in ihrer Phantasie zurückgeblieben war. Sie schildern uns denselben als einen Mann von sehr ansehn-

licher Länge, von kräftigem Bau und wohlproportionirten Gliedmassen, mit dunkelgrauen Augen, hoher Stirne und sehr edlem, wohlgebildetem Angesicht, in dessen Mienen Demuth mit hohem, unerschrockenem Mannesmuth vereint wohnte; seine Stimme war sehr stark, die Aussprache angenehm. Das Bild seines innern Wesens hat sich nicht der Phantasie und Erinnerung allein; es hat sich dem Leben und Wirken Derer, die ihn liebten, selber eingeprägt und ist hier nicht erloschen, wird auch ferner nicht erlöschen. Denn seit dem denkwürdigen Ereigniß, welches auch eine tiefer gründende Seelenlehre nur in seinem Verlauf und bedeutungsvollen Folgen zu beschreiben, nicht weiter zu erklären, vermag, war dieser Mann ein Gefäß der Segnungen, gefüllt mit heilsamen Kräften für seine Zeit und für die Nachwelt geworden, dergleichen die Geschichte dieser letzten Menschenalter nur wenige zu nennen weiß.

[illegible]

Mittheilungen aus dem Reiche.

Mittheilungen aus dem Reiche.

Jene Esquimaux, denen die Missionarien lange schon von der Allmacht und Weisheit Gottes, von seiner Vorsorge für alle Creaturen, und ganz besonders für den Menschen, gesprochen hatten, waren bei diesem Unterricht völlig ungerührt und gleichgültig geblieben, bis einst einer von den Lehrern ihnen von Christus erzählte, der aus Liebe zu uns Mensch geworden und am Kreuz gestorben sey. Da rief, zum erstenmal von der Rede der Missionarien ergriffen, einer der Anwesenden aus: „Sag' uns das große Wort noch einmal," und von nun an waren die Herzen jener Wilden für die Predigt des Evangeliums aufgethan, diese trug reich gesegnete Früchte.

Bei dieser Erzählung bemerkte ein alter Lehrer aus eigner Erfahrung: „Wenn ich zurück denke an das, was meinem Geist die erste Nahrung, die ersten Kräfte der Ewigkeit gab, so finde ich, daß mir schon als Kind die Geschichte des für mich ein Kind gewordenen Gottessohnes, bei dessen Geburt die Engel sangen, so wie die

Geschichte des für mich am Kreuz gestorbenen und auferstandenen Heilandes, Liebe zu Gott, Kraft zum Gebet und zum Gehorsam ins Herz gab. Und so ist es bei mir dann immer geblieben, von der Kindheit an bis in mein jetziges Alter: so oft ich diese, den Augen der Menschen sichtbar gewordenen, von ihren Ohren vernommenen, von ihren Händen berührten Wunder der Offenbarung Gottes im Fleisch, den Wandel des Herrn auf Erden, die Thaten der Apostel betrachte, da empfängt mein Herz, auch wenn es öfters vorher sehr matt war, neue Kraft zur Liebe, zum Glauben, zum Gebet. Ich möchte die Wirkung der Geschichte der Menschwerdung Gottes, auf unsern Geist, mit der Wirkung der Nahrungsmittel auf den Leib vergleichen, ohne welche der Leib niemals wachsen und gedeihen, und selbst nicht einmal am Leben bleiben könnte. Ja, der Mensch der Ewigkeit würde in diesem Gebilde aus Fleisch niemals zum Leben erzeugt worden und erwacht seyn, wenn Christus nicht wäre ins Fleisch gekommen.

Was im großen und vollkommenen Maaße die Geschichte der Thaten Gottes zur Erlösung des ganzen Geschlechtes der Menschen, und die Geschichte der Thaten der Apostel bewirkt, das vermag, in seinem beschränkteren Maaße, auch schon das Erzählenhören und Betrachten der Geschichte frommer Menschen zu wirken. Denn auch hierin ist es ja zunächst nur das Thun und Walten des Geistes Gottes an der einzelnen Menschenseele, was wir, als etwas in

seinen Folgen Wahrnehmbares, als etwas vor unsern Augen Geschehenes, betrachten.“ — —

Bemerkungen und Gedanken dieser Art sind es gewesen, welche mir den Muth gaben, die nachstehenden Erzählungen, welche ich schon vereinzelt bekannt gemacht habe, mit nur wenigen Abänderungen und Zusätzen hier in dieses Buch aufzunehmen.

---

1) Ein wirksames Glaubensbekenntniß.

Der vor wenig Jahren verstorbene Garnisonprediger Moser zu Stuttgardt, gab in seinem höchst schwierigen Amte vielfache Beweise von der Geistesgegenwart, dem festem Muth und der inneren Kraft, welche ein beständiger, treuer Umgang mit Gott im Gebet, dem Herzen des Christen giebt. Wir wollen hievon in diesen Mittheilungen einige Beispiele anführen.

Einmal wurde er an das Sterbebette eines Obristen gerufen, der in seinem Leben wohl wenig an Gott und Ewigkeit gedacht. Moser predigte dem Kranken Buße und Glauben an den Herrn Jesum; der Kranke aber entgegnete: daß die Pfarrer selber nicht mehr an das glaubten, was sie Anderen predigten. Da hielt Moser plötzlich in seinen Vermahnungen ein, sammelte sich feierlich und ernst und sprach dann mit seiner starken, festen Stimme und aufgehobenen

Händen: „So wahr Gott der Lebendige lebt: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unseren Herrn, der empfangen ist von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria u. s. w.;" kurz, er betete das ganze alte apostolische Glaubensbekenntniß mit solchem Ernst, mit solcher innigen Andacht, daß auch der gefühlloseste Mensch es erkennen mußte: was dieser sagt, das ist von ganzem Herzen und von ganzer Seele seine wahre, treue Ueberzeugung.

Welche Gotteskraft bei mancher Seelen Noth schon in dem andächtigen Beten dieses alten, ewig wahren Glaubensbekenntnisses liege, wie dasselbe öfters bei inneren Stürmen, wenn die Wogen fast über das Haupt schlagen und der Fuß nirgends mehr Boden findet, wenn Alles um uns schwankt, dem Herzen auf einmal Ruhe und Sicherheit und Freudigkeit zu Gott in Christo gebe, das hat wohl Mancher, der dieses liest, schon an sich und Anderen erfahren. Jene Gotteskraft des einfältig wahren Glaubensbekenntnisses der Christen zeigte sich auch dießmal an unserem alten Obristen. Er wurde erschüttert und ergriffen; Moser's Worte fanden nun bei dem Kranken ein aufmerksames Ohr und ein geneigtes Herz. Er starb im freudigen Glauben an das Erbarmen dessen, welcher nicht will den Tod des Sünders, sondern daß dieser sich bekehre und lebe.

Im Glauben, sagt man, liegt eine ansteckende

Gewalt für andere Menschenseelen. Allerdings, wenn der Glaube des Predigers, der diesen gern seinen Zuhörern mittheilen möchte, so felsenfest, so wahr, so im Feuer geläutert und erprobt ist, wie der des Garnisonprediger Moser war. Nur die innere, lebendige Erfahrung giebt die Festigkeit des Glaubens, jene Erfahrung aber bringt uns ja so leicht und sicher der tägliche, treue Umgang des Menschengeistes mit Gott im Gebet.

2) Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.

Ein Menschenherz voll Sehnen nach dem lebendigen Gott, ein Menschenherz voll Liebe gegen Gott, das aus und in dieser Liebe seine Gebote mit allen Kräften hält, das wird schon auf Erden eine Wohnung Gottes. Denn von einem solchen Menschen sagt Jesus: „Mein Vater wird ihn lieben und wir werden kommen und Wohnung bei ihm machen."

Ein solcher Tempel des Geistes Gottes unter den Menschen ist lieblich und heilig in den Augen der Engel und aller der Menschen, deren Erbe ist im Hause des Herrn. Es ist gut auch nur in der Nähe, an den Vorhöfen eines dieser Tempel zu weilen, denn da empfindet die Seele das Wehen und Bewegen einer gesunden, stärkenden Lebensluft von oben.

In der frühen, stillen Morgenzeit der Kindheit, wenn gute Engel der Gottesfurcht und der

Liebe zu Jesu Christo schon bei der Wiege sangen und der Eigenwille durch die Zucht frommer Aeltern von außen, durch die Zucht des Geistes Gottes von innen gebrochen worden, da kehrt er, der Herr, so gerne in dem Menschenherzen ein; da erscheint seine liebliche Nähe so deutlich fühlbar, so augenfällig, so unmittelbar, Herz zu Herzen sprechend wie einst, in der Morgenzeit der Geschichte unseres Geschlechts, dort im Hain zu Mamre oder im Lande Morija. Ein frommes Kinderherz kennt die Verstellung, kennt die Heuchelei noch nicht, welche Gott ein Gräuel sind. Keine Stimme der Zweifel und der Lästerungen hat diesen Erdboden noch verflucht und verheert; kein Gedanke gieng da noch ein, welcher dem Glauben widersprochen hätte, daß ein Gott sey, der sich den Kinderseelen gerne naht und sie liebt, weil er selber Kind geworden; ein Gott, welcher jedes Wort, jedes Gebet hört und in unserm Herzen darauf antwortet; ein Gott, welcher der Kinder Thun sieht und durch seine Engel sie bewacht und leitet. Das Getümmel der irdischen Sorgen, das Toben der niederen Lust und die Angst der ihr nachfolgenden Reue sind in solcher Morgenzeit der Kindheit noch nicht empfunden und vernommen worden; aus dem noch nicht von Unkraut entstellten Garten gehet die verschlossene und darum lieblicher duftende Knospe hervor, auf die sich der Thau des Himmels reichlicher niedersenkt.

Der Schreiber dieser Zeilen denkt noch öfter in diesem Buche von dem Walten der Gnade

Gottes an dem Herzen zarter, frommer Kinder zu reden. Er möchte durch solche Züge zeigen, wie gut es sey, die Menschenseelen recht frühe zu dem zu führen, welcher gesagt hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Denn ein frommes Kinderherz erfährt leichter als ein in den Sorgen und Genüssen des Lebens älter gewordenes, die Nähe und Gemeinschaft des Herrn, der sich des Geringen erbarmt und siehet auf das Niedere auf Erden; der Glaube gleichet in diesem Alter noch am meisten dem Schauen selber. Und nur das selber Erfahrene, das selber Geschaute steht felsenfest in den Ungewittern des Lebens, wächst und trägt Früchte in die Ewigkeit hinüber.

Das Kind, von welchem heute erzählt werden soll, war eins von denen, von welchen es heißet: „Seine Seele gefällt Gott wohl, darum eilet er mit ihm aus diesem bösen Leben.“ Es war, da es starb, noch nicht neun Jahr alt. Ein frommer Prediger, der das Kind im Leben und im Sterben gekannt, Christian Gerber, erzählt die Geschichte (im Anhange zu seiner Geschichte der Wiedergeborenen, Dresden 1730. 8. 264.).

Die kleine Rosina war das einzige Kind sehr armer, aber gottesfürchtiger Aeltern. Der Vater lebte als Tagelöhner zu Nickern, in der Pfarrei Lockwitz bei Dresden. Er hatte zwar ein eigenes Häuslein, aber nichts darinnen, als was seine Hände von Tag zu Tag, von Woche zu Woche erwarben, so viel als eben zur Nah-

rung und Kleidung für ihn und die Seinen hinreichte. Aber diese seine fleißigen Hände hatten nicht bloß gelernt zu arbeiten, sondern auch sich gern zum Gebet zu falten; er betete oft und aus Herzensgrunde mit den Seinen, denn er war fromm. Dieser gute Vater war erst dreißig Jahre alt, da führte ihn Gott zum Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufstand. Die Krankheit dauerte etliche Wochen. Der Pfarrer Gerber und sein adjungirter Sohn besuchten ihn oft in seinen letzten Tagen, um ihn zu trösten und zu stärken. Ihm selber war der Trost nicht so vonnöthen als seiner armen Frau; denn er war ruhig und Gott ergeben, die Frau aber sollte von dem lieben Mann und Versorger scheiden, und es war weder Geld noch Brod in dem Hause, als was mitleidige Seelen in's Haus brachten. In dieser Zeit der Leiden war das Töchterlein des Tagelöhners, damals noch nicht acht Jahre alt, den armen Aeltern zum besondern Trost. Wenn der Seelsorger weg war, blieb das Kind an des Vaters Bette sitzen, sang ihm Lieder vor und betete ihm die Sprüche, die es vom Pfarrer gehört oder in der Schule gelernt hatte.

Der Vater starb. Die Wittwe trauerte sehr um ihren frommen, fleißigen Ehemann und weinte oft viel. Da tröstete das Mägdlein immer die Mutter, wenn sie diese so weinen sah, mit schönen Trostsprüchen aus der heiligen Schrift, die sie in der Schule gehört hatte, oder mit Versen aus guten, christlichen Liedern, z. B. mit dem

Vers

Vers aus dem kinderfrommen Liede des Hans Sachs („Warum betrübst du dich mein Herz"), mit dem Vers: „Ach Gott du bist noch heut so reich, als du bist gewesen ewiglich; mein Vertrauen steht ganz zu dir," und mit dem Vers aus Paul Gerhards Liede: „Schickt uns Gott ein Kreuz zu tragen, dringt herein Angst und Pein, sollt' ich drum verzagen." Oder sie sagte zu der sorgenden Mutter: „Liebe Mutter, weinet nur nicht, wir wollen recht beten und arbeiten, wenn ich aus der Schule komme, will ich fleißig Strohhüte flechten, der liebe Gott wird uns nicht verlassen."

So vergieng fast ein Jahr nach des Vaters Tode; die Wittwe hielt mit ihrem einigen Kinde sparsam und treulich Haus, und beide hatten durch Gottes Segen keinen Mangel. Das Mägdlein gieng fleißig zur Schule, flocht nach der Schule eben so fleißig Stroh zu Hüten; seine einzige äußerliche Unterhaltung und Freude war eine Henne, die sich die kleine Waise vom Küchlein auferzogen und mit den abgesparten Brodkrumen ernährt hatte. Eines Tages, in der Erndtezeit, geht die Mutter zu einem Bauer in dem nächsten Dorfe, um bei diesem Hafer rechen zu helfen, das Mägdlein aber geht nach seiner Gewohnheit in die Schule und setzt sich, sobald es nach Hause gekommen, vor die Thüre seiner Hütte hin, um Stroh zu Hüten zu flechten. Da kommt ein Nachbarsmädchen von zwölf Jahren, ein Kind von sehr wilder Art, und will Rosinen nöthigen, mit ihr herumzuspringen und

Muthwillen zu treiben. Die kleine, fromme Waise will das nicht. Hierüber erzürnt, reißt sie das stärkere Nachbarmädchen zu Boden und kniet ihr auf den Leib, bis das Kind von Schmerzen laut aufschreit. Als die Mutter Abends von der Arbeit nach Hause kommt, klagt ihr die Kleine, was ihr geschehen sey. Die Mutter aber meint, es werde ihr wohl nicht viel Schaden gethan haben und geht mit dem Kinde schlafen. Am Morgen aber klagt dieses sehr über Schmerz in seinem Leibe, kann schon nicht mehr aufstehen, und auch durch die von einem guten Arzte in Dresden gebrauchten Arzneimittel werden die Schmerzen nicht gelindert, sondern immer nur größer. Da bittet das Mägdlein seine Mutter: sie solle ihm doch den Seelsorger holen lassen, daß er mit ihr bete wie mit ihrem Vater, denn sie werde sterben. Die Mutter sagt: „Mein liebes Kind! wen hätte dann ich. Du bist noch mein Trost. Du wirst ja nicht sterben wollen!" — Das Kind antwortet: „Liebe Mutter! Gott muß euer Trost seyn, vertrauet nur ihm. Wisset ihr nicht wie wir singen: Weil du mein Gott und Tröster bist, dein Kind du wirst verlassen nicht. Lasset mir nur den Herrn Pfarrer holen."

Die Mutter erfüllte denn des Kindes Wunsch, der Pfarrer kam. Das arme Waislein bezeigte eine große Freude über des Seelsorgers Gegenwart, betete sehr herzlich, ja wahrhaft brünstig und gab dem Pfarrer zu erkennen, daß es ein innig beständiges Verlangen nach dem Him-

mel habe. Da fragte die Mutter abermal: „Liebes Kind, warum willst du denn so gerne sterben, du bist ja noch so jung.“ Das Kind antwortete: „Es ist ja im Himmel besser, dort komme ich zu meinem lieben Herrn Jesus und ihr werdet schon auch nachkommen. Indessen lobe ich mit meinem Vater den lieben Gott und den Herrn Jesum. Weinet ihr nur nicht um mich.“

Die Krankheit währte bis an den neunten Tag. Der Pfarrer Gerber und sein Sohn besuchten in dieser Zeit das selige Kind oft. Ja wahrhaft selig, schon auf seinem Lager der Schmerzen. Denn sie fanden es immer betend und wie es glaubensfroh seine Mutter tröstete, dabei, mitten in den sehr großen Schmerzen der Entzündung, geduldig und still wie ein Lämmlein. Am Tage vor seinem Ende sagte es zu seiner Mutter: „Der Herr Pfarrer hat mich so oft besucht und mit mir gebetet, und ihr habt nichts, das ihr ihm geben könnt. Ach schenkt ihm doch meine Henne, wenn ich todt bin und ich lasse ihn bitten, er soll immer damit vorlieb nehmen.“

Am neunten und letzten Tage der Krankheit waren etliche christliche Nachbarinnen bei dem Mägdlein. Da bittet dieses, man solle ihm doch das Lied vorsingen: „Wie schön leuchtet der Morgenstern.“ Und als das Lied fast zu Ende, schläft das Kind darüber sanft und süß ein.

Seliges Kind! wäre mein Herz wie dein Herz,

so treu, so ohne Falsch; wäre einst mein Ende wie dein Ende! — Ja, von solchen Seelen heißt es: Diese sind Jungfrauen und folgen dem Lamme, wohin es geht!

3) „Sie riefen der Rebecca und sprachen zu ihr: Willst du mit diesem Manne ziehen? — Sie antwortete: Ja, ich will mit ihm."

Die Seuchen, wenn sie mit verheerender Gewalt sich aufmachen und über Völker und Länder dahinschreiten, sind Engel oder Boten Gottes, abgesendet um die reifenden, vollwichtigen Aehren einzusammeln in die ewigen Scheuern, und die Trauben zu werfen in die Kelter des Zornes Gottes. Wie der frische Wind, der um die Zeit der Erndte dem Gewitter vorhergeht, und sogleich unserer von der Schwüle des Tages beengten Brust wieder freien Odem giebt, so lehren jene Boten Gottes unseren Geist beten; sie hauchen der Seele des Christen, an dessen Hütte sie vorübergehen, das alte Kindergebetlein ein:

Herr Jesu, dir leb' ich;
Herr Jesu, dir sterb' ich;
Herr Jesu, dein bin ich
Todt und lebendig,
O mach mich fromm
Und bei dir ewig selig. Amen.

Jener Elieser von Damasco, Abrahams Knecht, wenn er etwa an der Spitze der ande-

ren Knechte, in der Nacht bei Dan das Heer des Kedor Laomer überfiel, war diesen Feinden seines Herrn ein Bote des Schreckens, und schlug sie und jagte sie bis gen Hoba. Aber derselbe Knecht des Abraham, als er zu Nahors Stadt zog, um für den Sohn seines Herrn die Braut zu werben, erschien dem verwandten Hause des Nahor als ein Gesegneter des Herrn, und die zur Braut bestimmte Dirne, als sie gefragt wurde: Willst du mit diesem Manne ziehen? antwortete freudig: Ja, ich will mit ihm. So sehen auch Einige an dem Todesengel, der von Gott kommt, nicht den Tod, sondern nur den Engel; für diese Seelen trägt der Bote Gottes nicht das Schwerdt, sondern nur die Palme in den Händen.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hat der Engel des Todes viele Erstlinge zu Opfergarben zusammengebunden und in die Scheuern des Hausvaters gesammelt. Die damals durch ganz Europa gehende Blatternseuche, welche zuweilen in einem Jahre, nur in unserem Welttheile, Hunderttausende von Opfern*) dahinraffte, traf vorzugsweise nur das Alter der unschuldigen Kindheit, oder eben aufblühende Jünglinge und Jungfrauen. In den Hütten wie in den Pallästen fand damals der Bote des Herrn mit ernstem Angesichte, als er vorübergieng, noch viele junge Seelen, bei denen das oben erwähnte Kindergebetlein im Herzen und

*) Im Durchschnitt in Europa jährlich eine halbe Million.

auf den Lippen war, und diese freuten sich des lieben Boten und folgten ihm gerne.

Christian Gerber, Pfarrer zu Lockwitz, dem wir schon oben eine Geschichte aus seiner Historie der Wiedergeborenen nacherzählt haben, beschreibt im dritten Bande einige solche Begegnungen der zur Braut erkohrenen Seelen mit dem zur Werbung abgesendeten Knechte, so lieblich und rührend, als das Zusammentreffen der Rebecca mit Elieser am Brunnen, außen vor der Stadt. Wir erzählen dießmal nur eine.

Zu Miltiz, ein Meilweges von Freiberg, wohnte in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts Herr Nicolaus Ernst v. Luckowin, dem Gott auch durch seine Gemahlin, eine geborne Kayn v. Remsdorf, vier Töchter geschenkt hatte, welche seines Hauses schönste Zier und der Aeltern Lust waren. Und mit Recht; denn die Lust dieser Jungfrauen selber war an dem Herrn. Ihnen hatte Gott sehr frühzeitig ihre rechte Mutter hinweggenommen, hatte ihnen aber eine zweite Mutter geschenkt, welche für ihre eigene Seele und für die Seele der ihr anvertrauten Kinder mit ganzem Ernste das suchte, was ewig selig machet: das Heil in Christo.

Vor allen offenbarte sich an dem jüngsten Fräulein, mit Namen Magdalena, sehr frühe ein wahrhaft himmlisch gesinntes Gemüth. In diesem Kinde war kaum das rechte Verstehen der Menschensprache erwacht, da wollte es seine Zunge zu nichts Anderem lieber brauchen, als zu dem Geschäft der Engel: Gott zu loben, ihm zu singen,

zu ihm zu beten; konnte auch dieser lieblichen Beschäftigung niemals satt werden, so daß schon die selige Mutter öfters zu ihrem Gemahl sagte: „Dieses Kind ziehen wir nicht groß." Schon sehr frühe bezeugte jenes Fräulein ein gar sehnliches Verlangen nach dem heiligen Abendmahl. Ob nun gleich damals die löbliche Sitte war, daß man die Kinder nicht gern vor dem funfzehnten oder sechzehnten Jahre zum Tisch des Herrn gehen ließ, entschlossen sich dennoch die Aeltern, den Bitten dieser jungen Seele nachzugeben, weil in ihr die Erkenntniß Christi und seines seligmachenden Wortes ungewöhnlich frühe zur Reife gekommen war. Es wurde deßhalb dem frommen Pfarrer des Ortes, Samuel Köhler, der Auftrag ertheilt, die Einsichten der kaum zwölfjährigen Magdalena zu prüfen und dieselbe noch mehr zu dem heiligen Werke vorzubereiten. Der treue, wohlerfahrene Diener des Wortes konnte jedoch nichts anders, als über das Werk des Geistes Gottes an dem Herzen eines so zarten Mägdleins sich freuen und verwundern. Denn so viel Erkenntniß mit solch kindlich brünstiger Liebe und Andacht, solch' innige Freude des Geistes und heiliges Verlangen nach Christi Geist und Gnade hatte er noch kaum in einer anderen Menschenseele gefunden und auch in seiner eigenen, wie er das seinem Freunde Gerber bekannte, noch nicht erfahren. So oft nachmals Magdalena mit ihren lieben Aeltern dem Tisch des Herrn nahete, konnte sie dem treuen Seelsorger nicht genugsam die Gnade ihres

Herrn und Heilandes preisen, welcher in sein heiliges Abendmahl ganz besonders die Kraft gelegt, selbst den Leib des Menschen, gleich seinem eigenen heiligen Leibe, zu einem Tempel des Geistes Gottes zu erbauen, die Seele aber, sammt dem Geiste, unsträflich zu behalten auf den Tag Jesu Christi. Ihr Mund floß über von der Seligkeit, welche alsdann das Gefühl eines „geistig leiblichen" Naheseyns des Herrn über die Seele ergeußt.

An dieser zarten Jungfrau waren, wie zur Freude des Gärtners an einem jungen Bäumlein, alle Früchte des Christenglaubens schon in ihrer rechten Schönheit und Reife zu finden. Es war da ein freudiges Unterwerfen alles eigenen Willens in den Willen der frommen Aeltern, ein Gehorchen ohne Murren, ja ohne Fragen; ein sanfter Sinn gegen Jedermann, namentlich aber gegen manche Dienstboten, welche, wie dieß manchmal der Fall ist, gerade diese taubenartige Milde zu ungewöhnlichen Ausbrüchen der Widersetzlichkeit und Grobheit aufreizte. In ihr war ein herzliches Erbarmen gegen die leidenden Brüder; ein Erbarmen, welches sich niemals genug that, denn noch auf dem Todtenbette bedauerte sie, daß sie in ihrem kurzen Leben so wenig und fast gar nicht Anderen dienen und Wohlthun erzeigen können. Man sahe an dieser Maria eine unausgesetzte Arbeitsamkeit der Martha. Und das Alles in herzlicher Demuth. Denn sie verlangte nicht nach Menschenlob und Menschengunst; sondern ihr stetiges und unaus-

gesetztes Sehnen war: daß sie einst selig seyn möge bei ihrem Heiland und Herrn. Wie bei einem jungen Kinde, das mitten unter fremden Menschen nach seiner Mutter weint, welche hinausgegangen, alle Liebkosungen und Schmeicheleien der fremden Menschen nicht verfangen wollen, sondern es weint mitten darunter fort; so konnten auch alle Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen der Welt in dieser jungen Seele die Stimme des Sehnens nach der ewigen Seligkeit nicht übertäuben. Magdalena hatte einen wahrhaften Ekel vor jenen sogenannten Lustbarkeiten; ihr Herz war schon frühe da, wo sein Schatz ist.

Am 23. Mai 1690 wurde Magdalena nach dem Abendessen von einem Uebelseyn befallen. Die Blattern giengen damals wieder in der Gegend um; die Mutter besorgte daher sogleich mit Recht, daß diese Krankheit es sey, welche das Uebelseyn des lieben Kindes verursachte. Die gewöhnlichen Hausmittel wurden angewendet, zwei Aerzte herbeigerufen, aber so deutlich sich auch bald nachher die Blatternkrankheit mit allen ihren anderen Zeichen verrieth, so wollte doch der Ausschlag nicht aus der Haut hervorbrechen. Das Mägdlein ward von Stunde zu Stunde immer kränker und schwächer. Am 29. Mai des Morgens, als am damaligen Himmelfahrtstage, ließ die Kranke ihre lieben Aeltern zu sich bitten, damit sie von ihnen Abschied nehmen möge. Als man ihr nun zugesprochen, ob sie denn nicht gern länger bei den lieben Ihrigen bleiben wolle, antwortete sie

sehr freudig: „Die Thüre ist schon offen; Jesus wartet meiner, als einer Braut. Was wäre mir jeder, auch der allerschönste, irdische Brautkranz, da derselbe ja nur vergänglich und bald verwelklich ist, gegen jene unvergängliche Krone des Lebens, womit nun bald der Bräutigam meiner Seelen, Jesus, mich zieren wird." Es fragte sie Jemand, ob ihr denn der Abschied von solch theuren Verwandten, als sie hier verließe, nicht sehr leid thäte? Darauf antwortete sie getrost: „Ach nein, denn was ich hier lasse, das finde ich dort: Ich finde den himmlischen Vater, meinen liebsten Jesum, meine gute Mutter, ich finde auch liebe Geschwister, die mir in die Ewigkeit vorangegangen." Sie nahm nun, wie Jemand, welcher eilt, um eine längstersehnte Reise anzutreten, einen liebreichen und beweglichen Abschied von ihren drei Schwestern, dann von der Frau Stiefmutter, deren Hand sie lange und fest an ihren Mund drückte und zugleich ihr herzlich für alle mütterliche Liebe und gute, treuliche Erziehung, so wie vor Allem dafür dankte, daß sie, als ihre Taufzeugin, sie dem Herrn Jesu habe vortragen helfen. Von ihrem tiefgebeugten, lieben Vater nahm sie nur mit wenigen, nachdrücklichen Worten Abschied, um ihn nicht noch mehr zu betrüben. Und so hatte sie ihr Haus bestellt, und war bereit, dem Boten Gottes, der schon an ihrer Seite stund, zu folgen.

Der Vater war, um seinen tiefen Schmerz zu verbergen und durch Gottes Trost zu stillen, in die Kirche gegangen. Indeß bat die zum

Tode Kranke ihre liebe Mutter, sie möge doch dem guten Vater zureden, daß er ihren Leichnam in einem gewöhnlichen Grabe, außen auf dem Gottesacker unter den Fenstern der Emporkirche begraben ließe; denn dieses Ruheplätzlein habe sie sich schon längst ausersehen. Darauf bat sie, man solle ihr die goldenen Ohrringe abnehmen, denn sie wolle von keinem anderen Schmucke wissen, als von dem Blute und der Gerechtigkeit ihres Herrn Jesu, und solchen Tand nicht mit in die Erde nehmen. Und da sie sich festiglich einbildete, ihr lieber Herr Jesus würde sie noch heute, am Tage seiner eigenen Himmelfahrt, zu sich in den Himmel nehmen, hielt sie inständig bei ihrer Frau Mutter darum an, daß man ihr, wie anderen gemeinen Sterbenden, ein Stroh auf der Erde bereiten und dasselbe mit einem Tuche möchte bedecken lassen. Sie wies hiezu ein Plätzlein vor ihrem Schranke an, da sie gar oft und manchmal auf ihren Knieen zum lieben Gott gebetet habe, dort, glaubte sie, solle der Tod bald und leicht kommen. Als man ihr nun ihre Bitte gewähret und sie auf das Strohlager gebracht hatte, begehrte sie abermals ihren Seelsorger, mit welchem sie, als er nach beendigtem Gottesdienst zu ihr kam, von Neuem sehr andächtig betete und sang. Da sie jedoch sahe, daß das Todesstündlein noch nicht kommen wollte, ließ sie sich wieder in ihr Bette bringen, nahm auch am Abend ein wenig Suppe, so wie Arzneimittel. In der Nacht aber ward sie wieder sehr heftig krank und hatte keinen Augenblick Ruhe.

Endlich brach der Morgen an. Die Sterbende ward jetzt ruhiger, bat, sie mit den heftig aufregenden Arzneimitteln (wodurch die Aerzte die Blattern hervortreiben wollten,) zu verschonen, in ihren Mienen war ein seliges, stilles Warten auf den Herrn, ihren Erlöser, und Ergebung in seinen heiligen Willen. Und so entschlief sie auch sanft und unvermerkt in ihrem Heiland, des Vormittags um 10 Uhr am 30. Mai, ihres Alters 16 Jahre und 9 Monate. Jauchze nun ewig, o theure Jungfrau, du hattest deinen Taufbund treu bewahrt, deine Seele unbefleckt erhalten von der Welt und allen ihren Ergötzlichkeiten und Lüsten; in deinem Munde war kein Falsch erfunden. Darum wirst du dem Lamme nachfolgen, wohin es gehet. Offenb. Joh. 14, 1. 2. 5.

Bald nachdem man die zarte Hülle des jüngsten Fräuleins in das erwünschte Ruhekämmerlein gebracht hatte, ward die mittlere Schwester, Christina Dorothea, von einem Uebelseyn ergriffen und legte sich sogleich am 8. Juni, als am heiligen Pfingsttage, auf das Lager, von welchem sie lebend nicht mehr aufstund. Denn die Krankheit begann sogleich mit großer Ohnmacht und Schwäche, und obgleich zwei geschickte Aerzte alle gewöhnliche Mittel der Kunst an ihr versuchten, auch dahin es brachten, daß die Blattern zum Vorschein kamen, ward dennoch der Zustand bald sehr bedenklich. Die Kranke war über die zunehmende Gefahr und das Gefühl der Todesnähe auf keine Weise erschrocken

oder betrübt, und nur das Eine schien sie zu bekümmern, daß sie bei ihrer großen Schwachheit sich nicht immer auf die kräftigen, ihr sonst wohlbekannten Trostsprüche besinnen und vielleicht nicht so wohl auf ihr Ende zubereiten könne, als ihre selige, jüngere Schwester. Hierüber tröstete sie ihr Seelsorger, weil sie ja schon bereit sey, indem sie ja mit wahrem Glauben sich an Jesum ihren Heiland halte, und wider alle ihre Sünde sich mit seinem vollkommenen Verdienste tröste. Ueberdieß habe sie sich ja auch dem Willen Gottes ganz ergeben und habe ein herzliches Verlangen nach Christo ihrem Heilande. Darauf fragte er die Kranke: Ob dem nicht also sey? — „Ja," sprach sie, „Jesus ist meines Herzens Trost und mein Theil. Ich lebe, aber doch nicht ich; denn was ich jetzt noch lebe im Fleisch und in meinem kranken Leibe, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich — ja, auch mich — geliebet und sich selbst für mich dargegeben hat." — Diese Worte sprach sie mit solcher Glaubensfreudigkeit, daß dem alten Prediger, so wie der Mutter und den anderen anwesenden Personen die Thränen über die Wangen flossen. Nach einiger Zeit hub die Kranke ihre Augen empor und schaute mit klaren, hellen Blicken zum Himmel auf, als sähe sie der nahen Zukunft ihres Heilandes entgegen. Hierauf faltete sie ihre Hände und befahl mit inbrünstiger Andacht ihre Seele in seine heilige und treue Hand. Die Augen schlossen sich nun und auf eine anfängliche, tiefe Ohnmacht begann

alsbald der Todesschlaf, in welchem sie still und ohne eine merkliche Bewegung verschied am 11. Juni des Nachts um 12, da sie ihr Leben gebracht auf 18 Jahre und 3 Wochen. Freue dich und sey fröhlich du Auserwählte, in deren stiller Seele der Herr sein Werk verborgen und wunderbar hinausgeführt. Siehe, auch du warst unsträflich erfunden vor dem Stuhle Gottes, darum bist du erkauft aus den Menschen zu einem der Erstlinge, Gott und dem Lamme (Offenb. Joh. 14, 4 u. 5.).

An demselben Tage, an welchem Dorothea entschlief, am 11. Juni, ward die ältere Schwester, Fräulein Catharina Elisabeth, von einem starken Frost befallen. Die Bemühungen eines neu herzugerufenen, berühmten Arztes, schienen anfangs sehr gesegnet, das Flehen der Aeltern und Verwandten zu dem Herrn, der unser Arzt ist, schien Erhörung gefunden zu haben; die Blattern traten vollkommen heraus und fingen bereits an, wie im guten Verlauf der Krankheit, wieder abzuheilen. Aber eben jetzt, da die Genesung immer wahrscheinlicher wurde, stellten sich Convulsionen und Ohnmachten ein, welche die Kranke sogleich als Vorboten des nahen Todes betrachtete, zu welchem sie sich freudig und in Gott gelassen zubereitete. Die Schmerzen des Leibes wurden sehr heftig, sie aber klagte nicht und kein Wort der Ungeduld kam über ihre Lippen, sondern wenn man sie nach ihrem Befinden fragte, antwortete sie immer: „Mir ist wohl genug, diese Schmerzen sind noch

zu ertragen. — Auch thut mir der Abschied von der Welt nicht leid, das aber thut mir wehe, daß ich meinen lieben Aeltern zu ihrem vorigen großen Herzeleid noch ein neues durch meinen Tod hinzufügen soll. Doch es ist Gottes Wille. Ich hätte sie gern dieses Kelches überhoben gesehen. Gott, der dieß thut, wird mächtig seyn, sie zu trösten." — Darauf nahm sie von Vater und Mutter mit Worten der herzlichen Liebe Abschied und dankte namentlich der Mutter für ihre gute Erziehung und mütterliche Treue. Nun wendete sie sich ganz allein zu Gott und ihrem Heiland, und das immer wachsende Verlangen ihres Herzens, daheim zu seyn bei Christo, ward bald gestillt; mit fest zum Gebet geschlossenen Händen entschlief sie; ihres Alters 21 Jahre und 16 Wochen. — Diese ältere, zuletzt entschlafene Tochter hatte Gott mit ganz vorzüglichen Geistesgaben, mit einem hellen Verstand, ungemeinem Fassungsvermögen und mit einer großen Munterkeit und Heiterkeit des Gemüthes geziert. Hiebei aber hatte er, von zartester Kindheit an, das Werk seines Geistes in ihrem Herzen begonnen und gefördert. Denn ihre Lust war an dem Herrn und ihre liebste Freude war es, von ihm zu reden und von seinem Gesetz. — Wohl dir, du hast es gut. Der Gärtner hat dich, du liebliche Blume, frühe aus dem Boden genommen, da Frost und Hitze so leicht dem vergänglichen Gewächse schaden, damit du würdest eine unvergängliche Blume im Paradiese deines Gottes. Siehe, nun sin-

gest auch du mit den anderen Erstlingen ein neues Lied vor dem Stuhle Gottes, ein Lied, welches Niemand lernen kann, als die, welche gleich dir erkauft sind von der Erde, unbefleckt (Offenb. 14, 3.).

Gott hielt, wie dieß die zuletzt gestorbene Tochter mit so freudiger Zuversicht auf ihrem Todtenbette versprochen, die tiefgebeugten Aeltern, besonders den heftig vom Schmerz ergriffenen Vater aufrecht. Dieser faßte seine Seele in Gottergebenheit und Geduld, und so ward ihm sein Leiden zu einer Staffel der innern Vorbereitung und des Näherkommens zu Gott.

Noch eine Tochter hatte ihm Gott von vieren übrig gelassen; die älteste von ihnen. Diese ward nachmals an den Sohn seines theuren, frommen Freundes, des Herrn v. Hainitz zu Hainitz (Erbherrn zu Dröschkau) vermählt, und aus dieser gesegneten Ehe sah der Greis eine Schaar lieblicher Enkel erblühen, welche fröhlich aufwuchsen in der Furcht vor Gott und in seiner Gnade, und welche löblich Thaten gethan zum gemeinen Wohl und Dienst des Nächsten. Und wenn vielleicht noch ein Sproß jenes edlen Geschlechtes auf Erden lebt, so möge Gott einen Theil des Geistes seiner frommen Vorfahren auf ihn legen und ihm Kraft geben, sich des Namens des Herrn nicht zu schämen, sondern ihn zu bekennen mitten unter dem ehebrecherischen Geschlecht.

4) Die reiche Erbschaft.

Die nachstehende Geschichte wird freilich schon vielen Lesern dieses Buches bekannt seyn *). Doch ist sie von solcher Art, daß man sie gern ein und andere Male von Neuem anhören und lesen mag. Es erzählt sie der Reisegefährte des Churfürsten und Pfalzgrafen Friedrich's II., Thomas Leodius, der sie zu Paris aus dem Munde der reichen Erbin selber vernommen hatte.

Diese Erbin war Margarethe, Gemahlin Heinrich's III. von Navarra, Schwester König Franz I. von Frankreich; eine Fürstin, die man in mehr als gewöhnlichem Sinne geistvoll nennen konnte. Denn sie war nicht bloß mit den vorzüglichsten Schriften des Alterthums sehr vertraut und der alten Sprachen vollkommen mächtig, sondern, was mehr ist, sie war wohlbegründet in der Erkenntniß des Wortes Gottes, mächtig im Gebet, erfüllt von dem Geiste Gottes: dem Geist der Demuth, des Glaubens, der Liebe und des Friedens.

Und in lauter solchen Gütern hatte ja auch, nach der Kraft, welche in dem Segen eines sterbenden Knechtes Gottes liegt, die Erbschaft bestanden, die sie von dem seligen Jacob Faber, genannt Stapulensis, überkommen.

Faber Stapulensis war zu seiner Zeit ein sehr berühmter und gelehrter Doctor der Sorbonne, welcher, gleichwie Reuchlin in

*) Namentlich aus Reiz Geschichte der Wiedergebornen.

Deutschland, für die Verbreitung und Begründung des Studiums der alten Classiker in Frankreich bemüht war. Während jedoch der treffliche Mann mit redlichem Sinne und Eifer in seinen Landsleuten die Liebe zu den alten Sprachen zu wecken und den Geschmack an den Werken einer classischen Vorwelt zu bilden suchte, erwachte in ihm selber eine Liebe anderer und höherer Art, eine Liebe zu dem „treuen, wahrhaftigen" Worte Gottes, das den Geist mit Himmelskräften für die künftige und ewige Welt bildet. Er gerieth hiebei gar bald in Verfolgungen, deren Wuth er durch seine Flucht aus Paris zu entgehen suchte. Der Bischof zu Meaux, Wilhelm Brissonet, ein Freund und Schützer der Evangelischen Bekenner, nahm ihn freundlich auf und behielt ihn so lange bei sich, bis im Jahre 1523 ein ausdrücklicher Königlicher Befehl dem Bischofe diese Gastfreundschaft untersagte und Faber Stapulensis, sowie den gleichgesinnten Farellus aus Meaux hinweggehen hieß. So kam denn der hochbetagte, verscheuchte Greis endlich nach Guienne, wo er am Hofe der Königin Margarethe von Navarra eine sichere Ruhestätte für die letzten Tage seines Lebens gefunden.

Einst hatte die Königin, welche großes Gefallen an lieblich ernsten und geistvollen Gesprächen fand, den Faber Stapulensis nebst mehreren anderen Gelehrten zu sich zum Mittagsessen geladen. Während des Essens fing der alte Jacob Faber an sehr traurig zu

werden, so daß er zu wiederholten Malen in Thränen ausbrach. Die Königin fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit und gab ihm dabei einen Verweis, daß er, der doch zur Mahlzeit berufen wäre, sie fröhlich zu machen, jetzt selber so traurig wäre. Endlich antwortete er: „Et qui possem, o regina serenissima, esse laetus, aut alios exhilarare, omnium, quos terra sustinet, scelestissimus.“ (Wie könnte doch ich, o durchlauchtigste Königin! fröhlich seyn, oder Andere fröhlich machen, ich, unter Allen, welche die Erde trägt, der Gottloseste.) Die Königin sagte darauf: „Lieber Faber! was solltet Ihr doch wohl für ein großes Laster begangen haben, Ihr, der, wie man weiß, von Jugend auf ein ganz heiliges Leben geführt hat?“ Er erwiederte: „Ich bin nun hundert und ein Jahr alt und habe nie ein Weib berührt, weiß mich auch nicht zu erinnern, daß ich jemals Etwas gethan, worüber ich mit beschwertem Gewissen aus der Welt gehen müßte, als nur ein Einziges, von welchem ich fürchte, daß es nie ausgesöhnt werden könne.“ Als nun die Königin weiter in ihn drang, ihr doch dieses „Einzige“ zu offenbaren, konnte er solches vor Thränen lange nicht thun, endlich aber sagte er: „Wie will ich vor dem Richterstuhl Gottes bestehen können, der ich das heilige Evangelium seines Sohnes rein und lauter viele Andere gelehrt, die auch meiner Lehre Folge geleistet und tausend Pein und Qualen, ja den Tod selber beständig erlitten haben, ich aber als ein untreuer Lehrer bin ge-

flohen; ich, der ich doch zu so hohem Alter gelangt war, lange genug gelebt hatte und daher den Tod nicht fürchten, sonden vielmehr eifrig verlangt haben sollte, habe mich ihm heimlich entzogen und den Befehl meines Gottes schändlich verlassen."

Die Königin, welche sehr beredt und himmlischer Reden voll war, antwortete hierauf selber Vieles. Sie zeigte an Beispielen, daß Aehnliches vielen frommen und heiligen Seelen begegnet sey, welche jetzt mit Christo herrschten, und daß man niemals an Gottes Güte und Erbarmung zweifeln müsse, und auf gleiche Weise sprachen auch alle anwesende Gäste. Da wurde der Alte sehr getröstet und gestärkt, daß er sagte: „So ist denn nichts übrig, als daß ich von hier zu Gott, wenn es ihm gefällig, abscheide und daß ich vorher mein Testament mache. — Ohne Aufschub! — denn ich merke, daß ich von ihm abgefordert werde." Hierauf sahe er die Königin mit unverwandten Augen an und sprach: „Euer Majestät setze ich zu meinem Erben ein. Ihrem Hofprediger Gerhard (Roussel) vermache ich alle meine Bücher; meine Kleider und was ich sonst habe, hinterlasse ich den Armen, das Uebrige befehle ich Gott." Hierüber lächelte die Königin und sagte: „Mein lieber Jacob! was werde dann aber ich von der Erbschaft behalten?" — Er antwortete: „Die Mühe und das Geschäft, es unter die Armen auszutheilen." Worauf sie erwiederte: „Ich schwöre, diese Erbschaft ist mir lieber, als wenn mein Bruder, der

König von Frankreich, mich zu seinem Erben ernannt hätte.“ Hiemit schien er ganz zufrieden und getrost und sagte: „Durchlauchtigste Königin! ich habe nöthig, mich ein wenig zur Ruhe zu begeben. Seyd inzwischen fröhlich und gehabt Euch wohl!“ Und nach diesen Worten legte er sich auf's nächste Ruhebette nieder. Da man aber meinte, er schliefe, war er in dem Herrn entschlafen, wiewohl kein Zeichen einiger Krankheit an ihm zu spüren gewesen. Worüber die, welche ihn wollten aufwecken, aufs Höchste verwundert waren, daß er so unvermerkt verschieden. Dieses geschah im Jahre 1537. —

Siehe denn hier, mein Leser! wie lieblich und leicht der Tod dem Christen sey. Aber auch wie ernst, wie schwer! Denn da, im Hinzunahen zu Gottes Richterstuhle wird jedes, vorhin so leicht und klein anscheinende Fehlen und Vergehen, der Seele zur schweren, übergroßen Last, und sie müßte verzweifeln, wenn sie den Retter und Erlöser nicht kennete und gefunden hätte.

5) Erfahrungen eines Anfängers.

Ich wußte nicht, daß ich so böse sey, denn die Menschen und mein eigenes Herz sagten mir immer, daß ich sehr gut sey. Da ließ mich Gott meine eigenen Wege gehen und ich gerieth ganz nahe an den Abgrund einer schweren Sünde, so daß ich durch die verkehrten Wege, die ich damals gieng, einer lieben Seele, welche meines Lebens Segen war, vielen Kummer machte. Die-

ses betrübte mich; und dazu kam noch einiges Andere von Außen, das mich auch betrübte. Doch war dieß noch keine göttliche Traurigkeit, sondern eine bloß menschliche, denn es that mir zwar leid, daß ich jener lieben Seele Schmerzen gemacht hatte, ich erkannte aber nicht, daß eine bloße (verkehrte) Neigung des Herzens, welche so fern von der bösen That stünde, ja welcher diese ganz unmöglich zu seyn schien, so große Sünde sey, und fühlte weder Lust noch Kraft, meine thörichten Wege ganz zu lassen.

Damals lernte ich einige Menschen kennen, welche den Herrn Jesum von Herzen lieb hatten und seine Wege wandelten. Ich hatte noch seit der frommen Erziehung, welche mir Gott in meiner Kindheit geben lassen, eine gewisse Ehrfurcht gegen Gottes Wort und gegen solche Menschen behalten, welche von der Gesinnung meines frommen, seligen Vaters waren, der mir ein gar lieber Vater gewesen. Darum glaubte ich jenen Menschen, wenn sie davon sprachen, wie selig ein Herz sey, das Jesum Christum lieb habe, und wie stark und fest im Kampfe gegen das Böse; weil nicht Menschenkraft, sondern Gotteskraft aus ihm streite. Denn daß jene Menschen selig wären in ihrer Liebe, das sahe ich ihnen in ihrem Angesicht und ganzem Wesen an; daß sie fest wären im Guten, immer kräftig, jeder bösen Neigung zu widerstehen, das erkannte ich an ihrem Wandel, welchen ich zu jener Zeit mit sehr scharfen und mißtrauischen Augen beobachtete, bei welchem ich mir aber selber gestehen mußte,

daß ein solches Leben ein göttliches sey; denn diese Menschen sorgten und lebten nicht für sich und das Ihre, sondern für Gott und die Brüder. Wenn ich aber auch wirklich im Umgange mit ihnen zuweilen den Wunsch fühlte, daß ich auch so selig, so gut, so fest seyn möge, so wußte ich doch nicht, wie man dahin kommen könne, sondern ich glaubte, der Mensch müsse erst durch sein eigenes Bemühen gut und fromm und rein werden, dann könne er zu Gott nahen. Da gab mir der treue Gott (denn es wirkte in mir schon ein Zug des Vaters zum Sohne) ein besseres Aufmerken auf mich selber und auf meine Wege, und zog mich aus den Versuchungen, in die ich gerathen, zurück. Ich erkannte jetzt erst an, wie groß die Sünde gewesen sey, in welche ich, wenn auch nicht durch die That, doch durch meine verkehrte Neigung, wenn auch nicht vor Menschen, doch vor Gottes Augen befangen gewesen. Hierüber gerieth ich in große Furcht; ich sahe, daß, so wie ich jetzt war, ich nicht zu Gott kommen könne, sondern verloren gehen müsse. Wo ich auch nur damals einen Blick in die heilige Schrift warf, fand ich gleich Worte, welche mich schreckten und mir den Tod drohten.

Dennoch kannte ich mein Herz nur noch sehr unvollkommen und sahe bloß seine auffallendsten, gröbsten Gebrechen ein. Unter Anderem quälte mich auch ein unersättlicher Ehrgeiz, ein Durst nach Ruhm vor Menschen; um so peinigender, da mir in meiner damaligen Lage Gelegenheit und Zeit genommen schien, nach Sättigung dieses

Durstes zu streben. Und so war ich denn in jedem Betracht ein von Innen wie nach Außen sehr beunruhigter Mensch — unstät und flüchtig — das Herz jetzt vom Verzagen bitterer Reue, dann von übermüthigem Trotz unersättlichen Ehrgeizes oder von anderen Leidenschaften zerrissen.

Da gab mir Gott eines Tages, als die innere Unruhe aufs Höchste gestiegen war, einen so klaren, deutlichen Blick in mein eigenes Herz und zugleich (es war Beides verbunden) ein solches Sehnen der Liebe nach ihm und seinem Frieden, daß ich mit Kraft den Vorsatz faßte und ausführte: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Und bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße, mache mich als einen deiner Tagelöhner.“ Luc. 15, 18. 19. Da ließ mich Gott die Wahrheit jenes Spruches in ihrem ganzen Umfange erfahren: „So wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt und reiniget uns von aller Untugend.“ 1 Joh. 1, 9. Denn mit dem treulichen, offenen Bekenntniß meiner Schuld und aller innern Verkehrtheit und Bosheit meines Herzens kam ein Gefühl von so tiefem, göttlichen Frieden in mein Herz, daß ich dergleichen seliges Gefühl noch niemals in meinem Leben empfunden. Zugleich aber eine solche Kraft, daß mir alles das Gute, das mir vorhin so schwer, ja unmöglich zu seyn dünkte, ganz leicht wurde. Alle Qualen des Ehrgeizes, der Ruhmsucht, alle eitle Sorgen

waren hinweg, eine stille, liebende Stimme des Gebetes sprach immer: „Mache mich nur als einen deiner Tagelöhner“ — laß mich nur in deiner Nähe, vor deinem Angesicht bleiben, gieb mir ein Herz, das dich aus allen seinen Kräften liebt, dann verlange ich gar nichts mehr.

Damals lernte ich denn auch vor Allem die heilige Schrift in ihrer ganzen Gotteskraft an meinem Herzen erfahren und erkennen. Mein Herz war so weich für jedes Wort, daß ich sie mit vielen Thränen und mit recht inniger Erhebung des Herzens im Gebet las. Wie göttlich klar und eindringlich war mir der ganze Inhalt!

Ich habe später oft gefragt, wie doch irgend Jemand, welcher die Lehren des Evangeliums für wahr hält, zugleich die Bücher des Alten Testamentes für weniger göttlich, für außerwesentlicher halten könne, als die des Neuen, oder für entbehrlicher für den Christen als die Evangelien? Ich will hier nicht die Aussprüche des Mundes der Wahrheit selber, oder seiner Apostel über die Göttlichkeit des Ursprunges und der Kraft der heiligen Schrift Alten Bundes anführen, sondern mich bloß auf die innern Erfahrungen jedes Christen berufen, welcher durch Buße zur Erkenntniß der Gnade, durch Bekenntniß zur Gewißheit gelangte: „daß Er treu und gerecht sey, Sünden vergebe und uns reinige von unseren Untugenden.“ Es wird in den Büchern des Alten Testamentes ganz und wörtlich genau dieselbe Stimme des Geistes Gotes vernommen, welche eben noch den Sünder zur Buße rief und ihn auf Christum, den

Helfer in der innern Noth, hinwies. — Durch das Lesen der Schriften des Alten Bundes, wenn es mit Gebet geschieht, führt uns der Geist Gottes immer tiefer in die Erkenntniß unseres eigenen Herzens, lehrt uns seine Gnadenführungen deutlicher einsehen und ihnen besser trauen. Und wenn es auch ein armer unwissender Neger oder Grönländer ist, welcher diesen Weg zu Christo geführt worden, so wird er die ihm aus Erfahrung wohlbekannte Stimme des Geistes Gottes in den Büchern des A. T. wiedererkennen und sie von der Menschenstimme, welche in jedem anderen auch noch so menschlich schönen und vollkommenen Buche spricht, unterscheiden.

Mehrere Jahre nach meiner Bekehrung hörte ich eines Males an einem Sonnabend Nachmittags den alten, ehrwürdigen v. Brunn (in Basel) predigen. Ich saß ihm gegenüber und es war mir (obgleich ich ihm damals noch persönlich ganz unbekannt war), als sähe er mich immer an und sagte zu mir die Worte: „Auch du hast dir noch nicht alle deine Sünden vergeben lassen. O komme doch heute noch zum Heiland und laß dir alle deine Sünden von ihm vergeben.“

Beim Herausgehen aus der Kirche dachte ich: Was sollten denn das für Sünden seyn, welche du dir noch nicht hättest vergeben lassen, du hast ja wohl Gott alle deine Sünden, die du wußtest, bekannt und sie bereut. Es war aber zugleich eine Unruhe in mir, als ob mein

Herz nicht die Wahrheit gesprochen hätte, das aber, was der Prediger sagte, sey wahr.

Nachher erkannte ich wohl immer besser, was mich damals so beunruhigt hatte. In der ersten Zeit nach meinem innern Erwachen, als mir alles Gute so leicht, mein Herz in Gottes Liebe so reich und kräftig war, hatte sich unvermerkt ein geistlicher Hochmuth in mir festgesetzt. Ich hielt mich für viel besser und vollkommener als andere Menschen, war hart und absprechend in meinem Urtheil über sie. Von dieser Abgötterei (worin ich öfters auch meine eigenen Gedanken und Gefühle für göttlich gehalten) zog mich der treue Gott dadurch in etwas zurück, daß er mich wieder auf längere Zeit in die Dienstbarkeit der fremden Völker: der offenbar fleischlichen Gesinnungen und Neigungen gab, welche noch in meinem Herzen lebten. Denn es ergehet uns bei unserer Bekehrung öfters so wie den Kindern Israel, daß wir, besonders in unserem humanen und liberalen Zeitalter es für grausam und zu hart halten, Gottes Gebot gemäß, bei der Eroberung des gelobten Landes unseres Herzens alle die alten Einwohner, unter denen so viele honette, der Welt anständige und schöne Neigungen und Gesinnungen sind, auszurotten, d. h. sie als Sünden aufrichtig zu bekennen und sie uns dadurch von Gott vergeben und durch seine heilige Kraft hinwegnehmen zu lassen. Diese fremden Einwohner werden uns dann zum Fallstrick, und Gott bestraft gewöhnlich unsere Abgötterei des geistlichen Hochmuthes dadurch, daß

er uns vor jenen Kindern des Landes und vor unseren eigenen Augen zu Schanden und geschlagen werden lässet. So war auch ich sicher in meinem Herzen und der alte, sündliche Leichtsinn wieder herrschend geworden. Die erste Kraft aber, in welcher es mir so leicht geworden zu siegen, schien von mir genommen. Da sprach ich: Siehe mein Gott, mir ist es unmöglich, über diese meine Versuchungen Herr zu werden. Vergieb du mir meine Sünden und reiß du alle diese verkehrten und gottlosen Neigungen mit ihrer Wurzel aus meinem Herzen. Ja gedenke du deiner alten Barmherzigkeit und laß mich nicht aus deinen Händen gerissen werden. Und wie ich denn so sein Angesicht suchte und ihn anrief in meiner Noth, hat er immer geholfen.

So bin ich denn mit vieler Abwechselung unter Freud und Leid, mit tausend Untreuen und Wanken bisher meinen Pilgerweg gegangen, verstehe täglich besser, welch ein trotzig und verzagt Ding mein Herz sey, und bitte Gott nur täglich mich doch recht zu bekehren, mir doch den rechten Christenernst und Christenglauben zu geben.

6) Der Bilderhändler.

Auf Märkten und Messen gehen öfters Handelsleute mit Landcharten und Bildern herum, die sie zum Verkauf anbieten. Unter den Bildern waren sonst öfters und sind wohl zuweilen noch jetzt recht rührende, auch erbauliche, an

denen sich Bürger und Bauern, besonders aber Kinder erfreuen. Die Geschichte vom verlorenen Sohne, wie der als armer, gedemüthigter Bettler zu seinem Vater kommt, seine Sünden bekennt und da gar gütig angenommen wird; die Geschichte von dem Gichtbrüchigen, dem der Heiland seine Sünden vergiebt und ihn heilt; die vom Cananäischen Weiblein, das dem Herrn so demüthig bittend zu Füßen fällt, oder von der Sünderin, die seine Füße mit ihren Thränen netzt; das sind alles Bilder, welche viel zu denken geben und zuweilen auch das Herz tief rühren. Denn ein junger Geistlicher, dessen Herz vorher ganz anders gedachte und dem die Lehre vom Kreuz gar zu einfältig und schlecht schien, wurde einmal, da er bei einem christlich frommen Bürger aus seiner Gemeinde ein Kind getauft hatte und nun im Zimmer des Mannes das Bild des Heilandes mit der Dornenkrone und dem Purpurmantel und mit der Unterschrift: „Dieß that ich dir, was thust du mir" betrachtete, so innig gerührt, daß er in Thränen ausbrach und von dieser Stunde an seinen gelehrten Bettelstolz gegen den einfältig treuen, festen Glauben an das Evangelium hingab.

Solche Bilderhändler also haben damit freilich je zuweilen eine Veranlassung zu guten Gedanken und Vorstellungen mit sich in die Häuser gebracht, im Allgemeinen waren aber doch die Bilder des alten Portraithändlers, von welchem ich hier erzählen will, noch ungleich wirksamer und ans Herz greifender. Denn diese waren

nicht mit Bleistift und Farben, sondern mit Feuerflammen; nicht von Menschen- sondern von Gottes Hand gemalt und waren nicht unbeweglich und todt, sondern lebendig.

Dieser Portraithändler nämlich war ein alter christlicher Kauf- und Handelsmann, welcher mit allerhand Waaren die Märkte und Messen besuchte. Erst in seinem Mannesalter, zerrissen von Leidenschaft, verarmt und hungernd bei den Trebern der schnöden Lust hatte er Gott in Christo und in ihm den Sündentilger, den das Verlorene suchenden und freundlich annehmenden Vater kennen gelernt und gefunden. Seitdem war ihm das vorhin gering gehaltene Gotteswort theuer und werth und seine tägliche Speise geworden. Sein Herz wallete über von Liebe zu Gott und den Brüdern. Er hätte diese gerne Alle zu reuigen, demüthigen Sündern und dadurch zu so seligen, fröhlichen Kindern Gottes gemacht, als ers selber war. Wenn er dann bei Nacht, noch durch die Gassen wandernd, rauschende Tanzmusik hörte, beweinte er die Leute da, die seinem alten Vater (so nannte er den Versucher zum Bösen) so eifrig dienten, sich selber aber, daß er nicht eben so eifrig in dem Dienste seines neuen, guten, ewigen Vaters war.

Wir wollen, selbst in diesem Buche, von jenem alten Kaufmanne in der Folge noch Mehreres erzählen, einstweilen aber hier nur einen dahin gehörigen Zug.

Eigentliche und gewöhnlich so genannte Bilder hatte er zwar nicht unter seinen Waaren,

wenn er aber Jemand ein Weilchen beobachtet und kennen gelernt hatte, pflegte er ihm gewöhnlich zum Andenken ein Bild anderer Art zu schenken. Er sagte nämlich zu einem solchen: „Dein Bild, sehr gut getroffen, habe ich auch schon gesehen.“ Fragte dann der Andere, wie z. B. eine sehr eitle und hübsche Jungfrau in S. ganz neugierig: Wo denn? so erwiederte der alte Kaufmann: Dein Bild stehet in dem Buch, in dem Capitel und Vers der heiligen Schrift, lies das nach und nimm dirs gut zu Herzen. Wenn dann der Andere nachschlug und las, fand er da ein Wort, treffend und einschneidend wie ein zweischneidig Schwerdt, das ihn, den sichersten Sünder, wie ein Donnerschlag erschütterte und zur Besinnung brachte, oder das auch dem Gebeugten, dem Zerschlagenen, dem Hoffnungslosen Muth und Gotteskraft und Frieden ins Herz gab; die strauchelnden und müden Kniee befestigte und erquickte.

Dieser alte Mann, der so Viele zur Buße geweckt, ermahnt, gestärkt, getröstet hatte, kam dann zum Sterbebette. Da schien auf einmal der sonst so glaubensfrohe, felsenfeste Muth wie gelähmt; die Zunge war stumm, das Herz fühlte sich so ganz verlassen und leer. Er, der so Vielen durch seinen christlichen Zuspruch das Sterben ernst zwar, aber leicht, wie die Heimkunft zum Vater gemacht, fühlte jetzt nur die Bitterkeit und Schrecknisse des Todes, bangte um Trost, verzagte fast an Gottes Liebe und Gnade.

In diesen harten, herben Prüfungsstunden,

in denen Gott öfters noch die letzten Schlacken von seinen Dienern scheidet, besuchte ihn sein mehrjähriger Freund, der treue, liebe, fromme Prediger Koch, dem der alte Kaufmann selber gar oft zur Erweckung, Stärkung und zur Befestigung gewesen war.

Das sonst so heitere, freudige Angesicht, war entstellt und getrübt von zagender Sorge und Unruhe; der Mund, sonst so göttlich beredt, konnte den lieben Freund kaum grüßen. Dieser schwieg einige Augenblicke mitleidig und betend. Dann sagte er: Du hast so oft in deinen gesunden Tagen Menschen aller Art aus Gottes Wort belehrt, gebessert und getröstet, siehe da, ich will dir auch sagen, wo das Bild dieser deiner trüben Stunde stehet. Joseph, als seine Brüder vor ihm weinten und in Angst und Furcht fast vergiengen, verstellte sich zwar eine kleine Zeit gegen sie, aber sein Herz wallete und entbrannte vor Liebe und Mitleid. Und da sprach er: Lasset Jedermann von mir hinausgehen. Und siehe der gefürchtete Mann, statt, wie es jenen geschienen, zu zürnen, weinte laut vor Liebe und war auf einmal aus dem strengen Minister Potiphar's — Joseph, ihr liebender Bruder, geworden. — Der aber, mein lieber Bruder, vor dessen Angesichte du hier so zagest und bangest, ist besser, liebender, dir näher als Joseph. — Da wendete der alte Handelsmann sich herum zur Wand und weinte laut vor Rührung, vor Liebe — vor Dank. Denn sein Zagen, seine innere Verlassenheit war hinweg, die Schrecknisse des

Todes verschwunden. Er konnte wieder lieben und beten; alle seine Worte waren ein Dank- und Lobespsalm. Und in diesem freudigen, seligen Gefühl der erbarmenden, liebenden Nähe seines Herrn blieb er vollends bis ans Ende und verschied so, mit einem Wort des Dankes auf seinen Lippen.

7) Das geistliche Almosen.

Jener große Kanzelredner in England hatte, als er zum ersten Male in London vor dem Lord Alderman predigte, seine Sache so gut gemacht, daß ihn der Lord Alderman an selbigem Mittag zu sich zur Tafel lud und er, so wie alle anwesende Lords, lobten die sehr schöne, vortreffliche, meisterhafte Predigt vor dem Essen und auch wieder nach dem Essen. Als aber der Kanzelredner am Abend nach Hause gieng und sich in seinem Herzen selber mit allen den Lobreden lobte, die er vor dem Essen und auch nach dem Essen von dem Alderman und allen anwesenden Lords gehört hatte, zupfte ihn ein ehrbarer Handwerksmann, der etwas ernst und bekümmert aussahe, beim Ermel. „Lieber Herr," sagte der Handwerksmann zum Kanzelredner, „ihr habt heute in der Kirche wohl viele feinlautende Worte gesagt und euere Predigt mag hochstudirt gewesen seyn. Aber für uns arme Leute, die wir hineingegangen waren, um Gottes Wort zu hören, ist sie gar zu hoch gewesen; für uns war kein Trost und keine Kraft darin. Wenn

ihr ein andermal hier predigt, so denkt doch auch an uns und sagt uns ein tröstliches Wort vom Kreuz, sprecht uns von Jesu Christo."

Ob nun der große Kanzelredner so bescheiden von sich und seiner Arbeit mag gedacht haben, wie der berühmte Comödiendichter Molière, der seine Stücke jedesmal, ehe sie gegeben werden sollten, seiner alten Magd vorlas und dann alle die Stellen strich, welche auf die Alte keinen Eindruck machten, versichert, daß diese auch dem Publicum nicht gefallen würden; ob, sage ich, der berühmte Kanzelredner die gute Lehre so gut aufgenommen haben mag, wie Molière das gleichgültige Stillschweigen seiner alten Magd, das weiß ich nicht. Denn nicht alle Kanzelredner nehmen es gut auf, wenn man etwas an ihren Predigten tadelt.

Dieß erfuhr einmal der selige Michael Fenneberg, dessen Leben von Johann Michael Sailer wohl Jeder, der Freude und Genuß an guten, recht lebendig ins Herz greifenden, christlichen Schriften hat, gelesen haben oder noch lesen sollte. Denn der Verfasser dieser Mittheilungen gesteht aufrichtig, daß kein Buch von einem jetzt lebenden Schriftsteller so tief und heilsam auf ihn gewirkt habe, als dieses.

Als Fenneberg noch im Jesuitencollegio zu Ingolstadt studirte, traf ihn einmal die Ehre, einem seiner Mitschüler das geistliche Almosen geben zu dürfen. Mit diesem Almosen verhielt sichs aber also. Wenn einer von den künftigen jungen Geistlichen, etwa auf dem Lande oder in

der Vorstadt predigte, so wurde ihm einer seiner Mitstudirenden zum Begleiter gegeben, welcher den Auftrag hatte, die Predigt aufmerksam zu hören und dann dem jungen Prediger sein aufrichtiges Urtheil — dieses eben wurde das geistliche Almosen genannt — darüber zu sagen.

Der junge Prediger predigte denn; Fenneberg hörte zu. Da nun Beide auf dem Nachhausewege waren, bat (wie es gewöhnlich war) Jener seinen gelehrten Zuhörer und Kritikus um das geistliche Almosen. Unser ehrlicher Michael sagte dann auch seine Meinung über die Predigt mit ganzer, christlicher Offenheit. Der erste Theil sey nicht übel gewesen, den zweiten werde aber wohl Niemand verstanden noch weniger zu Herzen genommen haben. Der habe gar zu sehr nach dem dürren Holze des Schulcatheders geschmeckt.

Ueber dieses Urtheil wird der junge, künftige Kanzelmeister ganz zornig und ergrimmt. Anfangs vertheidigt er seine Predigt, da es aber damit nicht recht fortgewollt, fängt er an, sich über Härte und Unbescheidenheit zu beklagen, und da der gute Michael dazu geduldig still schweigt, steigt der Grimm bei Jenem immer höher, und schon in den letzten Gassen, ehe sie ans Jesuitencollegium kommen, fängt er an, zwischen den Klagen, halblaut in Fenneberg hinein zu schimpfen. Als sie aber ins Haus und an die hohe steinerne Treppe gekommen, welche zu den Zellen hinaufführt, bricht der verhaltene Zorn in ganz laute Worte aus. Fast auf jeder Stufe

hält der ergrimmte Frühprediger seinen geistlichen Almosenier jetzt beim Aermel, dann beim Zipfel des Rockes, oder bei den Knöpfen fest, und wenn er auch nicht auf jeder Stufe ein neues Schimpfwort findet, so wiederholt er doch mit immer größerem Grimme die alten, bis der arme Fenneberg endlich in seine Zelle hineinschlüpft.

In jenem Collegio war der Gebrauch, daß am Abend Jeder, der sich an diesem Tage eines Fehltrittes oder Versäumnisses bewußt war, diese vor dem Abendgebete öffentlich den Lehrern und Mitschülern bekannte; ein Gebrauch, der unter aufrichtigen Christen allerdings ein sehr schöner und löblicher wäre. Zugleich wurden dann auch Streitigkeiten und Mißverständnisse der jungen Leute unter einander zu den Ohren der Lehrer gebracht und von diesen geschlichtet. Der junge Frühprediger, dessen Zorn indeß etwas verraucht war, hatte am Nachmittage alle die Schimpfworte, die er seinem Begleiter ertheilt, überlegt und abgewogen und erkannte wohl, daß wenn dieser, mit gewohnter Aufrichtigkeit, ihre Verhandlung den Lehrern erzählte, diese seine Scheltworte nicht zu leicht, sondern zu schwer und strafbar finden möchten. Er trat also am Abend, nachdem der Lehrer gefragt, ob Jemand etwas auf dem Herzen habe, was er sagen oder bekennen wolle, zuerst hervor und bekannte — freilich nicht aus Aufrichtigkeit oder Reue, sondern aus Menschenfurcht — „er habe heute das geistliche Almosen, das ihm sein Freund

über seine Predigt gereicht, mit großer Ungeduld aufgenommen."

Da tritt der ehrliche Michael Fenneberg mit heiterem Angesicht und seinen von Liebe leuchtenden Augen hervor und sagt: Und ich meines Theiles bekenne mich schuldig, daß ich das geistliche Almosen mit großem Unverstand ausgetheilt habe.

Der Lehrer lächelt, die Mitschüler lachen, die Schuld des Andern ist durch Fennebergs heiteres, liebevolles Wort bedeckt und hinweggenommen, man spricht das Abendgebet.

Dem zornmüthigen Frühprediger aber kommt zuerst eine Röthe menschlicher Scham auf die Wangen, dann ein Gefühl edlerer Scham ins Herz. Beim Hinaufgehen nach der Zelle drückt er dem edlen Almosenier dankbar und gerührt die Hand, in der Zelle selber drückt er ihn mit Thränen an sein Herz.

Zwar jener junge Prediger ist, so viel Menschen urtheilen können, nie ein Fenneberg geworden, sondern er schien auch in seinem späteren Leben und Wirken — als Herausgeber der S....er Litteraturzeitung — die Ehre bei den Menschen viel lieber und mehr vor Augen gehabt zu haben, als die viel höhere, bessere Ehre bei Gott; aber er ist, so lange er lebte, ein inniger, warmer Freund von Fenneberg geblieben, und jene Abendstunde nach seiner ersten Predigt wird ihn wohl oft auch später als ein guter Engel gewarnt, gelockt und nach oben gezogen haben.

8) Lob und Gegenlob.

Ein junger Gelehrter, welchen Gott seit einiger Zeit zu Christo gezogen und welcher nun in diesem Vergebung gefunden und Frieden, kam einst, in dieser Zeit und Kraft der ersten Liebe, zu dem alten, seligen Pfarrer Schöner in Nürnberg. Voll Freuden erzählte er diesem, wie ihm jetzt alles Gute so leicht werde, das Beten so leicht, Gottes Wort so innig werth, daß er jedes Wort mit inniger Erhebung des Herzens läse; der Kampf mit allen bösen Gewohnheiten und ehemaligen verkehrten Neigungen so leicht, so gar leicht, daß er gar nicht begreifen könne, wie er vor dem nur einen Augenblick durch solche Sachen sich habe mögen anziehen und hinreißen lassen. Dieß Alles erzählte der junge Gelehrte und lobte Gott dafür.

Der selige Schöner hörte seinen jungen Freund theilnehmend und voll Freude an und lobte mit ihm Gott für diese Gnadengabe. Darauf aber erzählte und bekannte er, der ergraute, vollendete Mann in Christo, wie er sich so arm, so schwach, so ohnmächtig zu allem Guten fühle, beim Beten, beim Lesen in Gottes Wort öfter so kalt, so matt, wie der Kampf mit den bösen Neigungen, mit der Sünde täglich so sauer, so schwer sey. Er erzählte dieses, lobte aber Gott für alle seine gnädigen Führungen. Dann sagte er: „Je ohnmächtiger, ja kraftloser der alte Schöner wird, desto mächtiger und gewaltiger wird in ihm Jesus Christus. Je ärmer ich bin,

desto reicher ist mein Herr, je saurer und schwerer der Kampf, desto süßer sein Trost, desto mächtiger sein Beistand."

Ein anderes Mal erzählte der junge Gelehrte, wie es ihm jetzt, nach einigen Leiden, so wohl gienge. Ueberall, auch im Aeußeren, Gottes Segen, unverdiente Freude und Erquickung. Er erzählte dieß und lobte Gott dafür. Der liebe Vater Schöner freute sich recht innig mit seinem Freunde und lobte mit ihm Gott.

Darauf erzählte er, der in den Wegen Gottes vielerfahrene, wohlgeübte Kämpfer, Einiges von seinen früheren und dermaligen Leiden. Schöner hatte eine innig geliebte, jüngere Tochter, eine Jungfrau etwa von 18 Jahren, in deren Herzen der Himmel wohnte und aus dem stillen Auge sprach. Dieses liebe Kind litt seit Jahren an epileptischen Anfällen und war um jene Zeit dem Tode nahe. Der alte, kränkliche Mann mußte die zuckenden, gewaltsamen Bewegungen, die Kämpfe des jungen Lebens mit dem unheilbaren Uebel bei dem geliebten Kinde täglich ansehen, die Jammertöne, die sie bewußtlos ausstieß, anhören. In dieses häusliche Elend und in andere Theile der langen Leidensgeschichte seines Lebens ließ der alte Vater seinen jungen Freund einen Blick thun. Thränen flossen an dem zitternden Angesicht herunter, aber unter den Thränen erhub er die Hände und die Augen freudig und lobte Gott so inbrünstig, so innig, wie einer, der Gott für große Freuden, für einen Vorgeschmack der Seligkeit dankt. „Denn," sagte

er, „ehe ich gezüchtigt wurde, kannte ich ihn nicht. Je größer der Schmerz, desto inniger die Nähe seiner Liebe, die uns doch allein in den Himmel zieht und hebt. Darum heißt es: Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen.“

Eben jener junge Gelehrte war einige Zeit nach seiner Bekehrung in Bekanntschaft mit Leuten gerathen, welche in allerhand magischen Künsten und geheimen Lehren *) einer, wie sie glaubten, höheren und verborgeneren Weisheit nachtrachteten. Er selber, anfangs mit einem innern Widerstreben, begab sich in Gesellschaft und Dienst solcher Bemühungen, las besonders Bücher, welche solche außerordentliche Wege und Lehren darstellten, mit großem Interesse. Er erzählte davon dem seligen Vater Schöner und lobte Gott, daß er die Menschen durch die Lehren des Christenthums zu solcher höheren Weisheit, zu solchen Tiefen des Erkenntnisses vorbereite und führe.

Schöner freute sich nicht über das, was sein junger Freund ihm erzählte, und lobte nicht

---

*) Sie hatten einen Erdspiegel, den sie über allerhand Dinge um Rath fragten. Uebrigens hatten ihre Lehren viel Verwandtes mit denen einer fälschlich sogenannten theosophischen Sekte des 17. Jahrhunderts, (mit jener der Gichtelianer) welche ihr tägliches Brod nicht auf dem von Gott vorgeschriebenen Wege der Arbeit dahin nehmen, sondern auf anderm, unordentlichem Wege empfangen wollte.

Gott mit ihm. Sein Auge war anders, seine Stimme war anders als sonst; es war als wandelte den lieben Greis eine an ihm nie bemerkte Ungeduld oder Unmuth an. — Das ist nicht (so ungefähr, wenn ich ihn anders recht verstanden, war wohl seine Meinung über solche „Tiefen") der demüthige, ein armer Mensch gewordene und als solcher überall erfundene Christus-Messias, das ist nicht Gottes und der armen Maria Sohn, hochgelobt in Ewigkeit, den solche Theosophen verehren. Die Stimme unseres Heilandes, auf die wir doch ja merken, die wir kennen lernen sollen (nach Joh. 10, 4.) lautet demüthig, einfältig und ist auch den einfältigsten Seelen verständlich; die Stimme aber des sogenannten Christus, der jene zu ihren „Tiefen" führt, lautet hochmüthig, hochtrabend, hochgekünstelt; einfältige Seelen verstehen sie nicht. Dieser falsche Christus ist der Vater des Hochmuthes und der Lüge selber. Und wenn auch die, welche ihn anbeten, in seiner Kraft Wunder thäten, scheinbar ähnlich jenen der Allmacht, wenn sie in dieser Kraft einhergiengen in selbsterwählter Selbstverläugnung und Heiligkeit der Engel, so wäre das Alles nicht wohlgethan, sondern gesündigt; denn es ist nicht in Gott, sondern in dem Teufel gethan.

Darauf lobte der Greis Gott, daß er, je länger je mehr, seine armen Sünder und Kinder einführe in das einfältige Betrachten und Genießen der Höhe und Breite und Tiefe der einen ewigen Wahrheit: daß Jesus Christus

kommen sey, die Sünder selig zu machen. Wie aber nur der, welcher nicht durch selbstangemachtes Feuer äußerlich, oder durch Fiebergluth innerlich erhitzt ist, die wohlthätige Erwärmung durch die Sonnenstrahlen fühlt; so kann nur der Gottes Erbarmen erkennen und die Kraft Gottes in Christo fühlen und erfahren, der in der Demuth bleibet.

9) Die Blätter vom Holz des Lebens.

Stephan Schultz, in seinen Leitungen des Höchsten auf den Reisen durch Europa, Asia und Africa, im 5. Theile, führt aus seinem Tagebuch, das er zu Ptolemais im Jahr 1754 geschrieben, nachstehende kleine Geschichte an:

„Den 7. October. Gestern kam Nachricht, daß drei Schiffe zwischen hier und Tyrus zu Grunde gegangen wären; heute Vormittags wurde sie bestättigt. Ein hiesiger vornehmer Kaufmann, der zwar ein Janitschar ist, aber keine Dienste leistet, sondern seinen Sold einem andern giebt, besuchte früh unsern Consul und erhielt die Nachricht: daß seine zwei Schiffe, die nach Sidon und Tripolis gehen sollten, zu Grunde gegangen wären. Dem Boten rief er nach: velakin el-naas? d. h. wie stehet es um die Menschen? — Der Bote antwortete: Viele sind zu Grunde gegangen, aber einige sind errettet. Der Kaufmann sagte: O Herr, erbarme Dich des armen Volkes! — Bald darauf kam ein anderer (nicht

so reicher) Kaufmann, besuchte unsern Consul und erhielt in etwa einer Viertelstunde auch die Nachricht, daß sein Schiff wäre zu Grunde gegangen. Er bewieß sich eben so gelassen, als der vorige und fragte nur nach der Schiffsmannschaft. Da es nun hieß, das Schiffsvolk sey gerettet, erfreute er sich und mit ihm zugleich der ersterwähnte (reichere) Kaufmann. Doch dieser letztere ließ es bei solcher Theilnahme an dem Schicksal der Schiffsmannschaft seines Freundes nicht bewenden. Zwar hatte er, durch den Untergang seiner beiden Schiffe gegen 400,000 Thaler verloren, aber dieser Verlust traf ihn nicht so hart, wie den anderen (minder reicheren) Kaufmann, der ohngefähr nur 150,000 Thaler verloren hatte. Er zog deßhalb sein Schreibzeug (aus der Gegend des Gürtels unter dem Gewand) heraus und schrieb: für den N. N. zehntausend Thaler auf meinen Namen. Diesen Zettel gab er seinem Freunde und sagte: O Bruder! nimm das an. — Dieser nahm das Aviso mit Dankbarkeit an. Der erstere Kaufmann hieß Hadschi Aly, des andern seinen Namen habe ich vergessen aufzuschreiben. Ich habe die Geschichte mit Augen angesehen; ob aber in der Christenheit auch dergleichen gebräuchlich ist, das weiß ich nicht."

So weit Stephan Schultz. Dem Schreiber dieser Mittheilungen fiel hierbei ein, was er oft gelesen und gehört hat: daß die Türken ihren Koran, in welchem viele Stellen aus der heiligen Schrift alten und neuen Bundes mit fast

wörtlicher Treue aufgenommen sind, so gar hoch halten, daß sie ganze Capitel, ja ganze größere Abschnitte desselben, auswendig wissen und oft mit Andacht wiederholen. Die kräftigsten Stellen ihres Korans, der von ihnen täglich gelesen und gehört wird, sind aber Blätter des Baumes der Offenbarung, welche nach Gottes Rath, zur Gesundheit der Heiden, auch in diese geistige Vorrathskammer des Morgenlandes, welche übrigens des Unrathes so viel enthält, aufgenommen wurden. Und welchen Segen legt der treue Herr und Vater der Völker (dieß zeigt die vorstehende Geschichte) auf den treuen Gebrauch nur dieser einzelnen Blätter des Lebensbaumes; welche Kraft wird erst in der rechten, täglichen Anwendung aller seiner Früchte und Blätter seyn? — O mein Gott! ich weiß, daß alle gute Gabe, daß alle Kraft zum Leben des inneren Menschen nur von Dir, nur aus dem Quell deines heiligen, geoffenbarten Wortes kommt. Gieb mir doch rechte Treue, daß ich den vollen, lautern Strom dieses Quells so oft, so gern und mit solchem Durst, zu meinem ewigen Heil in mich aufnehme, als jene Türken, die Dich ja auch als den Gott Jacobs ehren, als den Gott, welcher das Gebet der Menschen erhöret, die einzelnen, abgeleiteten Tröpflein in sich aufnehmen, welche Dein wohlthätiges Aufsehen ihnen zufließen ließ!

10) Der zudringliche Krankenwärter.

Als in den letzten Jahren des Krieges zwischen Frankreich und den nordischen Mächten, besonders durch die aus Rußland zurückkehrenden Truppen sehr bösartige Fieber mitgebracht und verbreitet wurden, herrschte auch in Nürnberg die ansteckende Seuche in vielen Familien und Häusern. Man konnte zuletzt für die weniger bemittelten Kranken gar keine Wärter mehr haben, denn Jeder fürchtete sich vor der Ansteckung.

In dieser Zeit war auch das böse Nervenfieber in das Haus eines sehr arbeitsamen Tischlermeisters hineingekommen, und hatte den Vater und die Mutter, die Magd und die Kinder alle aufs Krankenlager gestreckt. Anfangs hatte noch die Mutter und dann die treue Magd sich aufgerafft, und für die Kranken den Thee und andere Erquickungen bereitet, jetzt aber konnten auch die nicht mehr, und die armen Kranken lagen hülflos, ohne alle Wartung und Bedienung, frierend im ungeheizten Zimmer, neben einander auf ihren Lagern. Da läutet es gegen Abend an der Hausthür, die Mutter rafft sich mühsam auf und zieht die Thüre auf. Es kommt ein Mann herein, sehr freundlich aussehend und erbietet sich die Kranken zu warten und zu pflegen, und ehe man ihm noch geantwortet, hat er sich schon daran gemacht, an dem Licht seiner Laterne ein Feuer anzumachen und in dem Ofen zu schüren, setzt auch Wasser zum Thee zu. —

Die lieben Leute wissen indeß nicht, was sie von dem Manne denken sollen. Wie ein gewöhnlicher Krankenwärter sahe er doch gar nicht aus und es war nur damals gerade so schlimm mit den vielen Diebstählen, die in den Häusern geschahen. Wem durfte man da trauen, besonders, wenn Niemand nachgehen und nachsehen kann? Indeß kam der Mann mit dem Thee, auch mit einer Suppe und anderen Erquickungen herein, die er selber unter seinem Mantel mitgebracht hatte. Jetzt klärte sich die Ursache seiner Zudringlichkeit auf. Es war nämlich der selige Tobias Kießling, der Kaufmann, der immer und überall, wo es Arme, Nothleidende und Kranke zu laben oder Seelen für Gott zu werben galt, so gar zudringlich war, weil die Liebe zu Christo und den Brüdern ihn selber so heftig drang. Kießling kam jetzt, so lange das große Hauskreuz des armen Schreinermeisters dauerte, täglich mehrere Male, und schon früh Morgens, ehe er auf sein Comtoir gieng, schlich er sich heimlich in das Krankenhaus, schürte ganz still (um die schlafenden Kinder nicht etwa zu wecken) das Feuer in dem Ofen an, kochte den Thee und brachte ihn dann mit einem christlichen Friedens- und Segenswunsch ins Krankenzimmer hinein. Er selber, als wollte er das Vergnügen mit Niemand theilen, holte die nöthigen Arzneien, brachte später den Wiedergenesenden Speise, Wein und andere Erquickungen. Weder seine sorgsame Schwester noch die anderen Verwandten erfuhren etwas von seinem Ge-

schäft als Krankenwärter, das er damals wahrscheinlich in mehr als einem Hause versehen haben mag, sie würdens ihm auch wohl sonst schwerlich zugelassen haben, sich in eine solche Gefahr der Ansteckung zu begeben.

Vor allen Dingen brachte damals der gute Krankenwärter in das Haus des Schreinermeisters noch ein anderes Heilmittel hinein, das vorher, wenigstens in dieser seiner ganzen Kraft, da nicht bekannt gewesen war — das Heil in Christo.

Der eine Sohn aus der krankgewesenen Familie ist jetzt Professor der Mathematik in A. und hat mir die Geschichte selber erzählt. Auch er, der liebe Mann und Freund, hat mit dem leiblichen Heil- und Erquickungsmittel das geistige überkommen und danket dafür Gott von ganzem Herzen.

11) Der armen Wittwe reicher Trost.

So hieß in alten Zeiten eine reiche Fundgrube, — ein Silberbergwerk — bei Schneeberg im Sächsischen Erzgebirge. Dieser Bergschacht war nämlich das Haupteigenthum der Wittwe eines gewissen Schütz gewesen, eines von den acht Söhnen des berühmten damaligen Bergmannes Schütz. Nach dem Tode ihres Mannes mußte diese Wittwe mit ihren Kindern sich kümmerlich nähren, bis Gott auf einmal ihr in dem Bergschachte, das auf ihr Erbtheil ge-

fallen war, gar sehr reiche Anbrüche — große Vorräthe von Silber — bescheerte. Daher nannte sie die Fundgrube: „Der armen Wittwe reicher Trost.“ Doch hat sich der Bergschacht nachher bald ausgebaut, seine Vorräthe sind erschöpft worden; die Wittwe hatte indeß immer schon so viel daraus gewonnen, daß sie ihr Leben lang vor Mangel geschützt war.

Nicht alle Wittwen haben auf ihr Erbe eine solche Fundgrube. Alle aber, welche Gott fürchten, haben auf ihr Erbe einen anderen Trost, dessen Segen und Gnade nie erschöpft wird, nie aufhört, Jesum Christum.

Von einer solchen Wittwe, welche diesen reichen Trost in ihrem Herzen hatte, wollen wir hier Einiges erzählen.

Diese Wittwe, welche von Jugend an sehr fromm war, Gott von Herzen fürchtete, den Armen und Verlassenen eine gute Mutter und Trösterin war und dabei ihre größte Freude und Herzenslust am Gebet und Gottes Wort hatte, mußte schon in ihrem Ehestande vielen Kummer erfahren. Denn ihre lieben Kinder, die sie in der Furcht Gottes nach besten Kräften erzog, starben ihr alle bis auf einen Sohn, und dann starb auch der sehr gute und geliebte Mann, in Folge des Eifers, womit er als Arzt sich in damaliger Kriegszeit der armen Lazarethkranken angenommen. Der Sohn aber wuchs zu seiner Mutter Freude und Trost heran, denn er war ein sehr hoffnungsvoller Jüngling.

Als dieser Sohn auf der Schule in A. war, hatte

hatte seine fromme Mutter eines Sonntages früh das heilige Abendmahl genossen. Sie fühlte sich an diesem Tage in Gott so freudig und zum Gebet gestärkt, daß sie auch mit ganz besonderer Inbrunst für diesen ihres Herzens Trost und Freude, für ihren einzigen Sohn betete. Mitten im Gebet fällt ihr ein: Wie aber nun, wenn Gott dir auch diesen einzigen Sohn nähme? Da betet sie: „O mein Herr Jesus, laß du ihn nur ganz dein seyn und bleiben und ganz zu dir kommen. Und wenn es dein heiliger Rath und Wille so ist: so nimm ihn lieber durch einen frühen Tod zu dir, als daß er durch die Gefahren und Verführungen der Welt von dir wegkommen sollte."

An demselben Tage, wo die Mutter so gebetet hatte, war der Sohn mit einigen jungen Freunden auf dem Lande gewesen. Er hatte sich erhitzt, vielleicht etwas jäh in der Hitze getrunken und erkrankte plötzlich lebensgefahrlich. Die Mutter erhielt die Nachricht von seiner Krankheit erst mehrere Tage nachher, und da sie an das Bette des geliebten Kindes kam, fand sie es schon verschieden. Aber ihr wurde, mitten unter den Thränen des heißen Schmerzes, in denen sie hinter dem Sarge herwankte, Kraft und Glaubensmuth gegeben, eben so freudig wieder zu beten, wie am Tage, wo sie das Abendmahl genossen.

Die arme Wittwe hatte nach dem Tode ihres Sohnes noch fast funfzehn Jahre auf Erden zu wallen. In dieser Zeit hat sie leiblich und

geistig manches Leid erfahren und das Brod ihrer Pilgerwallfahrt of mit Thränen genetzt. Sie aber war still und froh und selig in dem Herrn; ihr reicher Trost war Jesus Christus. Als sie starb, hatte ihr Auge noch Kraft eine Thräne des freudigen Dankes gegen Jesus Christus zu weinen.

Der Schreiber dieser Mittheilungen könnte Vieles und Genaues von jener Wittwe erzählen, denn sie war seine leibliche Schwester.

12) Die Stundenuhr.

Der selige Pfarrer Schöner in Nürnberg pflegte oft zu sagen: „Wohl dem, der sich jedesmal freut, wenn er, nachdem er aus gewesen, die Klinke seiner Hausthüre in die Hand nimmt." Ja, und noch wohler dem, der gern in sein eigenes Herz einkehrt und dem es da heimathlich zu Muthe wird. Selig aber ist der, der sich jeden Morgen schon auf den Augenblick freut und nach ihm sehnt, wo er mit den Seinigen zu seinem Gott beten und Gottes theures Wort lesen oder hören kann; dem das Gebet so zum Bedürfniß geworden, wie dem leiblichen, gesunden Menschen das Frühstück oder Mittagsbrod.

Freilich kommen auch im Leben des geübteren Christen solche Stunden vor, wo sich der sonst so freudige Beter zum Gebet matt und kalt und ungeschickt fühlt, wo ihm das Lesen und Hören von Gottes Wort keinen Genuß mehr

giebt. Aber das sind gerade die Stunden, in denen er am eifrigsten das Angesicht dessen sucht, der ihn ja von Kindesgebeinen an getragen und welcher ihn auch im Alter nicht verwerfen noch verlassen wird; das sind die Stunden, wo er am inbrünstigsten die Worte spricht und übt: Herr ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.

Damit es aber dahin mit unserem Herzen komme, daß ihm das Gebet so theuer und werth sey, wie das Leben selber, müssen wir erst recht und eigentlich beten und das Beten üben lernen. Das neugeborene Kind wird von der äußeren Luft, in die es jetzt zuerst tritt, so gewaltig angegriffen und gereizt, daß ihm der Schmerz die ersten Töne des Schreiens auspreßt. Aber eben durch dieses Schreien lernt es athmen. So lernt auch der Mensch meistens durch das innere Geschrei, das ihm Schmerz und Leid auspressen, das eigentliche Beten aus dem Herzen. Wenn aber dann die Noth und der Schmerz vorüber sind, da vergißt er gar oft wieder in dem langen Winterschlaf, in den ihn die kalten Sorgen der Welt versenken, das innere geistige Athmen des Betens. Darum ist es gut, man macht es so, wie der liebe Pfarrer Matthias C....s, ein frommer Katholischer Geistlicher aus M...r, es einen seiner Freunde in Nürnberg lehrte, bei welchem er einige Tage zu Besuch war.

Dieser damals noch ziemlich junge Freund, welcher sich schon sehr christlich zu seyn dünkte, hatte zwar die Gewohnheit, mit den Seinigen am Morgen und Abend zu beten und etwas aus

der heiligen Schrift zu lesen, übrigens wurde aber in seinem Hause den ganzen Tag ohne besondere Veranlassung nicht weiter ans Gebet gedacht.

Da lehrte zuerst der liebe Pfarrer C....s seine Freunde, Speise und Trank mit Danksagung genießen; ermahnte sie, bei Tische zu beten. „Singt doch selbst die Lerche," sagte er, „ihrem Schöpfer Dank, für jedes Würmchen, das sie findet. Und die Speise ist ja nicht bloß durch Gottes Kraft geschaffen zur Ernährung und Stärkung des leiblichen Menschen, sondern Gottes Kraft und Segen muß sie heiligen, daß sie dem inwendigen Menschen nicht zur Hemmung und Hinderniß werde, wie einst dem ersten Aelternpaar die Speise, welche es in Abgekehrtheit von Gott genossen; Gottes Kraft und Segen muß sie heiligen, daß auch sie für den Tempel Gottes, welches der Leib des Christen seyn soll, tauglich und geweiht werde."

Nachdem auf solche Weise C....s das Tischgebet bei seinen Freunden eingeführt und in Uebung sahe, gieng er noch weiter. Er selber, das merkte man ihm gar leicht an, wandelte den ganzen Tag im Gebet vor Gottes Angesicht. „Der Mensch aber," so sagte er, „will im Anfang durch etwas Aeußerliches an das Inwendige erinnert werden. Darum gewöhnt euch doch, ihr jungen Freunde, so oft ihr die Stundenglocke schlagen hört, an Gott und seine Ewigkeit, welcher ihr ja schon wieder um eine Stunde näher gekommen seyd, zu denken und Gottes liebe Hand,

die euch in Allem leiten und tragen muß, im Gebet zu fassen. Dann gewöhnt euch doch auch weiter, so oft ihr die Viertelstunde schlagen hört, an Gott zu denken, zu ihm zu seufzen. So bekommt ihr denn nach und nach eine Stundenuhr des Geistes in euer Herz, welche besser und richtiger geht, den Weg durch die Zeit zur Ewigkeit besser abmißt, als jede äußerliche Uhr: ein aufmerksames Ohr für die Stimme des Geistes in euerem Innern, welche ohne Aufhören rufet: Abba lieber Vater!"

13) Die Kinder wollen in den Mond greifen.

Der Pfarrer C. besuchte einen jungen Freund, welcher sich seit Kurzem mit den Seinen zu dem Herrn gewendet hatte. Dieser junge Bruder pflegte in jener ersten Zeit seines Christenlaufes zu seinen Gebetübungen vorzüglich solche Gebete und Betrachtungen zu wählen, in denen die Pflichten des Christen aufs Ernsteste und Eindringlichste dargestellt werden, und auch aus den Psalmen und Liedern wählte er hauptsächlich die von ähnlichem Inhalt zu seinen Gebeten. Der Pfarrer C. war einst bei einem solchen Gebet und Vorlesen eines solchen Liedes gegenwärtig und als der junge Freund nachher sich in ein Lob des schönen Liedes ergoß, schwieg C. still. Da fragte ihn Jener verwundert, ob ihm diese Gebete und das Lied vielleicht nicht gefielen? C. antwortete, das Lied und die Betrachtungen wären wohl schön

und gut, aber er würde sie nicht zu seinen Gebeten wählen. Da fragte der jüngere Freund, ob er denn glaube, daß ein solches Gebet Gott mißfällig sey? Keinesweges, antwortete C., und eben so wenig als es einer Mutter mißfällig ist, wenn ihr kleiner, schwacher Säugling mit seinen Händen nach dem Monde hintappt und den greifen will. Denn das Kind hat noch keine Erfahrung von der Entfernung der Körper, und wenn es einen sieht, der ihm ins Auge glänzt, meint es, ihn auch gleich mit den Händen haben zu müssen. So geht es uns auch im Anfange unsers Christenlaufes. Wir haben da die natürliche Ohnmacht unseres Herzens zur Vollbringung des göttlichen Willens noch immer nicht genug erfahren, wissen auch die neuen Hände, die uns in Christo gegeben worden — den Beistand seines heiligen Geistes — noch nicht recht zu brauchen. Darum meinen wir denn, wir müssen die Sonne und den Mond selber in unseren eigenen Händen haben, damit wir sie genießen und sie uns und Anderen leuchten, da doch diese Gestirne bloß in Gottes Hand ihren Lauf verrichten und so uns schön leuchten und wärmen. In meinen jüngeren Jahren liebte ich auch derlei Gebete und Betrachtungen vor anderen. Später habe ich aber öfters erfahren, daß mir selbst das bloße Hersagen des apostolischen Glaubens tröstlicher gewesen und mir mehr Kraft zum Guten gegeben, als jene Gebete. Seitdem sind denn auch meine liebsten Gebete und Gebetlieder gerade jene einfältigsten, alten

der Christenheit, deren Inhalt entweder ein Lob Gottes in Jesu Christo oder ein Bekenntniß der eigenen Ohnmacht und Sünden, wie die Bußpsalmen, oder das Flehen, das innige Flehen ist: daß Gott an seiner Hand uns halten, uns Kraft geben möge, ihn über Alles zu lieben und seinen Willen recht von Herzen zu thun. Denn je älter wir werden in Christo, desto mehr lernen wir auch, daß wir nicht selber scheinen und leuchten und wärmen, sondern die Sonne ist es, welche leuchtet und scheint und wärmt ohne unser Zuthun. Denn wir dürfen uns nur dem Tageslichte nähern und aussetzen, so werden wir immer Licht und Wärme zu unserem Leben und Tagesgeschäft genug haben.

14) Der ungebetene Gast.

Ein alter christlicher Freund von mir, welcher ein Bäcker war, pflegte, wenn in regnichten Sommer- oder Herbstzeiten einmal dazwischen ein heiterer, warmer Tag kam, mit einer Art von Rührung zu sagen: „Seht ihr Leute, immer klagt ihr und fürchtet theure Zeit, und heut hat Gottes Sonne wieder so warm geschienen, daß in den wenigen Stunden gewiß viele tausend Simmer Getreides sind hineingeschafft worden.“

Uns ergeht es im Geistigen oft auch so wie den Freunden des alten Bäckermeisters im Leiblichen. Wenn sich einmal im Menschenherzen einige Zeit lang keine Frucht zeigt und Alles so umnebelt und umwölkt scheint, als könnte kein

gutes Wort dahin durchdringen, zweifeln wir gleich ganz am guten Erfolg; und Gottes warme, geistige Sonne kann doch oft in einem einzigen guten Augenblick zum Herzen dringen und da eine ganze Erndte der Ewigkeit wecken und zur Reife bringen.

Ein junger christlicher Freund hatte einst den seligen Pfarrer Schöner und einige andere Männer von derselben Gesinnung zu sich zum Abendessen eingeladen, damit er sich an ihrem frommen Gespräch trösten, stärken, erbauen und christlich belehren möge. Denn zu anderen Stunden des Tages blieb ihm und seinen Gästen unter dem Drange vieler Geschäfte nur selten Zeit, sich zu sehen und zu sprechen. Auch an diesem Abende fürchtete unser junger Hauswirth, der sich von ganzem Herzen auf ein ungestörtes Zusammenseyn und Zusammensprechen mit jenen Männern gefreut hatte, es möchte ein oder der andere Besuch hinzukommen, der nicht zu solchen Gästen passe, und sie stören. Er hatte deßhalb in seinem Herzen Gott recht darum gebeten, er solle doch heute keinen störenden Besuch kommen lassen.

Aber siehe da, als man sich eben gesetzt und der alte selige Schöner ein gar herrliches Gespräch begonnen hatte, trat ein Fremder hinein und noch dazu ein Professor von einer Norddeutschen Universität, der mit dem Hauswirth in L. studiert hatte und diesen von dorther kannte. Dem Wirthe wäre dieser ungebetene Gast zu jeder anderen Zeit von Herzen lieb und werth

gewesen, nur heute nicht; denn so wie er ihn von sonst her kannte, schien er sich eben nicht zu den anderen Gästen zu passen, und was er sprach, mußte Jene, was Jene sprachen, mußte ihn ärgern. Indeß der Ungebetene setzte sich zu dem alten Schöner und dieser redete ihn gleich mit so eindringlicher, väterlicher Freundlichkeit an, daß Jener gar bald sehr aufmerksam und bei der Sache war. Nun hätte der Hauswirth gewünscht, daß wenigstens im Gespräch einige Zweifel oder einige der gewöhnlichen Einwürfe gegen die göttliche Wahrheit des Christenthums berührt und vom Pfarrer Schöner, der hierinnen sehr gewandt war, beantwortet und widerlegt würden; denn das, so meinte er, könnte für seinen Fremden von großem Nutzen seyn. Aber der alte Lehrer schien heute nicht fertig werden zu können, dem jungen Lehrer, der auch Theologe war, Erfahrungen zu erzählen, die er an seinem eigenen Herzen und an den Herzen seiner Zuhörer gemacht hatte. — An seinem eigenen Herzen, denn er habe innig und ernst gesucht und gerungen nach Erkenntniß und Wahrheit, und vor Allem nach innern Frieden und nach Kraft zum Guten. Er habe dieses und dann noch jene philosophischen Systeme sich zu eigen gemacht, bei diesem, bei jenem und dann noch bei anderen berühmten Schriftstellern Rath und Befriedigung gesucht, mit seinem Herzen dieß und jenes angefangen, aber nirgends das gefunden und erlangt, was er gesucht hätte; bis er zuletzt zum einfältigen Wort Gottes und dem Kinderglauben daran

gekommen. Eben so habe er es bei seinen Zuhörern so und anders versucht, um etwas an ihrem Herzen auszurichten, es sey aber immer nur höchstens eine gemalte Blume oder eine Scheinfrucht aus dem Boden hervorgegangen, bis er am Ende angefangen, sich an die einfältige Predigt vom Kreuz zu begeben und an dieser eine wahrhaft göttliche Macht erprobt habe, die Menschenherzen umzuwandeln und mit Gotteskraft zu erfüllen.

Der alte selige Schöner hatte in seinen letzten Lebensjahren durch einen heftigen Schrecken ein beständiges Zittern an allen Gliedern bekommen. Wenn er nun so erzählte und sprach, da zitterte das graue Haupt und der alte Mann war dabei so weich, daß ihm, wenn er jetzt eine oder die andere freudige Erfahrung an seinem und andern Herzen erwähnte, die Freudenthränen die Wangen herunterliefen. Dazu hob er dann die zitternden Hände dankend gen Himmel.

Wir mußten an jenem Abende Alle mit weinen. Der fremde Professor aber, der ungebetene Gast, schien zwar tief gerührt, stund jedoch nach einiger Zeit vom Tische auf und ließ sich durchaus nicht länger halten. Der Hauswirth dachte in seinem Herzen: Diesem ist gewiß das nicht recht und anständig gewesen, was Pfarrer Schöner da erzählte. Der alte Pfarrer aber sprach beim Abschied ein liebend segnendes Wort zu dem edlen, guten Fremden, den er besser erkannt hatte, als alle Andere.

Dieses Wort ist auch denn in Erfüllung ge-

gangen. Der fremde Professor hörte den alten Schöner auf seiner Rückreise noch einmal predigen. Seitdem war er ganz für den einfältigen Christenglauben gewonnen und bezeugte dieß bis zu seinem Tode (denn leider starb er frühe) durch Wort und Lehre und That. Noch von seinem Todtenbette aus ließ er dem alten Vater Schöner danken für das, was er mit Gott an seinem Herzen gethan.

Der junge Hauswirth aber lernte von nun an, daß man auch für die scheinbar ungelegensten Gäste und Ereignisse, selbst wenn sie uns nach unserer Meinung in irgend etwas Gutem stören und hindern, sobald sie uns von Gottes Hand, so ohne unser Zuthun gesendet werden, Gott danken müsse. Denn der sie sendet, der wird wohl wissen, warum er sie gerade zu dieser Stunde und zu keiner „gelegneren" zu uns hat kommen lassen. Wäre der fremde Professor am andern Tage, wo der Pfarrer Schöner nicht da war, zu dem Hauswirth gekommen, so hätte er bei diesem zwar gleich eine freudigere, freundlichere Aufnahme gefunden, nicht aber solche Erzählungen aus dem Leben, die ihm so tief ans Leben giengen.

15) Der Wachtelruf.

Das Gewissen ist die Sprache jenes schaffenden Geistes, der über der chaotischen Tiefe des Menschenherzens schwebt und seine inneren Wasser bewegt, damit in ihm der künftige Mensch des

Jenseits sich bilde und Gestalt gewinne. Eines prophetischen Geistes mithin, welcher mitten im Jetzigen das Künftige sieht und will.

Auch über der Natur schwebt und waltet dieser prophetische, das Künftige suchende Geist. Er ist das Seufzen der Creatur, die sich sehnet nach der Freiheit der Kinder Gottes.

Das Gewissen im Menschen spricht mithin mit dem „Seufzen der Creatur" dieselbe Sprache und verstehet den Geist, der mit ihm öfters auch aus der Natur spricht.

Jener gewesene Soldat wurde durch den Anblick eines vom Winterfrost entlaubten, scheinbar erstorbenen Baumes innerlich erweckt; jener Raubmörder durch den Anblick einer zerhauenen Otter, ein anderer durch das Geschrei der gegen den Boden fliegenden Raben innerlich erschreckt und aufgescheucht. Eben so ein Landmann in der Schweiz durch den nächtlichen Ruf einer Wachtel im Korne.

Dieser Landmann, in dessen Dorfkirche das Wort der Buße und Vergebung reichlich durch einen frommen Pfarrer gepredigt wurde, wollte dennoch dieser warnend weckenden Stimme des Geistes entlaufen, und war eines Nachts auf dem Wege zum Ehebruch — mithin zum Tode. Da hört er im jungen Getreide, auf welches die Sterne so ernst herunterglänzen, den Ruf einer Wachtel: wack de wack. Wache, sagt zu ihm die Stimme in seinem Herzen, wache, spricht der Vogel, wache und bete.

Da hält er einen Augenblick still, im zweiten

fällt er auf seine Kniee, im dritten ergießen sich die Thränen inniger Reue. Weinend und trauernd, aber Gott dankend, kehrt er um in sein Haus, zu den Seinen. Und so oft die böse Lust sich regen wollte, tönte auch der Wachtelruf im Innern: „Wache und bete," und er schrie zu Gott in Jesu Christo um Vergebung und Beistand, und dieser half.

Glücklicher Landmann! Daß du nicht in einer Gemeinde wohntest, wo ein Pfarrer, statt Christum den Heiland und Retter mit Kraft und Ueberzeugung, Meister Greife-Niemands, des großen Kanzelredners, moralische Aesthetik predigte. Die Wachtel hätte dir dann vergebens gerufen!

16) Das Herz der Väter, bekehrt durch die Kinder.

In einer Gemeinde in der Schweiz, welche Gott mit einem frommen, in seiner Zucht und Gnade stehenden Pfarrer gesegnet hat, war, als der Pfarrer im Gebet und Vertrauen zu Gott sein Amt antrat, das Fluchen und Schwören und der Mißbrauch des Namens Gottes gar sehr eingerissen. Der Pfarrer sprach dagegen mit Nachdruck und Ernst auf der Kanzel. „In diesem heiligen Namen," so sprach er, „liegen Kräfte, daß, wenn wir ihn auf rechte Weise im Gebet brauchen, Himmel und Erde durch ihn bewegt, Herzen durch ihn ergriffen und die schon im Tode Entschlafenen neu belebt werden. Mißbraucht ihr diesen großen Namen, so raubt ihr

ihm für euere Herzen und euere Zunge die Himmelskräfte, die er für euch haben könnte; ja den einzigen Quell und Brunnen des Lebens, der euch hienieden gegeben ist, vergiftet ihr euch. Denn dieses, wenn es wohl gebraucht wird, wohlthätige, allbelebende Feuer, wird durch den Mißbrauch für euch zur allverheerenden, furchtbaren Flamme, welche ewig nicht verlöschet."

Bei jeder Gelegenheit sprach denn bald so, bald anders, der liebe, fromme Pfarrer gegen jene eingewurzelte Gewohnheitssünde. Alle seine Worte schienen nicht zu fruchten. Da gieng er in die Schule zu den kleinen, unschuldigen Kindern. Diesen stellte er die große Sünde des Fluchens, des Schwörens, des Mißbrauches des Namens Gottes in ihrer ganzen Abscheulichkeit so klar, so eindringend, so einfach dar, daß die Kinder ganz ernst und bewegt wurden. Und was geschah nun? Wenn zu Hause die Kinder ihren Vater oder Großvater oder gar die Mutter den großen Namen mißbrauchen hörten, erschracken sie und sagten bittend: „O Vater, o Mutter, thut das nicht, denn das ist große Sünde und Gott wird es strafen." — Das half. Einige Alten sagten: „sie wären wie vom Donner gerührt gewesen, da sie einen solchen Verweis, eindringlicher und beweglicher noch, als der Pfarrer ihn gegeben hätte, aus dem Munde ihrer unschuldigen Kinder vernommen." Von nun an war in Kurzem das Fluchen und der Mißbrauch des Namens aus dieser Gemeinde ganz ausgerottet. So auffallend, daß wenn die Bauern

aus jenem Dorfe in der Stadt zu Markte stunden, die Bauern aus anderen Gemeinden ihren Spott mit ihnen, als mit Klausnern und Zausnern trieben, weil sie nie, nach der leidigen Gewohnheit jener Gegenden, mehr fluchten. Es war dieß übrigens der erste Anfang jener höheren, alldurchdringenden Lebensbewegung, die sich bald hernach dieser ganzen Gemeinde bemächtigte.

Hiebei fällt dem Schreiber dieser Erzählung ein: daß ein gewisser Pfarrer, den er auch von Person kennt, in seiner Gemeinde auf eine ähnliche Weise Aufklärung, womit er den Alten nicht so geradezu zu kommen sich getraute, zu verbreiten suchte, indem er in der Schule den Kindern den Glauben an Gottes Wort und heilige Schrift benahm und lächerlich machte. Die Gemeinde ist zwar, seitdem er und Seinesgleichen in ihr wirken, mit Riesenschritten dem Verderben und inneren Tode entgegengegangen; die Kinder hatten aber immer das, was der Pfarrer ihnen sagte, wieder vergessen und überhaupt aus seinem Unterricht nichts mit nach Hause genommen, als den Widerwillen gegen allen Ernst und alle Wahrheit. Sagt man dagegen den Kindern ein eigentliches göttliches Wort, erzählt man ihnen Gottes große Thaten unter den Menschen, so bleibt das in ihnen stehen, so lange sie leben. Und wenn es auch verschüttet und von vielem Anderen überströmt wird, so kann es doch nicht zerstört werden, denn es ist Gold, das rostet nicht.

17) Die gute Tasse.

Jene sterbende alte Frau in Würtemberg, als der Pfarrer sie fragte, ob sie wohl etwas auf dem Herzen habe, weßhalb sie ihn rufen lassen, antwortete freudig und freundlich: „Nein Herr Pfarrer, gar nichts.“ Und als der Pfarrer, der sie als eine gute, christlichgesinnte und christlich unterrichtete Frau kannte, sie nochmals fragte, ob sie nichts, gar nichts auf dem Herzen habe, antwortete sie abermals freundlich: „Nein Herr Pfarrer, gar nichts, außer meine Sünden, die sind wie der Sand am Meer.“

Ein solches fast thöricht lautendes Wort einer einfältig frommen Seele, wird ein erfahrener Seelsorger wohl zu deuten wissen und nicht mißverstehen. Das einfältig gute Bauernweib, das während seines Lebens in der Furcht des Herrn nach Kräften gewandelt, seine Sünden bekannt und Vergebung dafür erhalten hatte von dem Herrn, meinte mit seiner Antwort nichts Anderes als: „Ich weiß zwar, wie ich von Jugend an bisher gewesen und was ich gethan, ich weiß, daß vor Gott das nicht genug gilt, daß ich mein Hauswesen wohl und treu versorgt, meine Kinder in der Furcht des Herrn erzogen habe, aber ich hoffe und weiß es freudig, daß ich durch Christum in Gott einen lieben versöhnten Vater habe.“

Daß dieß die eigentliche Meinung des frommen alten Mütterchens mit ihrer freundlich freudigen Antwort war, das erfuhr der Pfarrer aus

ihren

ihren weiteren Antworten und hatte an diesem Sterbebette nur Ursache, sich zu freuen über den kindlich festen Glauben der Sterbenden.

Anders aber sind solche Seelen von dem Seelsorger zu behandeln, welche so von sich und ihrem Zustande halten, wie die, von welcher die nachfolgende Geschichte erzählen soll.

Der selige Pfarrer Schöner wurde einst zu einer kranken Frau gerufen, welche dem nahen Tode entgegen gieng, ohne diesen (ihre Krankheit brachte es so mit sich) zu fühlen. Die Frau hatte in ihrem Leben zu den Selbstgerechten gehört, hatte sich zwar, nach damaliger Gewohnheit, fast täglich zum Gottesdienst und sehr oft zur Beichte und Abendmahl eingefunden, hiemit aber auch, nach ihrer Meinung, Alles gethan, was nöthig sey zum Seligwerden. Darum hatte sie auch die Predigten des seligen Schöner, zu denen sich ihr Mann eifrig hielt, niemals gerne hören mögen, denn dieser, sagte sie, predige eigentlich nur für Sünder und nicht für fromme Menschen, und sie wisse auch von Vielen, die in seine Predigt giengen, daß sie es, sonst wenigstens, eben nicht genau genommen hätten mit der Tugend, besonders die ***, welche immer so weine in Schöner's Predigten und jetzt so eingezogen und fromm thue, denn die sey ja, wie die ganze Stadt wisse, vor ihrer Ehe zu Falle gekommen. Und so traue sie auch den meisten Andern nicht recht, die da hineingiengen, denn sie dächte immer, wer sich in jeder Predigt so einen Sünder könne nennen und zur

Buße ermahnen lassen, der müsse auch eine große Sünde begangen haben.

Da denn der selige Schöner zur Kranken kam, redete ihn diese gleich so an: „Vor allen Dingen, Herr Pfarrer, muß ich Sie bitten, daß Sie mich nicht etwa als eine Sünderin ansehen und mir, wie Sie es gewohnt sind, so viel von Sünde und Buße sprechen möchten. Denn deßwegen habe ich Sie nicht rufen lassen. Ich habe in meinem Leben keine Sünde gethan und bin von gottesfürchtigen Aeltern so gottesfürchtig erzogen, daß ich fast niemals, wenn ich nicht krank war, einen Gottesdienst versäumt habe; bin auch immer gutthätig gegen die Armen gewesen. Sagen Sie mir lieber sonst was Tröstliches in meiner Krankheit."

„Glückliche Frau," sagte der selige Schöner, „die niemals keine Sünde gethan hat! Bisher kannte ich nur Einen, der von keiner Sünde wußte, der war unser Heiland Jesus Christus. Ich sehe wohl, daß ihr da auch meinen Zuspruch nicht gern annehmen werdet. Denn ich muß euch vor Gott gestehen, daß ich ein armer Sünder bin, unter allen armen Sündern der größte; daß ich, so lange ich mich zurückerinnern kann, nichts Gutes, nichts Gottgefälliges an mir selber zu rühmen weiß, wohl aber an Gott, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist."

Die Frau wurde über diese Rede, welche ihr einen Tadel gegen das, was sie vorhin von sich gesagt hatte, zu enthalten schien, ein wenig be-

troffen, brachte aber das Gespräch auf etwas Anderes.

Indeß befahl sie ihrem kleinen Pflegetöchterchen, ein Tuch zu bringen und auf den Tisch zu breiten, an welchem der Herr Pfarrer Kaffee trinken sollte. Das Kind aber wollte aus Fürwitz auch die Tasse vom Schränkchen herunterlangen und ließ sie fallen, daß sie zerbrach. Darüber wurde die kranke Frau so zornig, daß sich ihr Gesicht entstellte und daß sie gegen das Kind in sehr unziemliche Schimpfreden ausbrach. „Alles," sagte sie zuletzt, „macht sie ungeschickt und richtet einen Schaden nach dem andern an."

Das Kind aber wollte sich in Gegenwart des Herrn Pfarrers nicht so demüthigen lassen und sagte, es sey doch nicht so, es mache sonst Alles geschickt und habe noch niemals einen Schaden angerichtet.

„Sehet die Lügnerin," sagte die Frau, „will sich auch noch weiß brennen. Alles geschickt und niemals Schaden gethan, das sieht dem vorwitzigen Dinge Jedermann an, wie wahr das gesprochen ist. Hättest du nicht gelogen, so war dirs verziehen, so aber geh gleich hinaus, geh mir aus den Augen. Der Herr Pfarrer halten mir zu gut, daß michs so böse macht. Es war die gute Tasse. Hätte es denn das böse Kind, da es weiß, daß die Kraft nicht so weit geht, nicht Jemand sagen und bitten können, daß der sie ihm herunter hole. Immer aber denkt der Fürwitz, er sey gut genug."

„Liebe Frau," sagte der Pfarrer, „sollte

das wohl auch recht vor Gottes Augen und keine Sünde gewesen seyn, daß ihr euch so gar erzürntet wegen der guten Tasse. Ich wenigstens hielte das für eine große Sünde, wenn ich im Zorn die und die Worte (er erinnerte sie dabei an ihre unziemlichen Schimpfreden gegen das Kind) herausstieße."

„Herr Pfarrer," sagte die Frau, „sind wir doch schwache Menschen. Und ich erzürne mich sonst gar nicht, aber daß die fürwitzige Person da mich anlügen will und sagen, sie mache sonst Alles geschickt und thäte niemals Schaden, und daß sie sich zu Allem selber gut hält, keinem Erwachsenen um einen Dienst das Ehrenwort anthun will, das ärgert mich gar zu sehr."

„Und ihr liebe Frau," sagte der Pfarrer, „habt ihr denn nicht vorhin eben so den Geist Gottes angelogen, als ihr sagtet, ihr hättet niemals eine Sünde gethan, wie das Kind eben euch. Oder wer ist denn wohl ein Lügner, Gott, der da sagt, daß das Menschenherz böse von Jugend auf sey, daß aus ihm kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, daß Keiner vor ihm gerecht und ohne Tadel sey, oder ihr, die ihr das Gegentheil von euch vorgebt? Und wie das Kind Alles seiner eigenen Kraft zutraute, seyd ihr nicht, die ihr doch eben zugabt, daß wir schwache Menschen sind, eben so fürwitzig als euer Pflegetöchterchen, da ihr euch selber für schon gänzlich gut haltet und also keinen Gott Vater, der seinen eingebornen Sohn in die Welt sandte, die Sünder zu erlösen,

keinen Heiland und Sündenvergeber nöthig habt, keinen heiligen Geist braucht, der euch zu allem Guten leite und stärke? Darum heißt es: „So wir ihm unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns unsere Sünden vergiebt und reiniget uns von unserer Untugend.“ Denn wer seine Sünden erkennt und bekennt, der weiß auch, daß er sich durch eigene Kraft nicht davon reinigen kann, der fleht den Heiland täglich an, daß er ihn durch die Kraft seines heiligen Geistes reinige und heilige. Ihr wollt, so wie ihr sagtet, einmal nicht unter die gehören, die vor seinem Throne Loblieder singen, weil er sie erkauft und erlöst hat aus allerlei Volk, nicht unter die, welche ihre Kleider rein gewaschen und helle gemacht haben im Blute des Lammes. Denn für euch, die ihr ohne Sünde seyd, ist kein Opferlamm geschlachtet, kein Blut der Versöhnung geflossen, für euch haben die Engel am heiligen Weihnachtsfeste nicht mit „ein Wohlgefallen“ gesungen. Ihr wollt nicht durch Gott und seinen Gesalbten, sondern durch den Vater der Lügen und des Hochmuths in den Himmel kommen und selig werden.“

Die Frau weinte und reichte dem Pfarrer die Hand. Sie sähe ihre Sünde wohl ein, er solle sie nur nicht verlassen, sondern ihr beten helfen, daß Gott ihr doch vergeben und ihr noch gnädig seyn möchte. Der Pfarrer betete mit ihr die von ihr vorhin so verachteten Kindersprüchlein, die unschuldigen Kindlein ein süßer Ton, kräftigen Jünglingen in Christo ein Sporn

zum Kampf gegen das Böse, erstarkten Männern noch ein fester Ankergrund des Glaubens und der Hoffnung sind. Die Frau lebte noch acht Tage. Der Pfarrer pflegte ihres kranken Herzens mit unbeschreiblicher Liebe und Geduld. Und diese beiden siegten mit Gottes Beistand über das starre Herz. Die Frau ward gründlich zur Selbsterkenntniß und Buße geführt, zugleich aber der Vergebung ihrer Sünden in Christo gewiß. Sie starb mit zerknischtem, zugleich aber auch freudig und festgläubigem Sinne.

18) Der Neumond..

Jemand klagte gegen einen älteren Bruder, daß er öfters an solchen Tagen, an denen er die größten Gnaden von Gott empfangen, das innigste, lebendigste Gefühl seiner Nähe empfunden habe, ganz besonders und am meisten den sündlichen Aufwallungen zum Zorn, zur Empfindlichkeit gegen Beleidigungen, zur Sinnlichkeit ausgesetzt sey. Namentlich an den Tagen, wo er zum Tische des Herrn gegangen.

„Das darf dich," sagte der Alte, „nicht zu sehr verwundern und betrüben. Der Mond läuft öfters Wochen lang am Himmel, ohne die Witterung zu ändern und zu stören. Wenn er aber zur Zeit des Neumondes der Richtung nahe kommt, in welcher eben jetzt die Sonnenstrahlen zur Erde niedergehen, so findet sein schwächerer Einfluß da schon einen offenen Zugang und gebahnten Weg zur Erde und bringt uns dann

öfters anderes Wetter. So säet auch der Feind am liebsten und leichtesten sein Unkraut in ein Herz, das so eben vom Wort Gottes umgepflügt und zur Aussaat urbar gemacht ist. Darum muß der Christ bei solchen Neumondsfesten in seinem Innern am nüchternsten seyn, am anhaltendsten wachen und beten. Denn, wie man sagt, daß die Witterung zur Zeit des Neumondes Einfluß oder Bedeutung habe für die Zeit des ganzen darauf folgenden Mondlaufes; so hat die rechte, wachsame, oder die schlechte Benutzung solcher Tage der Gnadenheimsuchungen unseres Herrn einen gesegneten, guten, oder im anderen Falle auch einen gar nachtheiligen Einfluß auf eine längere Zeit des Lebens, ja auf die Ewigkeit hinaus. Uebrigens will uns wohl auch Gott durch derlei Erfahrungen zuweilen lehren: daß Gehorsam besser sey den Opfer, das heißt hier, der stille, einfältige Wandel vor Gottes Angesicht, aus bloßem Gehorsam, nicht nur in lebhaft aufwallendem Gefühl und um dieses Gefühles willen, besser, als die auf Flügeln der Flamme gen Himmel lodernde Wonne der innern Empfindung, welche uns ja wohl auch von Zeit zu Zeit zur Stärkung auf unserem Pilgerlaufe gewährt wird. Denn bei allen unsern, auch den besten Empfindungen, ist, so lange wir hienieden wallen, das Fleisch mit dabei und geschäftig, bei dem Gehorsam aber der Geist."

19) Die hölzernen Glocken.

Gott war es ja auch, welcher jenen alten Künstler Bezaleel, den Sohn Uri, mit Namen zu seinem Werk berufen, welcher ihn erfüllt hatte mit dem Geist Gottes, mit Weisheit und Verstand und Erkenntniß, und welcher auch den andern Arbeitern, welche ihm mit halfen an der Stiftshütte bauen, die Weisheit ins Herz gab. Und so haben es immer alle wahre und ächte Künstler, welche durch ihre Werke wahrhaft veredelnd und erhebend auf das Menschenherz und Menschengeschlecht gewirkt haben, mit Herz und Mund anerkannt: daß ihre Kunst von Gott ihnen gegeben werde und seines steten Beistandes bedürfe zu ihrem Gedeihen. Die anderen sogenannten Künstler, welche diesen Born, aus welchem Alles kommt, was Geist und Leben und von ewiger Natur ist, nicht kannten oder benutzten, haben bloß für Augen und Ohren und den Sinnenmenschen, nicht für Geist und Gemüth gearbeitet und ihr Wirken geht gar bald spurlos an der Zeit vorbei.

Einer unter jenen Künstlern, welche die Nothwendigkeit des göttlichen Beistandes zum Gelingen ihrer Werke dringend fest anerkannten, war der große, treffliche Joseph Haidn. Diesen hatte ja auch Gott wundervoll aus der Hütte seines armen Vaters und seinem kleinen Dorfe nach Wien und zu seiner Kunst berufen. Haidn war sein ganzes Leben hindurch ein eifriger Beter, ein innig treuer Bekenner der Wahrheit des

Christenthums mit Wort und That. Selbst in Gegenwart einiger der berühmtesten Componisten, die aber nicht alle so gesinnt und so wahre Künstler wie Haidn waren und deren Wirken jetzt fast schon vergessen ist, schämte er sich nicht zu bekennen: daß er, so oft er sich müde vom Arbeiten, oder unfähig dazu fühle, sich neue Kraft im Gebet, im Gebet zu Gott in Christo schöpfe. Denn in seinem Hause hatte er eine kleine Hauscapelle, in welche er sich täglich öfters zurückzog und da im Stillen betete.

Auch der selige Gretry, ein mit Recht berühmter Componist aus Lüttich, hatte sich in seiner Jugend seine Kunst von Gott erbeten, zugleich aber auch, was die größte Kunst auf Erden ist, die Gnade, ein guter, frommer Mensch zu werden. Als er nämlich zum erstmaligen Genuß des heiligen Abendmahles zugelassen werden sollte, hatte er am Morgen dieses Tages, nach jenem frommen Glauben, daß, was junge Christen an diesem Tage sich von Gott erbäten, ihnen gewiß gewährt würde, Gott inbrünstig auf seinen Knieen angefleht, er möge ihn doch entweder an dem heutigen Tage selig sterben oder ganz gewiß einen recht tüchtigen Künstler und vor Allem einen recht frommen, rechtschaffenen Mann aus ihm werden lassen.

Es war eben Charfreitag. An diesem Tage werden dort zu Lande nicht die eigentlichen Glocken geläutet, sondern die Zeichen zum Gottesdienst durch hölzerne Glocken oder vielmehr Bretter gegeben. Der junge Gretry wollte gern

einmal diese hölzernen Glocken in der Nähe sehen und hören und stieg deßhalb auf einen Thurm. Da fiel ein schweres Stück Holz im Schwunge zum Boden nieder und traf den Knaben so hart an den Kopf, daß dieser betäubt niedersank und von den Umstehenden für todt gehalten wurde. Als er aber aus seiner Ohnmacht wieder erwachte, war sein erstes Wort: „Nun weiß ich, daß ich ganz gewiß werde ein frommer und rechtschaffener Mann und ein rechtschaffener Tonkünstler werden, weil mich Gott heute nicht hat sterben lassen, sondern mich beim Leben erhalten hat.“ — So viel man urtheilen kann, hat auch das Leben und Wirken des Mannes gezeigt, daß das fromme Gebet des Knaben erhört worden.

20) Daniel und die Löwen.

In Gegenwart eines älteren Bruders beklagte sich ein junger Freund, welcher etwas raschen Sinnes war, über die Lästerungen, welche er von einigen Spöttern und Christusfeinden anhören müssen. Bei nächster Gelegenheit, sagte der junge Freund, wolle er Jenen schon anders antworten, „denn solchem frechen Spotte muß man wieder mit Spotte, solchem Otterngezücht mit dem Schwerdte begegnen.“ Dabei verglich er sich mit einem schlafenden Löwen, über welchen die Feinde, wenn er erwachen würde, wohl erschrecken sollten.

Der Alte hatte bis dahin geschwiegen und dem jungen Eiferer stille zugehört, hier aber fiel

er diesem ins Wort. „Dein Vergleich," sagte er, „mit dem schlafenden Löwen, scheint mir etwas unschicklich und unbiblisch. Wir lesen nicht, daß die Löwen dem Daniel wären vorgeworfen worden und daß Daniel sie habe fressen wollen; sondern umgekehrt, er wurde den Löwen vorgeworfen und diese wollten ihn fressen. Wir lesen nicht, daß der Apostel Paulus, in welchem ja, wie schon die Geschichte mit dem Zauberer Elymas bezeuget, strafende, schlagende Gewalt des Geistes genug war, sich, dem Römischen Kaiser gegenüber, mit einem Löwen verglichen hätte, sondern vielmehr umgekehrt. Auch wird der Christ, in welchem doch der wohnet, der den Teufel und die Hölle überwunden hat, in Beziehung auf den Satan niemals, wohl aber dieser in Beziehung auf den Christen als ein brüllender Löwe beschrieben, der umhergehet und suchet, welchen er verschlinge. Ein Löwe ist allerdings, von dessen Kraft auch der Christ rühmen kann, das ist der Löwe aus Juda, dieser schläfet jedoch noch schummert niemals. Die Christen aber selber werden mit Lämmern, mit Schaafen verglichen, welche unter die reißenden Wölfe hineingesendet werden. Selber Niemand zerreißend werden nur sie zerrissen, und dabei wird es wohl auch bis zum großen Siegestage unverändert sein Verbleiben haben."

„Was deine andere Rede betrifft, daß man dem Spott der Feinde mit Spotte begegnen müsse, so finde ich solche ebenfalls unschicklich und unbiblisch. Wir lesen zwar, daß er, der Herr,

der Freund der Menschenkinder, von Herodes und seinem Hofgesinde, von Pilatus Kriegsvolke, ja selbst noch in der Stunde des großen Opfers von dem Mörder zu seiner Seite verspottet worden, wir lesen aber nirgends, daß diese holdseligen Lippen, über welche niemals ein falsches Wort gekommen, auch über den frechsten, armseligsten Sünder gespottet hätten; vielmehr hat er über Jerusalem geweint. Eben so lesen wir zwar wohl, daß die klugen Athener mit dem Apostel Paulo ihren Spott hatten, nicht aber, daß Paulus über die Athener gespottet habe. Der abgöttische Ungehorsam der Kinder des Unglaubens gegen die Zucht des Geistes hat eben so wie Saul, als er des Königs der Amalekiter, des Agag und der wohlgemästeten Schaafe und Rinder verschonete, den ganzen Anschein von Vernünftigkeit, Billigkeit, Liberalität und äußerer Anständigkeit für sich. Dagegen hat das ernste, ungeschminkte Wort, das der Geist zu dem natürlichen Menschen spricht: Du mußt sterben, oder: Du wirst leben, nicht durch eigenes Laufen und Wirken, nicht durch die Wasser Amana und Pharphar zu Damascus, sondern durch das Waschen in diesem verachteten Wasser des Jordan — im Blute der Versöhnung, es hat, sage ich, das Wort des Geistes in den Augen des natürlichen Menschen den Anschein von Härte, Unbilligkeit, ja Unverständigkeit und Unvernunft. Denn der Geist siehet das Innere, Künftige, Göttliche, das der Vernunft des natürlichen Menschen verborgen, wohl aber dem

erleuchteten Verstande des Wiedergeborenen offenbar ist. Die Kinder des Unglaubens haben mithin die Vernunft und mit ihr den Witz für sich und das Lachen, das Spotten ist hienieden auf ihrer Seite. Diese Waffen müssen wir ihnen allein lassen, wenn wir nicht wollen erfunden werden als solche, welche Fleisch für ihren Arm halten. Was du aber vom Schwerdte sagtest; so ist das Schwerdt, das der Christ hienieden führen soll, das einfältige, lautere Wort, das er allerdings fleißig gegen die Feinde gebrauchen muß, außer diesem aber Geduld, Liebe, inbrünstiges Gebet für die Widersacher. Kein anderes Wunder wirkt mächtiger mit Ueberzeugung für die Göttlichkeit des Evangeliums, als das große, innere, daß der Mensch durch Christi Kraft ein ganz Anderer wird, daß er, der Natur entgegen, lieben kann, die ihn hassen, segnen denen, die ihm fluchen. Liebe und Geduld sind unter allen Boten Gottes die besten Heidenbekehrer."

21) Der Bruder Redner *).

Auch in das Steinthal im Elsaß, wo damals der selige Oberlin als Pfarrer in vollem Segen wirkte, kam in den Schreckenszeiten der Französischen Revolution der Befehl der Regie-

*) Man vergl. Züge aus Oberlins Leben, herausg. v. G. H. Schubert, Nürnberg, in der Raw'schen Buchhandlg. 4te Aufl. 1831.

rung: Die gewöhnliche gottesdienstliche Feier solle aufhören, die Steinthaler sollten sich einen Präsidenten wählen, dieser einen Bruder Redner ernennen und dann sollten zu gewissen Tagen Versammlungen gehalten werden, bei denen der Bruder Redner gegen die Tyrannen sprechen und mit der Gemeinde sich über die Mittel berathen solle, die Tyrannen abzuschaffen. Selbst im Steinthale fehlte es nun wohl damals nicht an einzelnen solchen, denen diese neue Sache gar verführerisch, neu und anlockend vorkam und die auch gerne das mit und nachgemacht hätten, was die große Nation ihnen vormachte.

Der Pfarrer Oberlin ließ mithin seine Gemeinde unter der Linde zusammenkommen. Er las ihr das eingegangene Schreiben vor und fügte hinzu, das sey Befehl ihrer Welschen (so nannte man im Steinthal die Franzosen) Regierung, und da es die Obrigkeit geböte, müsse man auch gehorchen. Er hielte es für gut, noch heute gleich zu den nöthigen, vorläufigen Berathungen zu schreiten. Zuerst müsse ein Präsident erwählt werden, und da er als der bisherige gewesene Pfarrer des Ortes für heute wohl noch einmal sich das Recht nehmen dürfe, seine Meinung zuerst zu sagen, so gäbe er seine Stimme dem bisherigen Schulmeister des Ortes und schlage diesen zum Präsidenten vor. Der Schulmeister sträubte sich zwar etwas gegen diese Wahl, aber Oberlin bestimmte ihn bald, sie anzunehmen, und so wurde denn die Wahl des Bruder Schulmeisters zum Bruder Präsidenten einstimmig von den Bauern

bestätigt. Jetzt war nun die Reihe an dem Präsidenten, aus der Mitte der Versammlung Jemand zum Bruder Redner zu ernennen. Wer paßte sich aber dazu besser, als der bisherige Pfarrer Oberlin! Die Wahl wurde mit lautem Beifallrufen der Versammlung bestätigt.

„Jetzt ist nun die Frage,“ sagte Oberlin, „welches Haus und welchen Tag wir zu unseren Versammlungen (Clubbs) wählen wollen? Das Haus des Bruder Präsidenten hat nur eine große Stube: die Schulstube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, besonders da auch die Weiber gern werden zuhören wollen; im bisherigen Pfarrhause ist auch der Raum gering, und so wüßte ich eben doch im ganzen Steinthal kein schicklicheres Haus zu unseren Clubbs, als die bisherige, gewesene Kirche.“ — Die Bauern gaben hiezu allgemein ihren Beifall. — „Was nun den Tag der Versammlungen betrifft,“ sagte Oberlin, „so ist der Montag unschicklich, weil da Viele nach Straßburg zu Markte fahren, eben so Mittwoch und Freitag. Ich dächte aber doch, der schicklichste und bequemste Tag zu unseren Versammlungen wäre der bisherige und gewesene Sonntag und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von 9 Uhr an.“ — Die Bauern gaben auch hiezu ihren allgemeinen Beifall.

Als nun die Bauern am Sonntage in die Kirche kamen, stand der Bruder Redner in der Nähe des Altars auf der ebenen Erde. „Was dünkt euch,“ sagte er zu den sich Versammelnden, „sollte es nicht besser seyn, ich stellte mich auf

die bisherige Kanzel; wir sind hier zu arm, uns einen besonderen Rednerstuhl machen zu lassen und da oben könnt ihr mich besser sehen und hören." Die Bauern billigten das.

Der neue Bruder Redner trat jetzt auf die Kanzel. Er zog abermals den Befehl der Regierung aus der Tasche und las ihn vor. „Die Welschen," sagte er, „wollen also, wir sollen gegen die Tyrannen reden und über ihre Abschaffung uns berathen. Tyrannen sind nun in der alten Zeit solche und solche gewesen und die haben dieß und dieß gethan. Hier in unserem stillen Steinthal haben wir nun freilich keinen solchen Tyrannen, es wäre also vergeblich, gegen einen solchen zu sprechen. Ich wüßte euch aber dennoch Tyrannen zu nennen und zu beschreiben, die nicht bloß im Steinthal und in euern Häusern, sondern sogar in eueren Herzen wohnen. Und gegen diese Tyrannen (Mord, Ehebruch, Hurerei, Fleischeslust und alles gottlose Wesen) will ich also hier reden, so wie ich euch denn auch das beste Mittel nennen und beschreiben will, diese Tyrannen abzuschaffen, welches kein anderes, ewig kein anderes ist, als das dargebotene Heil in Jesu Christo."

Als der Pfarrer eine Zeit lang fortgesprochen hatte, sagte er: „Sollte es nicht besser seyn für mich und euch, dazwischen auch Eins zu singen. Und zwar, da wir keine anderen Lieder können, aus unserem bisherigen Gesangbuch den und den euch Allen wohlbekannten Psalm?"

So sangen und beteten die Bauern friedlich

und in Gott vergnügt mit ihrem Pfarrer, und viele gute Seelen aus der Umgegend, denen diese Art der Versammlungen und das, was da gesprochen wurde, besser gefiel, als jene Clubbs, die man an anderen Orten hielt, sammelten sich um Oberlin und seine Steinthaler und fanden da Erquickung und Trost in der Zeit jener großen äußeren und inneren Noth.

22) Die Seelenkäufer.

Seelen hat im wahrsten und engsten Sinne des Wortes nur der erkauft, der uns, wie es in der alten Erläuterung zum zweiten Artikel heißt, „erworben und gewonnen hat von allen Sünden, vom Tode oder von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, theuern Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß wir sein eigen seyen.“ Man braucht aber auch das Wort „Seelen“ bekanntlich in einem anderen Sinne, wo es überhaupt Personen bezeichnet, und selbst die heilige Schrift braucht es öfters so. Es giebt dann Seelenverkäufer, deren furchtbar finsteres Geschäft es ist, Menschen, die sie mit List in ihre Gewalt bekommen, als Sclaven auf Schiffe oder in fremde Welttheile zu verkaufen, und in ähnlichem Sinne Seelenkäufer, worunter zuweilen auch gute und edle waren, die es sich zum segensreichen Geschäft machten, arme Sclaven, besonders junge Neger, zu kaufen, um sie zu unterrichten und ihre Seele für Gott zu

werden. Das war dann wirklich eine Art Seelenkauf in mehr als einem Sinne, denn man gab das Geld nicht bloß aus um den leiblichen Menschen, sondern um seine Seele zu gewinnen.

Auf diese Weise wurde denn auch einmal in Amsterdam, wo es so viele Seelenverkäufer giebt, eine Seele gekauft. Und zwar von sehr armen Leuten, die gar nicht einmal wußten, daß sie Etwas kauften, eine Seele, die gar nicht wußte, daß sie nicht frei—daß sie gebunden und in Sclaverei wäre. Die ganze Summe, womit der Kauf geschahe, mag nicht viel über fünf Holländische Gulden betragen haben, die Seele aber, die gekauft wurde, war die eines kräftigen, hübschen, jungen Hessen, des Jacob Häuser, des Bilderhändlers, den wir in Nr. 6 dieser Mittheilungen kennen lernten.

Dieser Jacob Häuser war damals Stallknecht bei einem General. Er verrichtete wohl in Haus und Stall Alles, was ihm aufgetragen worden, zur Zufriedenheit seines Herrn, denn er war ein handfester, rühriger und gewandter Bursche; außer diesem kannte er aber auf der Welt keine bessere, liebere Unterhaltung als das Kartenspiel, keine größere Lust als den Trunk und andere hiemit unvermeidlich verbundene Laster. Er verglich späterhin selber seinen damaligen Zustand mit dem eines wilden Waldesels, der schreiend und tobend in der Kraft seiner Hüften den Weg durch seine Wüste läuft.

Während Jacob in Amsterdam als Stallknecht diente, pflegte er wöchentlich einmal (ge-

wöhnlich am Sonnabend) seine Wäsche zu einer armen Frau zu bringen, die sie ihm sehr billig und gut besorgte. Wenn er zu diesem armen Weibe kam, fand er öfters bei ihr andere arme Leute, und die kleine Gesellschaft unterhielt sich da mit frommen Gesprächen, mit Gebet und Singen. Zuweilen ließ ihn bei solcher Gelegenheit die sonst sehr pünktliche und rasche Wäscherin, wenn sie mit ihren Gästen mitten im Gespräch oder im Gebet und Singen war, einige Minuten warten, und der übrigens gutmüthige Jacob stellte sich dann an den Ofen und schaute und hörte gähnend oder geduldig-gleichgültig zu, was die da machten und sagten. Einmal, da er auch seine Wäsche bringt, sind die Leute in einem gar angelegentlichen Gespräch vertieft, so daß sie ihn kaum bemerken. Morgen, heißt es, soll Herr Magister Böckler (ein bisheriger Landprediger) in der Stadt zur Wahl für die erledigte Stelle an der Petrikirche predigen. Die armen Leutlein sind ganz außer sich vor Entzücken. Sie versprechen es und geben sich die Hand darauf, daß, wenn Gott die Wahl segnen, und der Stadt jenen ernsten, apostolischen Mann zum Prediger schenken würde, so wollten sie zum Beweis ihres armen, schwachen Dankes, der Eine so viel, der Andere so viel an die Armen geben. Die arme Wäscherin will gar zwei Gulden geben.

Das fällt dem Jacob auf. Denn diese aufopfernde Liebe zu und Freude an dem Herrn bei den armen, gläubigen Christen hat immer für die Ungläubigen Etwas, das ihre Aufmerk-

samkeit erregt und sogar ihre Bewunderung. Der Unglaube, dessen armseliges Wesen keinen Christus, und also keinen Gott kennt, würde schwerlich bloß zu dem Zweck, damit sein Geist unter den Leuten verbreitet werde, das ganze Vermögen, Hab' und Gut, geschweige Gesundheit und Leben aufopfern; der wahre Christenglaube hat es, da wo es galt, den großen Namen zu bekennen und Seelen für sein Reich zu werben, oft gethan und thut es noch. Und diese wunderliche Großmuth hat etwas so Besonderes, daß sie von jeher die Welt stutzen machte. Jacob stutzt auch. Was fällt dem armen Weibe ein, denkt er, zwei Gulden (so viel erspart sie sich bei ihren vielen Kindern kaum in etlichen Monaten) will sie dran geben, wenn Pastor Böckler gewählt wird. Damit muß es doch eine besondere Bewandniß haben. Die Predigt möcht ich auch hören.

Er bezahlt und verrechnet seine Wäsche und geht seines Weges. Am anderen Morgen schickt er sich aber sehr frühe mit seiner Arbeit und ist zur rechten Zeit in der Kirche, wo Pastor Böckler predigt. Es wird gesungen, der Pfarrer tritt auf die Kanzel. Ein Mann mit gar lieben aber ernstem Gesicht. Er predigt vom Zustand des unbekehrten Sünders, der ohne Gott und Christum in der Welt dahin lebt, ein Sclave der Sünde und der Hölle. Der Pfarrer hat noch gar nicht lange gepredigt, da merkt Jacob gleich, daß das Alles auf ihn geht. Keinen Anderen, denkt er, kann der meinen als mich,

und wenn er auch nicht immer auf Jacob hinsieht, so sagt es diesem doch der durchdringende Blick, den er zuweilen auf ihn wirft, daß er es eigentlich sey, dem diese harte Strafpredigt gilt. Der Pfarrer scheint doch auch Alles, Alles zu wissen, was Jacob gethan hat und noch treibt. Dieser hätte sich gerne, schamroth und erschrocken wie er war, aus der Kirche hinausgeschlichen; aber der Schuster, der für den General und für ihn arbeitet, steht nicht weit davon. Dieser Mann scheint es nicht zu merken, auf wen die Predigt geht, denn er sieht immer nur den Pfarrer an, nicht den Jacob, und die Anderen wissen es auch nicht. Gienge er nun plötzlich hinaus, so fiele das auf und alle Leute würden merken, wer vom Pfarrer gemeint sey. Er hält denn die Predigt mit erzwungener Ruhe aus, singt auch noch das Lied beim Ausgang mit. Da er aber erst hinaus ist und sich allein sieht, bricht der gewaltsam verbissene Grimm in seiner ganzen Stärke aus. Wer kann es, denkt er, dem Pfarrer anders gesagt haben, wer du bist und wie du lebst, als dieses Gesindel da bei der Wäscherin und die Wäscherin selber. Wer weiß, woher die das Alles so genau wissen, aber das ist sicher, sie und niemand Anders haben diese Strafpredigt für dich bestellt. Wartet nur, denkt er, ihr Kopfhänger, nächsten Sonnabend, wenn ihr wieder beisammen seyd, will ich euch schon auch einen Schrecken machen und euch die Fenster mit Steinen einwerfen, daß die Steine euch an die Köpfe fliegen sollen.

Aber vom Sonntag bis zum Sonnabend war es noch lange und in dieser Zeit begegnete unserem Jacob noch so viel Neues und Unerwartetes, daß er seinen Grimm gegen die arme Wäscherin ganz darüber vergaß. Er hatte erfahren, was so viele Tausende vor und nach ihm erfuhren: daß in dem Wort Gottes, wo es treu und lauter gepredigt wird, (Predigten anderen Inhalts wirken nur flüchtige Rührungen der feineren Sinnlichkeit) eine Kraft sey, das verborgenste Innere zu enthüllen und zu diesem verborgensten Innern zu sprechen. Denn dieses Wort hat nach Offenb. 19, 12. Augen wie Feuerflammen; Jacob hatte, wie Zachäus auf dem Maulbeerbaume, den Herrn Jesum nur wollen (in Böckler's Predigt) vorüberziehen sehen, der Herr aber hub seine durchdringenden Augen auf, sahe unter dem ganzen versammelten Haufen auf ihn, nur auf ihn, wollte bei ihm einkehren. Und so muß es seyn, wenn die Predigt nicht eine vorübergehende Erscheinung bleiben soll. Wir müssen es an uns erfahren, wie es in dem alten Adventsliede heißt: „Sein Gang ist zu dir gekehret, heiß ihn nur willkommen seyn und bereite dich ihm zu."

An dem „willkommen seyn heißen" fehlte es freilich Anfangs bei unserem Häuser. Er hatte von der Predigt her zuerst nur einen Stachel der Unruhe im Herzen behalten, den er nicht los werden konnte. Der Prediger hat doch recht, denkt er, so bist du verloren. Er kann des Nachts nicht schlafen. Eine Versündigung aus

seiner Kindheit her fällt ihm vorzüglich schwer aufs Herz. Beim Läugnen einer Näscherei, worüber ihn seine Mutter mit Recht im Verdacht hatte, war ihm, aufgereizt durch die Unvorsichtigkeit seiner Mutter selber, ein Schwur entfahren, womit er seine Seele der Hölle verschworen. Für Andere, so denkt er, mag die Rettung möglich seyn, die der Pfarrer zu Ende seiner Predigt andeutete, für dich aber nicht. Du bist ein ganz verlorener Mensch, denn du hast deine Seele dem Satan verlobt. — So wächst die innere Angst einige Tage hindurch immer mehr. Zuletzt wird sie unerträglich; Jacob will sich das Leben nehmen. Da fällt ihm ein, er wolle noch einmal vorher zu der Wäscherin gehen, welche die furchtbare Predigt gegen ihn bestellt hatte, und dieser wenigstens sagen, was diese Predigt in ihm angerichtet und was sie nun für Folgen habe.

Das arme, fromme Weib muß vor Mitleid und Freude weinen, als Jacob ihr sein Leid erzählt. Da kann er sich nicht länger halten, er muß mitweinen und dem Herzen wird dabei zum ersten Male wieder leicht und wohl. Wohl und leicht, wie noch niemals in seinem Leben. Denn die arme Wäscherin überzeugte ihn bald, daß nicht sie, sondern der allwissende, Aller sich erbarmende Gott jene eindringende Predigt auf ihn bestellt hätte, und zwar nicht, daß er verloren gehe, sondern damit er sich bekehre und lebe. Sie spricht ihm von dem Heil, von dem Leben in und aus Christo. Seine bekümmerte

Seele versteht und erfaßt jedes Wort freudig und fruchtbar. Er wird bald ein anderer, neuer Mensch. Die Veränderung ist so auffallend, alle seine früheren, schlechten Gewohnheiten und Lieblingssünden werden von ihm mit solcher Kraft und Treue verläugnet und überwunden, die Versuchungen dazu mit solchem Ernst zurückgewiesen, daß seine Mitbedienten und sein Herr das Urtheil über ihn fällen, er sey melancholisch geworden. Der Herr General hatte aber den Jacob lieb. Er wollte ihn von seiner Melancholie retten. Niemand, so denkt er, hat dem armen, sonst so frischen Burschen den Kopf verrückt, als der (seitdem wirklich zum Pfarrer gewählte) Schwärmer Böckler, zu dem er alle Sonntage in die Kirche läuft. — Daher muß denn von nun an in der Stunde, wo Böckler predigt, Jacob die Pferde satteln und mit dem Herrn General ausreiten. Das thut dem armen Jacob innig weh, daß er sogar in der gesegneten, heiligen Zeit des Advents und Weihnachtsfestes seinen lieben Böckler nicht hören kann. Doch schweigt er noch. Aber am Neujahrsmorgen, da er, so wie die anderen Bedienten, dem Herrn General seine Glückwünsche sagt, sieht er diesem ernst ins Auge und fragt ihn, „ob er sich getraue, bei Gott es zu verantworten, wenn er auch im neuen Jahre, so wie bisher, seiner armen Seele die nöthige Nahrung entziehe und sie dadurch vielleicht ins ewige Verderben brächte. Ob er nicht wisse, was die heilige Schrift Gottes denen drohe, welche Men-

schenseelen in Gefahr bringen, und was sie von ihnen sage?" — So etwas, eine Strafpredigt von einem Bedienten, war dem General noch niemals vorgekommen. Alle frühere Zuneigung ist vergessen. Zornig heißt er den unverschämten Menschen schweigen und sogleich aus seinem Haus und Dienst gehen. Einen Verrückten wolle er nicht um sich leiden. Und so war denn unser Jacob auf einmal außer Brod und Dienst, aber voll Vertrauen: der werde ja wohl für ihn sorgen, um dessentwillen er so still und willig allen Spott, alle Verachtung seiner Mitknechte und seines Herrn ertragen hatte.

23) Das Kälberbrüten.

Es war die Rede von einem Gelehrten, welcher auf des Pfarrer Ballenstädt Weise den Menschen und alle lebendige Wesen, ohne ein Wunder der Schöpfung, ohne einen Gott Jehovah, der das Urbild des Menschenbildes ist, aus der bloßen natürlichen Gährung eines Urschlammes der Erde, durch electrische, hin- und herwirkende Kräfte bewegt, hervorgehen und anfänglich entstehen lassen wollte. Einer der Anwesenden sagte: diese Art von Genesis sey bei den neueren Völkern zuerst unter den Franzosen entstanden und in Aufnahme gekommen. Ein Anderer aber sagte hierauf: dem sey nicht so, diese Quarkphilosophie sey viel früher bei den Deutschen bekannt gewesen, und zwar erzähle schon Hans Sachs von einem solchen Philo-

sophen, der mitten in Deutschland, in der Nähe von Nürnberg gelebt habe. Die Anderen verlangten zu wissen, wer dieß gewesen sey? Jener antwortete: „Das sey der Bauer Michel in Poppenreuth gewesen, der, da das Kalb durch seine Schuld in den Brunnen gefallen und ersoffen war, um den Keifreden seiner Frau zu entgehen, andere Kälber herbeizuschaffen beschloß, und zu dem Ende sich ein Nest von Stroh auf dem Oberboden baute, in welches er Kuhkäse legte, dann sich darauf setzte und brütete, in der Meinung, aus dem bebrüteten Quark würden schon seiner Zeit lebendige Kälber kommen. Da der Nachbar am Abend ihn vom Neste hinwegriß, regten sich auch allerdings Maden im Käse, welche Michel für die ersten Keime der künftigen Kälber hielt."

Das sichtbar Lebendige geht, wie die Handlungen und Bewegungen eines Menschen, aus einer oberen Welt des Lebens hervor, welche gleich den inneren Gedanken und Vorsätzen der Seele, immer vorhanden, aber unsichtbar und unerkennbar für unsere Sinne ist, bis sie zum leiblichen Leben wird. Das Küchlein im Ei wird beim Bebrüten nach dem unsichtbaren und unwägbaren Bilde gestaltet, was seit der Befruchtung da hinein gelegt worden. Ohne dieses schon vollendete Leben, das dem Ei die eigentlichen gestaltenden Kräfte gab, würde die Wärme nur Fäulniß in seiner Masse wirken. So ist auch der Mensch nach dem unsichtbaren Bilde Gottes geschaffen, und ohne ein schon vor-

handenes, vollkommenes, göttliches Urbild wäre nie ein solches Ebenbild entstanden.

24) Der eigensinnige Handelsmann.

Für einen solchen wurde einmal unser in Nr. 6 und 22 erwähnte Bilderhändler, der Jacob Häuser aus Hessen, gehalten, da er in Cassel auf der Messe war. Und doch war das, was alle Leute für einen ganz nach Willen leicht aufzugebenden Eigensinn hielten, ein felsenfester Glaubenssinn, der unter Gebet und inneren Stürmen so festgewurzelt war.

Nachdem unser Häuser den Dienst im Hause des Generals und hiemit sein Brod verloren, fieng er auf den Rath seiner christlichen Freunde einen kleinen Handel an, besonders mit Brabanterspitzen. Auf diesen Handel legte Gott einen solchen Segen, daß Häuser gut davon zu leben hatte und immer mehr neue Waare für den Erlös der alten kaufen und absetzen konnte.

Einmal, als er auch von seiner Handelsreise nach Hause geht, alle Waaren abgesetzt hat und dafür das baare Geld bei sich trägt, womit er die Kaufleute, deren Spitzen das waren, zu bezahlen und noch viel übrig zu behalten hofft, wird ihm bei Nacht sein Wanderbündel sammt dem Gelde gestohlen. Jetzt ist er übler dran, als da er den Dienst bei dem General verlor. Denn damals war er zwar auch ohne Brod, hatte aber dabei auch keine Schulden; jetzt ist er auch brodlos, aber zugleich voller Schulden.

Traurig zieht er in dem großen Amsterdam ein. Dennoch wagt er es, er geht in seine alte Wohnung, im Hause des reichen Kaufmanns, der sein Hauptcreditor ist, weil aus seinem Waarenlager die meisten Spitzen für seine letzte Handelsreise genommen waren. Da will er ruhig einige Tage warten. Bietet der Kaufmann ihm von selber, ohne darum gebeten zu seyn, neue Waaren an, so ist es Gottes Wille, daß er sein Geschäft forttreibt wie bisher; wo nicht, so will er sich als Krankenwärter auf ein Holländisches Schiff verdingen, um im Dienste des Nächsten sein eigenes, ehrliches Brod zu essen.

Nach einigen Tagen redet der Kaufmann ihn an, fragt ihn, warum er nicht schon, wie er das früher gethan, gekommen sey, und sich neue Waare ausgesucht habe? Jacob klagt ihm nun seine Noth: erzählt ihm, daß sein kleines, mühsam erworbenes Vermögen ihm gestohlen und daß er jetzt sogar außer Stand sey, seine Schuld zu zahlen, geschweige einen neuen Handel anzufangen, denn er könne keinen Bürgen noch sonst eine äußere Sicherheit stellen.

„Wenn es nur das ist,“ sagt der Kaufmann, „so ist mir Euere Ehrlichkeit Bürge und Sicherheit genug. Kommt nur getrost und wählt Euch Waaren aus, so viel Ihr wollt.“ Jacob kam denn und nahm sich von Neuem Spitzen. Andere Kaufleute, welche den Unfall des ehrlichen Mannes vernommen hatten, machten ihm dasselbe Anerbieten und drangen ihm die besten, ausgesuchtesten Waaren, wie er sie sich nur aus-

wählen wollte, fast auf. Noch niemals hatte er so viel, so schöne Güter beisammen gehabt. Die sind es wohl werth, daß er, nach dem Rathe eines Freundes, sich damit auf die Messe nach Cassel begiebt. Freilich sind die Kosten der Reise dahin größer, dagegen auch die Preise der Waaren, auch wenn man sie verhältnißmäßig aufs Billigste setzt, viel höher.

Er reist ab. Auf der Reise fällt es ihm wie eine Felsenlast aufs Herz: „Du hast bisher bei deinen Preisen immer eine etwas höhere Summe angesetzt, als die war, für welche du die Waaren lassen konntest und auch wirklich ließest, wenn Leute da waren, die das Handeln verstunden. Manche haben aber doch nicht gehandelt und den geforderten Preis bezahlt. War das auch recht von dir, daß du die Forderung machtest und eine solche Bezahlung nahmst? Ein Christ soll nicht lügen noch betrügen, das war aber beides. Wohlan, mein Gott, vor deinem heiligen Angesicht gelobe ichs, es soll nicht mehr geschehen, gieb du mir Kraft, meinem Vorsatz treu zu bleiben.“

Er kommt nach Cassel. Das Logis so theuer, das Essen auch. Doch der Absatz solcher Waaren soll ja hier sonst so groß seyn. Er bezieht die gemiethete Bude. Gleich am ersten Tage kommen viele Leute, die seine Waare besehen, nach dem Preise fragen und dann handeln wollen. Da er aber erklärt, das sey wirklich der äußerste Preiß, um welchen er die Spitzen lassen

könnte*), und habe keinen Heller vorgeschlagen, mag Niemand mit diesem eigensinnigen Menschen Etwas zu thun haben, sie wenden ihm den Rücken und er verkauft an diesem Tage auch nicht eine Elle.

Abends, im Wirthshaus, kann er vor Traurigkeit nicht essen. „Das ist also," denkt er, „der Lohn christlicher Treue und christlichen Ernstes in der Welt: Spott und Noth, ja Hungertod. So ist dir's doch nicht gegangen, da du noch, wie man sagt, bei der Welt warst. Gott will ja nicht, daß wir verhungern, sondern essen und leben wie jede Creatur; dein Weg ist am Ende doch ein verkehrter, weil dir's dabei so schlimm geht." — „Ein verkehrter?" sagt die bessere Stimme, „ein verkehrter Weg kann das nicht seyn, der so ganz mit Gottes Wort und Gebot übereinstimmt. Sey getrost mein Herz, Gott, vor dessen Angesicht du so gerne wandeln möchtest; Gott, dessen Geist dir im ernstesten Gebet den Vorsatz selber in's Herz gab, wahr zu seyn, wie er will, daß wir es seyn sollen, kann helfen und wird helfen." — Er schläft ruhig und erwacht getrosten Muthes.

Aber es geht an den beiden folgenden Tagen wieder eben so. Abends, wenn die anderen in seinem Wirthshaus wohnenden Kaufleute fröhlich sind, essen und trinken und zählen das eingenommene Geld, hat der arme Jacob auch nicht einen

---

*) Der Leser muß bedenken, daß die Waare nicht Jacob's Eigenthum war, daß er sie noch zu bezahlen hatte.

Heller gelöst, er ißt sein Stückchen trocken Brod heimlich, — mit Seufzen.

Noch ist Hoffnung auf eine Käuferin, die gewöhnlich nicht handelt, die Jacob's schöne Waare und Billigkeit wohl anerkennen wird. Sie war bisher noch nicht auf dem Markt. Endlich, am vierten Tage, kommt die Frau Landgräfin wirklich und kommt unter allen Spitzenbuden zuerst an Jacob's. Diesem klopft das Herz hoch auf vor Freude und Erwartung, da die Frau Landgräfin jetzt eine Menge Spitzen aussucht und zur Seite legt. Sie fragt nach ihrer Rechnung, will ein Mäßiges abhandeln. Jacob erklärt traurig, er habe schon das äußerste Gebot gethan, keinen Heller könne er davon zurückgehen. Die Frau Landgräfin, welcher dieses Benehmen neu war, geht schweigend hinweg, ohne nur ein einziges Stück zu nehmen.

In diesem Augenblick, da die Noth auf's Höchste gestiegen, ist auch Gottes Kraft und Gnade am Mächtigsten in ihm. „Wohl," denkt er, „ich ergebe mich ganz in deinen Willen, du getreuer Gott. Ich weiß jetzt keine Hülfe mehr; mit meinem Handel ist es aus. Nun sorge Du nach deinem Rath und auf deine Weise." Da wird das Herz so ruhig und fröhlich, wie es in diesen ganzen Tagen nicht gewesen. Er weiß es, Gott wird sorgen und helfen.

Die Frau Landgräfin hatte sich indeß auch bei den anderen Spitzenhändlern umgesehen. Die Waare, die sie da fand, war viel schlechter, die Preise unverschämt viel höher gestellt als bei

Jacob. Sie, als Kennerin, bemerkt dieß gegen ihre Damen und beschließt, zur ersten Bude zurückzukehren. Hier kauft sie denn nun mehr noch, als sie erst gewollt hatte und lobt gegen ihre Damen das Benehmen des ehrlichen Mannes, der wirklich nichts vorschlage; nennt das löblich. Alle Damen des Hofes und der Stadt wollen nun auch bei Jacob kaufen. Am Abend hat er auch nicht eine Viertelelle mehr. Alles ist verkauft.

„Konnte ich", erzählt er, „an den ersten drei Abenden der Messe vor Kummer und Sorge nicht essen, so konnte ich nun vor Freude nicht essen. Meine Seele war voll Lobes und Dankes gegen Gott."

Ja, der Treue und Wahrhaftige lohnt jede Treue, sey sie im Geringsten oder Größesten geübt.

25) Die Controversprediger.

Ein gewisser junger Reisender aus dem nördlichen Deutschland kam zu dem alten Schöner in Nürnberg und fragte ihn, ob er nicht zuweilen auch Controverspredigten hielte, die ihm, bei der jetzigen großen Hinneigung zum Katholicismus, so an der Zeit schienen und besonders im südlichen Deutschland, wo Alles so voller Katholiken sey? *** in ** halte sehr oft solche Predigten, obgleich er in einem Protestantischen Lande lebe. Der alte Schöner lächelte und sagte, er habe nie eine Controverspredigt gehalten, werde auch nie eine halten, weil er aus Erfahrung wisse, daß eine solche niemals Erbauung stifte. Die Aecker

und Felder, so wie die Städte, würden in Friedenszeiten, im Wohlstand angebaut; die Kriegesnoth baue nicht an, sondern reiße nur nieder und zerstöre. Nun habe es allerdings Kriege gegeben, die um Heerd und Vaterland geführt worden wären, und da wäre das Streiten nothwendig gewesen. Die späteren Kriege wären oft aus Ehrgeiz und um der Handelsvortheile willen, aus Eigennutz entstanden, und an diesen könne man mit gutem Gewissen nicht Theil nehmen. Vielmehr fände man in der Welt, wie im Reiche Gottes nicht selten, daß die Bürgerssöhne, welche nicht arbeiten wollten, welche sich in die Heilsordnung des Staates Gottes: Buße von ganzem Herzen, Demüthigung vor Gott, Heiligung des Herzens durch Christum, nicht fügen mochten, sich freiwillig dem Soldatenstande — zu Controverspredigern hergäben. Er habe nie in einer Gemeinde, wo solche Prediger stünden, ächte haltbare Früchte der Bekehrung zu Gott gesehen. „Uebrigens," fügte er hinzu, „mag es nothwendig seyn, daß jeder Staat seine Soldaten habe. Wir hier im Reiche loben uns aber noch den Stand der Reichsbürger, darin es unter beiden Confessionen, Gott lob! noch Viele giebt der stillen Reichsbürger, die das Wort des Herrn aussäen und seine Strahlen, seinen Thau auf die Saat fallen lassen, Bürger, die einander friedlich tragen und lieben im Namen dessen, der sie Alle liebt."

26) Ein geflügeltes Wort an einen Separatisten.

Homer nennt öfters die Worte geflügelt. Und in der That, wenn man bemerkt, wie so oft das Wort mit Sturmesschnelle der langsam hinter ihm bleibenden That vorauseilt, wie ein einziges Wort, gleich einem gefiederten Pfeile, das Herz treffend, da ein lang fortwährendes, entweder wohlthätig erleuchtendes und wärmendes, oder allverheerendes Feuer entzündet, so findet man den Vergleich der Worte mit der gefiederten Welt der Vögel sehr passend; denn wie sich diese verhält zu nicht fliegenden, lebendigen Wesen; so verhält sich das Wort zu den anderen äußerlichen Handlungen des Menschen.

Das Wort aber, das hier an einen Separatisten ergieng, war noch in anderem Sinne geflügelt und gefiedert, und überhaupt gehörte es, so wie ein neuerer Schriftsteller die sichtbaren Geschöpfe nennt, unter die in Zeichensprache übersetzten Worte der Wahrheit.

Der Separatist war kein Anderer, als unser Hesse und Bilderhändler, der mehrmalen erwähnte Jacob Häuser. Einst auf einer seiner Handelsreisen, ist er an einem Sonntagmorgen in einem Dorfe, dessen Prediger er aus Erfahrung als einen Meister Strohfeuer kannte. Es war ein solcher, der selbst an Weihnachten und Ostern, statt der Worte voll Kraft des ewigen Lebens, welche eine bloße, einfache Betrachtung der großen Festbegebenheit in den Mund legt: „von

den in diesem Jahre hingeschiedenen lieben Verwandten, die sich so auf das Weihnachtsfest gefreuet und es nun doch nicht mit erlebt hätten," oder: „von den Gründen für die Unsterblichkeit der Seele," wie man sie in manchem modernen Roman oder Schulmeister-Catechismus findet, oder: „von den Freuden des Winters, des Frühlings" und an Pfingsten: „von den Freuden des Sommers" redete, wobei die Bauern theils schliefen, theils auch, besonders die Frauen, wenn der Pfarrer so gar rührend von „ihren Todten" (Matth. 8, 22.) sprach, weinten. „Da gehest du einmal nicht hinein," denkt er; „daß es im Sommer gewöhnlich wärmer ist als im Winter, daß der Schnee schön weiß und glatt das Eis, daß der Mist stinkt und doch düngt, hast du schon zu Hause in Hessen gewußt. Lieber bleibst du da vor der Wirthshausthür in der freien Luft."

Indeß singt man in der Kirche das: „Komm heiliger Geist" und schon den ersten Vers von: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr." „Wärst du doch," denkt Jacob voll Sehnsucht, „in Vellahn bei deinem lieben Pfarrer Koch, oder sonst in einer Kirche, wo du ein christliches Wort hören und dich mit einer Gemeinde erbauen könntest." Während er, so denkend, da auf dem Steinpflaster, so weit dieß trocken war, (es hatte in der Nacht geregnet) auf und niedergeht, kommt auch eine Henne neben ihm hergegangen. Diese geht aber nicht bloß mit ihm auf dem Steinpflaster, so weit dieß trocken ist, sondern

P 2

über dasselbe hinaus, geradezu in den Schmutz hinein und da scharrt sie, bückt sich und frißt auch von Zeit zu Zeit Etwas. Der Bilderhändler sieht ihr aus langer Weile zu. „Frißt denn," denkt er, „das dumme Thier da Koth, oder was thut es sonst im Schmutze?" Er sieht genauer hin und bemerkt, daß die Henne immer von Zeit zu Zeit im Schmutze ein Waizenkörnlein findet, das sie dann begierig frißt. „Blinder Hesse," denkt er, und du siehest nicht und bedenkst nicht, daß in dem Schutt und wäßrigem Zeuge, das der Prediger da drüben vorbringt, auch Waizenkörnlein seyn können, die du deiner armen, hungernden Seele durch dein Wegbleiben entziehest?" Das geflügelte Wort trifft ihn. In einigen Minuten ist er in der Kirche und singt noch mit der Gemeinde aus Herzensgrund: „Nimm an die Bitt von unserer Noth, erbarm dich unser Aller." Er könne sich, so erzählte er später, nicht erinnern, daß er sich jemals in einem Gottesdienst mehr und inniger erbaut habe, als in diesem. Seine ganze Seele war voll Andacht und Gebet. Was er Unpassendes in der Predigt hörte, das störte ihn nicht im Gebet, denn Gott segnete den frommen Wunsch und Vorsatz, mit welchem er in die Kirche gegangen war. Aber er fand auch, wenigstens doch in den alten Liedern und Kirchengebeten, die man damals noch brauchte, Gottes Kraft und Stärkung, und selbst in der Predigt einzelne nahrhafte Waizenkörnlein, die er nur vorhin, da er noch ein „blinder Hesse" gewesen, nicht bemerkt hatte.

Unser Jacob Häuser pflegte später, bei vielen Gelegenheiten, wo er mit Separatisten des ersten Grades, d. h. mit solchen, die sich zwar nicht von ihrer Kirche und Confession „als einem Babel“ lossagten, doch aber den öffentlichen Gottesdienst versäumten, weil der Prediger ihnen nicht anständig war, von diesem geflügelten Wort einen guten Gebrauch zu machen. „Gott,“ sagte er, „siehet das Herz an, nicht die hörenden Ohren.“ Gehe ich mit dem Gedanken hinein: „Lieber Gott, du kennst mein Sehnen. Von dir kommt ja alle Kraft zum Guten, aller Segen im Leiblichen und Geistigen. Ich gehe da hinein in dein Haus, wie du es verordnet hast, um mit deiner Gemeinde anzubeten und dich zu loben. Gieb mir Kräfte des ewigen Lebens in mein Herz und laß mich einen Segen mit hinaus nehmen.“ „Wenn ich,“ sagte er, „mit solchen Gedanken hineingehe ins Haus des Herrn, so mag der Prediger seyn, wie er wolle, er stört mein Herz nicht in seinem Seufzen zu dem lebendigen Gott, nicht in seiner Liebe und seinem Gebet für die arme Christengemeinde, in deren Mitte ich da, nach Gottes Willen bin.“

27) Das letzte Wort.

Ein vornehmer Herr, welcher mit dem sel. Pfarrer Schöner in Nürnberg in einer Gesellschaft zusammentraf, erzählte dem Pfarrer, daß er selber, wenn er Zeit hätte, auch zuweilen

in seine Predigten käme. An diesen sey ihm aber Eines besonders auffallend, daß nämlich diese Predigten so viele Jahre hin immer nur einen Hauptinhalt hätten, immer und in jeder spräche er von der Sündhaftigkeit und dem natürlichen Elend des Menschen und von der Erlösung durch Christum. Da die Evangelien und Episteln so schönen Stoff zur Abwechselung und so mannichfaltige Themata an die Hand gäben, wundere er sich oft im Stillen, wie ers doch anfange, daß er in jeder Predigt, und wäre es auch nur erst am Schluß, auf diesen seinen Lieblingsgegenstand hingerathen könne, und wie es ihm gelingen könne, das immer, auch wo man es kaum vermuthet hätte, anzuknüpfen.

Hierauf antwortete Schöner: „Er erinnere sich einmal von einem Pfarrer gelesen zu haben, welcher auch in jeder Predigt, deren er viele hielt, den Weg des Lebens, das den Sündern in Christo dargebotene Heil verkündete und vor dem Wege des Todes und der Hölle warnte. „„Denn,““ sagte jener Pfarrer, „„diese Predigt könnte die letzte seyn, die entweder ich halte, oder der eine und der andere, vielleicht seinem Abscheiden nahe Mensch aus meiner Gemeinde hörte. Da will ich denn nicht die letzte Gelegenheit versäumen, den Sünder zur Buße zu wecken und auf Jesum Christum hinzuweisen, damit nicht eine der mir von Gott befohlenen Seelen mich dereinst vor seinem Richterstuhle verklagen und sagen könnte, ich war einst, ich war das letzte Mal in deiner Predigt,

mit der stillen Frage in meinem Herzen: was soll ich thun, daß ich selig werde? Aber du hast mir diese Frage nicht beantwortet.““ „Diese Worte,“ fuhr der alte Schöner fort, „habe ich mir zu Herzen genommen und thue auch nach ihnen: ich knüpfe nicht, wie Sie sagten, an jede meiner Predigten den Grundstein des Christenglaubens nur gelegentlich an, sondern auf ihm sind alle meine Ermahnungen und Belehrungen an die Gemeinde gegründet und auferbauet. Man sagt von manchen Menschen, die immer Recht haben wollen: sie müßten immer das letzte Wort behalten. Ich aber will wenigstens thun, was in meinen Kräften steht, um zu bewirken, daß der, welcher allein Recht hat, während alle Menschen Lügner sind, noch das letzte Wort an das Herz und Ohr des sterbenden Sünders behalte. Denn man darf nur ans Sterbebette gehen, da wird man lernen, was am Ende der letzte Stachel und der letzte Trost sey.“

Der vornehme Herr schwieg nachdenkend und wurde seitdem öfter und viel aufmerksamer in Schöner's Predigten gesehen.

28) „Seyd unverzagt, ihr habet Die Hülfe vor der Thür.“

Die Wahrheit dieser Stelle eines alten Adventsliedes von Paul Gerhard erfuhr einmal der öfter erwähnte Jacob Häuser im engsten Sinne der Worte, da er in einer nahen Todes-

gefahr war. Dem Anscheine nach gehört zwar diese Geschichte nicht zu den wichtigsten Zügen aus der innern Lebensführung unseres alten Hessen, wirklich aber ward sie ihm für sein ganzes Leben ein unvergeßlicher, felsenfester Beweis der Wahrheit: daß Gott in Christo immer bei den Seinen sey, bis an der Welt Ende, daß er sie, wie hülflose Kinder, auf seinen unsichtbaren Vaterarmen trägt, daß er alle Worte ihres Gebetes zu ihm höre, und daß dann nicht selten die unsichtbare Hand, welche das Kind hält, aus der Verborgenheit hervorlange, und recht sichtlich in die Gegenwart eingreife. Häuser hatte seit jener Nacht ein viel lebendigeres Gefühl von der Gegenwart und Nähe Gottes, ein Gefühl, das auch seinem Gebete zu Gott von nun an noch mehr Kraft, Beugung und Ehrfurcht, und doch auch zugleich kindliches Zutrauen gab. Dem Leser kann diese Geschichte wenigstens dadurch lehrreich werden, daß sie ihm zeigt, was auch in äußerer Noth am Meisten unverzagt mache und Heldenmuth gebe.

Häuser kam auf einer seiner Handelsreisen spät Abends in ein Wirthshaus, das mitten im waldigen Gebirge (vermuthlich dem Spessart) lag. Es war damals, bei eben beendigtem Kriege, fast allgemein sehr unsicher auf den Landstraßen, am Meisten aber gerade in jener Gegend, welche ein Sammelplatz von verdächtigem Gesindel und Räuberbanden war. Häuser reiste in Gesellschaft von noch zwei anderen Männern, und so zu dreien, am Meisten aber im Vertrauen auf

Gottes Schutz und Beistand, wollten sie es doch lieber wagen, die Nacht in diesem freilich sehr unheimlich gelegenen Hause zuzubringen, als bei spätem Abende dem kalten Herbstregen mitten im wüsten Walde entgegen gehen. Ohnehin hatte sie der schlechte Weg so aufgehalten und ermüdet, daß die Füße nicht mehr weiter wollten.

Gleich beim Hineintreten in das Haus bemerkten unsere drei Reisenden, daß sie hier alle Ursache hätten, Schlimmes zu befürchten, und deßhalb sehr auf ihrer Hut zu seyn. Wo in einem Hause überall aus jeder Ecke und Stelle des Zimmers, so wie aus dem Anzuge, dem zerzausten Haar und schmutzigen Gesicht der Bewohner solche wüste Unordnung, solche Unsauberkeit hervorblickt, da können diese Bewohner keine Christen seyn; denn das Christenthum veredelt auch den äußerlichen Menschen, gibt ihm jenen wahren Schönheitssinn, welcher nicht bloß an der Reinlichkeit des, wenn auch noch so dürftig bekleideten Leibes, sondern auch an der Sauberkeit und Ordnung der Wohnung und nächsten Umgebung es bemerkbar macht, daß hier ein Tempel Gottes sey. Wenn aber nun vollends gar aus jeder Miene mürrisches, gehässiges Wesen sichtbar wird, wenn fast jedes Wort, das der Mann zur Frau, diese zum Manne oder zu den Mägden sagt, von einer beleidigenden Härte zeugt und mit Flüchen und Scheltreden untermischt ist, da erkennt der eintretende Christ bald, daß hier nicht bloß keine Wohnstätte des Geistes Gottes,

sondern vielmehr eine Wohnung des Geistes sey, welcher ein Mörder von Anfang genannt wird.

Und so war es da in diesem Wirthshause, worin Häuser und seine beiden Gefährten die Nacht zubringen wollten. Mürrisch und mit der widerwärtigsten Grobheit bringt man ihnen in halbzerschlagenem, ungesäubertem Gefäß das verlangte Getränk und etwas Brod, weist ihnen einen Sitz, am schmutzigen Tische, in der Nähe der zerbrochenen Fenster an, auf Stühlen, in ihrer Form so geartet, als hätten sie ehedem zu dem Hausgeräthe eines Wohlhabenden gehört, jetzt aber so zerrissen und zerstört, als wollten sie an blutige Schlägereien erinnern, welche öfters, in ihrer Wuth, auch der leblosen Geräthe nicht verschonen.

Die müden Fußgänger begehren, daß man ihnen ein Schlafzimmer anweise. Man führt sie in eine Dachkammer, so verfallen, so unreinlich, als sey sie nicht zum Aufenthalt für lebende Menschen bestimmt. Da liegt Stroh, auf das mögen die Reisenden sich legen. Jetzt, da die drei allein sind, theilt Häuser den beiden Gefährten alle seine Besorgnisse mit, und befestiget mit ihrer Hülfe, so gut es gehen will, von innen die schlecht verwahrte Thüre. Die beiden Gefährten meinen, hinter einer so fest verrammelten Thüre sey jetzt Sicherheit genug, legen sich ruhig auf das Lager von Stroh, und schlafen, müde wie sie sind, fast augenblicklich ein. Jacob Häuser aber wendet Angesicht und Herz aus der Dunkelheit und Unsicherheit der Nacht

zu dem, in welchem keine Finsterniß ist, zu Israels Schutz und Trost. Um seine Bewahrung und Hülfe, um seine gnadenreiche Aufsicht in dieser Nacht bittet er inbrünstig, unter seinem Schirm legt er sich endlich zu seinen beiden Gefährten auf's Strohlager. Aber er kann nicht einschlafen, und jede Neigung zum Schlafe vergeht ihm vollends, da er um Mitternacht das Getümmel von neuankommenden Gästen hört, deren wüstes Geschrei und Toben beim Zechen des Branntweins gar bald verräth, daß sie keine Reisenden sind, welche die Nacht zur Ruhe gebrauchen, sondern Menschen, deren Thun und Treiben mit der Finsterniß befreundet ist, welche daher erst bei Nacht das Lager verlassen, wenn Andere es suchen. Es kommen immer Mehrere, das Toben wird immer wilder. Da steht Jacob, dem jetzt die Ueberzeugung immer fester wird, das sey keine eingebildete, sondern wirkliche Gefahr, vom Lager wieder auf, und knieet neben demselben hin. „Soll ich hier," so betet er, „von Mörderhänden sterben, so geschehe dein Wille. Ich habe alle Schmerzen des Leibes mit meinen Sünden verdient. Sey und bleibe du mir nur ein gändiger Gott, und nimm meine Seele mit Erbarmen an." Nachdem er sich so mit Leib und Seele ganz in Gottes Willen ergeben, sich in Gottes treue Hand gelegt und nun auf Alles gefaßt ist, wird, so erzählt er von sich selber, „sein Muth wie der Muth eines jungen Löwen." Hier sind noch andere Leute zu retten außer dir, denkt er. „Auf, ihr

Männer!" so ruft er seinen Reisegefährten zu, „es ist jetzt nicht Zeit zu schlafen, sondern zu wachen, die Angst und Gefahr sind da." Die Beiden fahren auf, und erkennen bald, daß die Gefahr wirklich da sey. Aus dem unteren Zimmer und der Hausflur kommt die wüste Schaar zur Treppe herauf und gerade auf ihre Kammer zu. Der Wirth, den die rohe Stimme und Rede kenntlich machten, will die Thüre aufreißen, findet sie aber von innen verrammelt. Mit furchtbarem Drohen und Fluchen verlangt er, man solle aufthun; Häuser mit fester, männlicher Stimme antwortet: Für diese Nacht gehöret das Zimmer ihm und seinen Gefährten, sie würden nicht eher aufthun, als am Morgen. Da verdoppeln die von außen ihre Anstrengungen, die Thüre aufzureißen, den dreien aber stärkt Gott die Kräfte, daß sie alle jene Mühe vereiteln. Endlich bricht der Wirth in unbändige Wuth aus, er schreit, man solle die Holzaxt bringen, da wolle er mit diesen armseligen Kerlen bald fertig seyn. Nun ist Menschenhülfe aus, denn schon hört man die Füße dessen, der die Axt bringt, auf der Treppe. Jacob betet noch einmal seinen Gefährten das Gebet des Glaubens und des Heldenmuthes, der nichts mehr will, als was Gott will, vor, das Gebet der gänzlichen, freudigen Ergebung in den Willen des Herrn, wobei das Menschliche im Menschen ganz zurücktritt, und das Göttliche, wunderbar und allmächtig, tritt statt seiner hervor: eine Hülfe in der Noth.

Und diese Hülfe war schon vor der Thür. Die hellen Töne eines Posthorns und das Klatschen der Peitsche kündigen eine Extrapost an, welche sich von der Hauptstraße verirrt hat, und den von dem schlechten Wege ermüdeten Pferden hier einige Stunden Ruhe verschaffen will. Ein böses Gewissen ist leicht erschreckt. Der mit dem Beile kehrte schnell auf halber Treppe um, der laut tobende Wirth verstummt, spricht einige halblaute Worte zu seinen Gesellen, und geht dann auch hinunter; das wilde Gesindel schleicht sich nach einiger Zeit dem Wirthe nach, zur Treppe hinab und zur Hinterthür hinaus. Die drei geängsteten Männer waren durch die Ankunft der wohlbewaffneten Fremden gerettet, und eilten mit Tagesgrauen, Herz und Mund voll Lob und Dankgebete, zu dem verdächtigen Hause und Walde hinaus.

Nichts Anderes, dieß lehrt euch diese kleine Erzählung, gibt dem Gebete eine solche Gotteskraft, dem Glauben ein solches wahrhaftes Leben, solche Zuversicht und Gewißheit, als das eine, von ganzem Herzen ausgesprochene Wort: „Herr nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Erst in dem Augenblick, wo wir, mitten im Ofen der Trübsal, mit solcher Gesinnung der innigen Ergebung in Gottes Willen beten, betet nicht mehr das schwache Fleisch, das ja überall sonst mitwirkt, sondern der Geist aus uns; die Schlacken sind verbrannt, der Schmelzer hat seine Absicht mit uns erreicht und nimmt jetzt das geläuterte Metall aus dem Feuer heraus: die Stunde der Hülfe und

Erhörung sind da. Denn wie könnte ein Gebet, das nicht mehr der Mensch, sondern der Geist der Gnade selber betet, ohne Erhörung bleiben? Und diese Sicherheit des Glaubensgrundes, auf welchem sie dann steht, fühlt auch die Menschenseele gar wohl. Darum bekam auch unser Jacob Häuser von dem Augenblicke an, wo er beten konnte: „So geschehe dein Wille,“ Muth „wie ein junger Löwe.“

29) „Es geh' mir wie Gott will.“

Der Schreiber dieser kleinen Mittheilungen führt dießmal seine Leser in die arme, enge Wohnung des Substituten eines Pfarrers, bei dem sich wohl gut und gern auch hätte Knecht seyn lassen. Denn wer den alten, damals achtzigjährigen Pfarrer, Gotthilf Werner genannt, nur öfter beten hörte mit den Seinen, und wer den Frieden seines Hauses nur einmal recht erfuhr, der nahm wohl aus diesem Pfarrhause einen Segen mit sich, der eines eben so langjährigen Dienstes werth war, als der Dienst um die geliebte Rahel.

Der alte Pfarrer war zwar in vielen leiblichen wie geistlichen Schmerzen, zugleich und vor Allem aber auch im Dienste seines Herrn, welcher Jesus, ein Herr aller Herren heißt und ewig so heißen wird, grau geworden. Seine leiblichen Schmerzen waren so groß, daß er, als sie ihn einst auf der Kanzel überfielen, und er dennoch in Gottes Namen fortpredigte, im

eigentlichen Sinne blutigen Schweiß schwitzte; von vierzehn Kindern, welche sein treues Weib ihm gebar, waren schon die meisten, und zwar im reiferen Alter, gestorben. Da starb auch der Stolz, die Freude des ganzen Hauses, Gabriel Werner, ein Jüngling, der durch seine tiefgründende Gelehrsamkeit (besonders in den Orientalischen Sprachen) die Achtung der Gelehrtesten, durch seine Gottergebenheit und Demuth die Liebe der Ungelehrtesten gewonnen hatte, der aber, wie er dieß bis zum letzten Hauch bezeugte, nichts für wahren Gewinn achtete, als die Gnade seines Herrn Jesu Christi. Gabriel Werner war seit etlichen Monaten Substitut bei dem Vater gewesen, nun war der alte, kranke Mann wieder allein. Dennoch sagte er, da der Sohn starb, wie bei dem Tode der anderen, hoffnungsvollen Kinder, nur die Worte, mit entblößtem Haupte und gefaltenen Händen laut: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobt." Die anderen Worte seines Schmerzes betete er mit heiterem Angesicht und Auge im Stillen, daß nur Gott sie hörte.

Damals, nach dem Tode des Gabriel Werner, entschloß sich der Schwiegersohn des alten Pfarrers, die Substitutenstelle beim Vater zu übernehmen, obgleich ihm eben jetzt, nach langem Harren auf einer kleinen armen Diaconats- und Schulgehülfenstelle, eine sehr einträgliche Pfarrei angetragen worden. Der Mensch thut, wenn Gottes Geist ihn regt, leicht und

gern, was der gute Geist von ihm fordert; aber wenn er nun die That angetreten, da wird sie so schwer, so sauer, daß, stünde der nicht bei, der das anfängliche gute Wollen gegeben, der Lastträger seine Bürde gar bald wieder abwerfen würde. Und das ist ja ganz in guter Ordnung. Denn nur der, welcher das Wollen gegeben, kann auch das Vollbringen schaffen, und wenn der Mensch dieß vergißt und meint, er selber könne das Vollbringen geben, da drückt freilich die Last. Sonst ist die Sache so schwer nicht. Denn es ist nur Einer, der das Wollen, der die Kraft zur That und der den Lohn gibt: Einer, hochgelobt in Allem.

Sechzehn Jahre lang mit einer großen Kinderschaar so im engen Zimmer wohnen, dessen Fenster nach Norden gehen, bei Nacht oben unter dem Dache mit den Kindern schlafen, das schmale Brod des Substituten essen, das ist nicht leicht. Das jüngste Töchterlein des Substituten, das, kaum vier Jahre alt, seine höchste Freude am Gebet zu Gott und am Gesang der Lieder, welche Jesum singen, hatte, war gestorben. Der Substitut hatte nun selber schon ein ergrautes Haar und dachte, bei öfteren Anwandlungen von Krankheit, gegen die Seinen an das letzte „Bestellen des Hauses," die ältesten Töchter waren schon erwachsene Jungfrauen, das jüngste noch lebende Kind schon im achten Jahre des Alters. Da gab Gott zu den bisher geweinten Thränen andere Thränen, von denen nur er wußte, ob es blos Thränen des Schmerzes

oder

oder auch der Freude waren. Die Frau des armen Substituten sollte wieder Mutter werden. So spät, beide Eheleute schon so alt, der Mann so oft von seinem nahen Tode sprechend! Die Arme schloß sich ein, wenn sie die Hemdlein für das Kind nähte, man sahe sie täglich oft mit rothgeweinten Augen, ihre Nahrung war mehr das Gebet und Flehen zu Gott als die Speise des Hauses. Einmal saß sie auch, eingeschlossen im Kämmerlein und sang das Kreuz- und Trostlied: „Es geh mir wie Gott will,“ mit seiner schönen, zuversichtlichen Melodie, da klopfte die eine, ältere Tochter an die Thür. Die Mutter öffnet. „Liebe Mutter, warum weinen Sie aber so viel?“ — „Meine Tochter, sieh, der Vater ist schon so alt und oft so krank, und ich bin alt, wer wird das arme Kind erziehen?“ —

Die Stunde, mehr als jemals eine frühere, der Mutter Gefahr des Todes drohend, kam. Es wurde ein Sohn geboren, dem das Gebet des alten Großvaters noch einen unvergeßlichen Eindruck auf das ganze Leben gab; ein Sohn, der durch sein vielfältiges ungläubiges Irren und Abweichen von dem Wege der frommen Aeltern, diesen manche sorgenvolle Stunde, auch wohl Thränen des Kummers kostete, an welchem sie aber dennoch auch noch erfuhren, daß das Gebet und der Segen eines treuen Vaters, daß die Thränen der Mutter, im gläubigen Aufblick zu Gott geweint, nicht ohne Frucht bleiben: der Schreiber dieser Mittheilungen *).

*) Beide Aeltern lebten noch so lange, daß sie den spät geborenen Sohn zum Manne gereift sahen.

30) Das Bekennen.

Der alte Schöner in Nürnberg erzählte seinen jüngeren Freunden öfters, wie sauer ihm das freie und einfältige Bekennen zu dem Herrn und seinem Kreuz öffentlich, vor den Leuten, angekommen sey. Zu der Zeit, so etwa drückte er sich aus, da ich in meinen Predigten gerne „schöner" noch als schön hätte erscheinen mögen, da ich, ohne das zu erkennen, statt Jesum den Herrn, zunächst nur mich, den Schöner, predigte, und mehr auf den Effect bei meinen Zuhörern aufschauete, als auf den Beistand dessen, welcher dem armen Menschen Worte des Lebens in den Mund legen kann, da hatte ich am hiesigen Orte gar vielen Beifall. Ich war der Liebling der vornehmen und gebildeten Stände und meine Kirche war voll von solchen, die sich auch von der Kanzel herunter gern etwas Schönes sagen lassen. Fast niemals fehlte es an Thränen der Rührung auch aus solchen Augen, welche vielleicht noch nie in ihrem Leben über eine wahrhafte äußere oder innere Noth, oder aus innigem Mitleid geweint hatten, und wo ich in Gesellschaft kam, da konnte ich von Damen und Herren mein Lob hören. Da gefiel es meinem Gott, mich aus dem Dienste der eitlen Creatur loszumachen und mich erst recht zur treuen, einfältigen Verkündigung seines Evangeliums zu berufen. Mir geschahe wie einem unerfahrenen oder ungeschickten Kinde, das mit einem scharfen, zweischneidigen Schwerdte spielt und Anderen damit Wunden droht, bis es sich auf ein-

mal selber unversehens mit demselben verwundet. Ich erfuhr endlich die Mark und Bein durchdringende, auch Seele und Leib scheidende Kraft des Wortes, das ich so lange im Munde geführt, auf eine ganz entscheidende Weise*). Von da an konnte ich nicht mehr anders, ich mußte in jeder Predigt frei und unumwunden bekennen, was das Menschenherz ohne und außer Christus sey, was außer ihm mein eigenes Herz gewesen und noch werden mußte, aber auch zugleich mit freudigem Aufthun meines Mundes es bekennen: welche Hülfe, welche Kraft und welcher Trost in ihm, meinem Herrn, für alle Sünder, alle Menschenkinder zu finden sey. Aber dieses Bekenntniß gieng mir Anfangs gar hart ein. Ich glaube wohl, daß meine damalige Noth hauptsächlich daher kam, daß ich mich noch zu sehr um Lob und Tadel der Menschen bekümmerte, daß ich ihren Spott noch viel zu sehr fürchtete. Das arme, schwache Herz hätte sich gar zu gerne getheilt, hätte mögen neben und mit dem Beifall seines Herrn, auch den Beifall der Welt behalten. Da ich aber fand, daß dieses nicht angienge, ward meine Natur so verzagt und verdrossen, daß ich, so oft mich mein Amt zur Kanzel führte, mit einer Angst dahingieng, die bei einem Missethäter, der zum Tode geführt wird, kaum größer seyn kann. Meine ehemaligen Zuhörer verloren sich jetzt meist aus mei-

*) Man vergleiche über diesen Zug aus Schöners Leben den zweiten Band dieses Buches.

ner Kirche; man streute öffentlich das Gerücht aus, ich sey verrückt geworden und verlästerte mich auch noch auf andere Weise sehr. Doch er, zu dem mich meine Noth immer mehr und näher hindrängte, hielt mich, tröstete und stärkte mich überschwenglich. Bald gab es denn auch aus allen Ständen Leute um mich her, denen das Wort vom Heil und Leben der Sünder, gerade so, in seiner einfältigen Gestalt, lieb und recht war, und die es willig aufnahmen. Da kam es mir nun vor, als hätte ich früherhin in meinen Predigten, die ich in Menschenkraft und um Menschengunst gehalten, nur glänzende Steine ausgesäet, aus denen niemals ein grüner Halm aufgehet, sondern welche das Feld nur immer unfruchtbarer und wüster machen. Jetzt war es zwar nur ein leicht scheinendes Korn, das nicht glänzte und nicht mit bunter Farbe prangte, aber es gieng daraus unter Sonnenschein und Regen eine Saat auf, welche Früchte des ewigen Lebens trägt. Ich mußte oft selber erstaunen, wenn ich sahe, welche Kraft in diesem Samenkörnlein des Wortes Gottes sey, wenn es der Mensch ganz so giebt und walten lässet, wie es ist, nicht durch fremden, falschen Ueberzug unwirksam machet oder ihm gar durch zierliches Zuschneiden und Bestutzen seine ganze Keimkraft nimmt. Diese selige Erfahrung gereichte mir oft zur Erquickung auf meinem Wege, denn von hier an gab es auch noch sonst gar viel für mich zu leiden. „Doch, mein lieber Herr, was soll ich hierüber sagen? Ich sehe

jetzt wohl ein, daß du mir die mannichfache äussere und innere Noth, das vielfältige, nur dir bekannte Kreuz, das ich etwa getragen, seitdem ich mich treuer zu deinem Dienst bekannte, nur deßhalb zugesendet hast, damit ich den Menschen desto mehr und freudiger von deinem lieben Kreuz erzählen könnte. Denn in diesem, deinem Kreuze ist ja allein, nach kurzem Leide, ewiger Trost und ewige Ruhe. Freilich weißt du es auch am Besten, wie oft ich, gleich einem bösen und trägen Kinde, versucht habe, um deine liebe Kreuzesschule herumzugehen und sie zu versäumen, aber du hast mich faulen Knecht mit allen meinen vielfältigen Unlauterkeiten getragen und nach deiner Hand gezogen. Trage du mich denn auch ferner, o mein Gott, in meinem Alter, da das Haar grau geworden, das Herz aber noch immer, wie sonst, ein trotzig und verzagtes Ding ist. Gieb du in dieses alte, träge Herz eine Liebe zu dir, meinem Jesus, eine Liebe, welche stärker und mächtiger sey, als die Sünde und als der Tod und die Hölle, dann will ich dich bis zu meinem letzten Hauche immer freudiger und treuer bekennen vor deinen Menschen und die Sünder deine Wege lehren."

31) Siehe ich will sie in eine Wüste führen und freundlich mit ihr reden.

Der Mensch, — der eigentliche, innere Mensch der Ewigkeit, — ist öfter mit einer Alpenpflanze

verglichen worden, welche weniger und schwerer auf dem fetten Grunde der warmen, fruchtbaren Ebene, als da oben am nackten, armen Felsenabhange, in der Nähe des Gletschereises gedeiht, wo den größten Theil des Jahres der Schnee und ein kalter Nebel die einsame Pflanze zudeckt und auch während des kurzen Sommers öfters ein rauher Wind des Gebirges und Schneegestöber mit dem mäßig wärmenden Sonnenschein abwechseln. Hier oben, wo die mehr ins Auge fallende Fülle der Güter, die Fluren des üppig nährenden Waizens und die Hügel voll Weines nicht mehr gefunden werden, öffnet die Erde ihre verborgenen Schatzkammern der Tiefe; ein Dom voll sinnvoller Gestalten wölbt sich da der Keller der Bergkrystalle; der gemeine Feldspath der Ebene ist zu dem mit Mondesglanze leuchtenden Adular, der Glimmer zum grünen Chlorit veredelt; überall aus Gewänd und Klüften blicket ein edles Gestein hervor. Aber auch die Blumen und Kräuter der Höhe, schimmernd in dem tiefen Blau des Himmels oder in der Gluthfarbe der Abendröthe, haben statt des nährenden Mehles oder des gährenden Zuckersaftes ein gewürzhaftes Wesen und eine das Leben stärkende, heilsame Kraft, welche sich dem Nahenden schon durch den erquickenden Duft verräth, lieblich und nicht betäubend. Das trunkene Jauchzen der Erndte und der Weinlese, das Getöse der Städte wird auf diesen Höhen, da der einsame Adler weilet, nicht vernommen; dagegen spricht aus der hehren Sabbathsstille der

Natur, statt der Stimmen der unruhig Suchenden und nach der Befriedigung des inneren Sehnens Fragenden, die Stimme des Gesuchten und Antwortenden: der Vorschmack und das Abbild jenes Friedens, nach welchem das Heer der Lebendigen, mitten im Genuß der Ebene sich abmühet und abringet und kann ihn nicht ergreifen.

Der Herr des Gartens weiß es wohl, welche Art des Bodens und welcher Standort seinen Blumen und Gewürzpflanzen am zuträglichsten sey; darum läßt er auch die meisten Menschen nicht in der Fülle des Reichthums und im Mittagsglanze der hohen Ehrenstellen aufwachsen, sondern in der mäßigen Begabung des Mittelstandes oder auf der Alpenhöhe der Armuth und äußeren Verlassenheit: damit die heilbringenden Kräfte hier reicher sich entfalten, damit das Giftige und Verderbende nicht zu sehr genährt werden und wuchern möge. Zwar auch in der reichen Ebene ist heilbringendes Leben und es wächset da mit himmelanstrebendem Wipfel der edle Palmbaum; auch in den Pallästen der Hohen und Reichen leben, zum Segen für Tausende, Seelen, die nach dem Herrn fragen und sein Angesicht mit Ernst suchen; aber er, der Herr selber, hat es doch in den Tagen seines Fleisches vorgezogen, in armer Hütte geboren zu werden und seine Frieden verkündende Stimme wurde am öftersten, am freundlichsten und lieblichsten in der Gesellschaft der Armen, der Verlassenen, der Leidenden gehört. Und auch jetzt ist es noch also sein heiliges Wohlgefallen, daß er die dem

Leibe nach Hungernden satt machet mit den unsichtbaren Gütern seines Hauses und dann auch ihre leibliche Noth stillet; daß er den Geringen und von der Welt Verstoßenen, den Betrübten und nach Troste Bangen sich nahet und freundlich mit ihnen redet; „so daß eine Seele, die gebückt einhergehet und ihre Augen schier ausgeweinet hat und hungrig ist, freudig und laut die Herrlichkeit und Gerechtigkeit des Herrn rühmet."

Eine solche Seele, die mitten unter den vielen Thränen, welche Noth und Schmerz ihr Leben lang ihr auspreßten, immer voll innerer Seligkeit und Frieden war, voll Liebe und Dank gegen Gott und die in dieser Liebe treu blieb bis ans Ende, war die Anna Palisch. Sie war eine arme Wittwe, welche in dem oben (Nr. 2.) erwähnten Dörflein Nickern in der Dachkammer einer kleinen, abgelegenen Hütte einsam wohnte, denn ihr einziger, sehr guter Sohn war bei einem Bauer des benachbarten Dorfes in Diensten. Die Kindheit und erste Jugend dieses armen Weibes fiel in die Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges; sie hatte nie Schulunterricht, noch in der damaligen Noth des Landes, da Kirchen und Schulen weit und breit fast ganz ohne Lehrer stunden, einen eigentlichen Religionsunterricht empfangen, hatte nie lesen gelernt. Dennoch war in ihr — ein Segen der Taufgnade — von Kindheit an ein Sehnen nach dem lebendigen Gott, und jedes Wort von göttlichen Dingen, das sie von ihren armen, — wahrscheinlich selber sehr unwissenden — Ver-

wandten (sie war frühzeitig Waise geworden) oder anderen wohlmeinenden Menschen hörte, entzündete in ihr eine innige Liebe zu Jesu Christo, der aus Liebe zu uns Mensch geworden, gelitten und gestorben: eine Liebe, die mächtiger war als der Reiz zur Sünde, mächtiger als Hölle und Tod. Sie hatte gehört, Gott in Christo sey uns immer nahe, wir könnten zu ihm beten, ihm sagen, was uns fehle, er erhöre Gebet gern. Aber sie hatte kein Gebet gelernt, konnte keines lesen; da trieb sie Liebe zu Gott und innere und äußere Noth aus dem Herzen, mit ihren eigenen Worten zu Gott zu beten und so wurde sie eine Seele, welche Gott im Geist und in der Wahrheit, im lebendigen Gefühl seiner Nähe und im Erfahren derselben anbetete. Als Gott dem vielfach elenden Lande wieder half, und es kamen allmählig wieder Prediger in die verödeten Kirchen und verarmten Gemeinden, da hörte sie begierig jedes Wort der Predigt und im Gebet und Umgang mit ihm machte ihr der Geist der Wahrheit helle, was noch dunkel war. So wuchs sie an innerer Erkenntniß, an Erfahrung; nahm zu, von Kraft zu Kraft.

Der Sinnenmensch siehet nur das, was seines Gleichen ist; er erkennt an Anderen mit seinen äußeren Augen nur das Daseyn und Wesen jener sogenannten Bildung, welche von Außen, auf sinnliche Weise in den Menschen kommt. Das innere Werk und Geschäft der Gnade, das Wesen des Menschen der Ewigkeit, wo dieser in Andern lebt, ist unsern äußeren Augen geheim

und verborgen. Daher erschien die Anna Palisch selbst dem gutgesinnten Pfarrer Gerber, von welchem in Nr. 2. die Rede war, da sie zum ersten Male zu ihm in den Beichtstuhl kam, als ein so einfältiges, unwissendes altes Weib, daß er sie ersuchte, nach der Beichte zu ihm in sein Haus zu kommen; denn er hielt sich gewissenshalber verpflichtet zu erforschen, ob dieses einfältige Weib wohl auch wisse, was das heiße, dem Herrn im heiligen Sacramente zu nahen, damit sie dasselbe nicht unwürdig, zu der Seele Verderben, empfange.

Die arme Wittwe kam willig. Der Pfarrer fragte sie, wie man ein Kind fragt. Ihre Antworten aber zeigten, daß sie kein Kind an innerem Verständniß sey. Denn sie wußte: „daß ein gerechter, heiliger Gott ist, der Mensch aber von Natur verdorben und ein Sünder. Da habe sich Gott in Christo dem Sünder, im Fleisch, als Mensch genaht, um dem elenden Fleische Kraft zu geben, die Sünde zu überwinden. Es ist ein Anfänger des Bösen, welcher die Seele des Menschen beständig zum Bösen lockt und verführt, ein Fürst der Finsterniß. Die Seele aber, wenn sie sich in wahrhafter Buße als Sünder, und ohne Gott als verloren bekennet, bekennet sich hiedurch als Unterthan und Eigenthum dessen, der für die Sünde der Menschen genug gethan. Alsbald wirkt dann in dem neuen Reich der Gnade der Geist den Glauben, der vor Gott gilt. Sie wußte auch gar wohl, daß er es sey, der Herr, dessen heilige Gemeinschaft

wir im Abendmahl empfangen. Sie wußte, mit einem Worte, was es heiße und was der Mensch thun müsse, daß er selig werde.

Kurze Zeit hernach wurde der Pfarrer zu einem Kranken nach Nickern gerufen. Es war Nacht und ein schweres Gewitter stieg auf, mit heftigem Donner und Blitzen. Da hört er an der ersten Hütte des Dorfes, die er erreicht, die Stimme einer laut Betenden. Es war ein Gebet, so eindringend, so zum Herzen sprechend, wie die bittenden Worte eines guten Kindes, das in anschmiegender, demüthiger Liebe zu seinem gegenwärtigen Vater spricht. So „in solchem Glauben und solcher Andacht" hatte der alte Pfarrer wohl noch niemals beten hören. Er fragt den Boten, der ihn zum Kranken abholte, wer das sey, der so bete? Der Bote antwortet: Das sey die alte Anna Palisch, die bete immer so laut, ehe sie des Abends zur Ruhe gienge: „für eigene und allgemeine Noth und für die Obrigkeit."

Der Pfarrer, „aufs Höchste verwundert und erfreut," geht weiter und von nun an erkannte er auch, denn die Augen waren ihm jetzt geöffnet, zu seiner Stärkung und Erbauung das innere Werk und Geschäft der Gnade Gottes, das in diesem armen, alten Weibe war.

32) „Betet ohne Unterlaß“ — „Wer beten kann Ist selig dran.“

Ein ehemaliger Vorsteher der Eisenstuckischen Handlung in Annaberg, der nun längst selig verstorbene Kaufmann Hähnel, ließ in seinen letzten Stunden alle seine Kinder noch einmal an sein Sterbebette kommen. Er erzählte ihnen, daß er einst, in seinen jüngeren Jahren auf einer Handlungsreise, die Augenblicke des Verweilens seines Fuhrwerkes benutzt habe und in eine Kirche getreten sey, in welcher eben Gottesdienst gehalten worden. Da hätte der Prediger über die Seligkeit und den Segen des Gebetes gesprochen und mehrmalen die Worte wiederholt: „Ein Tag ohne Gebet ist ein Tag ohne Segen.“ Diese Worte wären ihm seitdem nie wieder aus dem Sinn und Herzen gekommen. Er habe es mitten in den Mühen und Sorgen seines ganzen späteren Lebens erfahren, daß allein aus dem Gebet die rechte innere Ruhe und Freudigkeit, Muth und Kraft, daß allein aus dem Gebete Segen und Gedeihen auf unsere Worte und Werke komme. Das Gebet gebe aber nicht allein die rechte Kraft und Muth im Leben, sondern auch im Sterben. Denn der Gott, zu welchem sein Geist nun gehe, sey ihm durch das Gebet schon längst ein lieber, nahe bekannter Freund geworden, dessen Angesicht er täglich in der Schwachheit des Fleisches gesucht habe und nun freue er sich, mitten in des Todes Schmer-

zen, mit großer Freude, daß er dieses liebe, oft gesuchte Angesicht endlich im Geiste finden und schauen solle. Darum wisse er auch jetzt, beim letzten Abschied, den lieben Seinigen nichts Besseres und Lieberes zu hinterlassen, als die Ermahnung zum Gebet, denn mit und in dem Gebet würden sie Alles haben, was der Mensch in Zeit und Ewigkeit sich Gutes wünschen könne. — „Mein Herr und mein Gott, du hast mich zuerst geliebt und ich habe dich auch, in allen meinen Schwachheiten und Sünden, geliebt. Laß mich noch einmal, ehe denn ich von hinnen scheide, vor allen den Meinigen und in ihrem Namen die Worte sagen: ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Laß du es noch zuletzt mein Gebet seyn, daß der süße Name Jesus und seine Gotteskraft niemals aus dem Herzen und von den Lippen meiner Kinder und Kindeskinder weichen möge. Gieb du in diesem Hause aufgehobene Hände und Herzen im Gebet zu dir, täglich und stündlich, und einen Mund, dein Lob zu verkünden. Dann wirst du der Meinigen Gott seyn und sie werden dein Volk seyn."

So zeigte sich es auch in diesem, eben erwähnten Falle, daß die Worte der Predigt, wenn sie aus dem rechten, guten Grund des Christenlebens hervorkommen und auf diesen hingerichtet sind, niemals ohne Frucht bleiben. Der fromme Prediger, welcher dem fremden, vorüberreisenden Jüngling die Ermahnung zum Gebet gab, hatte es gewiß selber in seinem Herzen erfahren, daß das Gebet im Namen Jesu des

Christenlebens Anfang, Mittel und Ende sey und eben darum, weil er es selber an seinem Herzen erfahren, gieng sein Wort so tief, so kräftig in das Herz des fremden Jünglings ein, und blieb diesem sein ganzes Leben hindurch seines Fußes Leuchte und sein Trost im Tode.

Der alte, selige Schöner in Nürnberg wußte es auch und hatte es an sich selber erfahren, daß daß Gebet in Christo des Christenlebens Anfang, Mittel und Ende sey. Darum ermahnte er auch immer so dringend und so oft in seinen Gesprächen, wie in seinen Predigten, zum Gebet. Die Worte, welche oben als Ueberschrift gebraucht worden: „Betet ohne Unterlaß" — „Wer beten kann, ist selig dran" schrieb er, nicht lange vor seinem Tode, mit seiner zitternden Hand in das Stammbuch einer Freundin, welche damals eben im Begriff stand, Nürnberg zu verlassen, und einen sehr sauren Weg ihres Lebens anzutreten. Der Greis hatte mit jenen Worten das Bild seines eigenen, inneren Wesens in das Stammbuch der Freundin verzeichnet, denn der Schreiber dieser Mittheilungen hat, seinem Urtheil nach, kaum einen anderen Menschen kennen gelernt, welcher das Beten ohne Unterlaß so vermochte und übte als der selige Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beständiges Gebet giebt, so durch und durch anmerken können als ihm. Diese Ruhe und Seligkeit ergriff auch andere Seelen, wenn sie beunruhigt und gebeugt von allerhand Schmerz und Noth zu

dem Greise kamen, wie dieß der Schreiber dieser Mittheilungen aus eigener Erfahrung bezeugen kann.

Die Gespräche des alten Schöner mit vertrauten Freunden wurden fast immer zum Gebet, denn er redete nicht mit dem leiblich sichtbaren und gegenwärtigen Freunde allein, sondern hiebei auch zugleich mit dem unsichtbar gegenwärtigen Freund seiner Seele, der seines Herzens Trost war und sein Theil. Eine seiner Lieblingsunterhaltungen war das Erzählen von Gebetserhörungen, die er an sich und von Anderen erfahren. Möchte ich doch in demselben Geist und Sinne, der in Schöner war, einige dieser seligen Erfahrungen erzählen können. Was ich dießmal gebe, das sind einige Züge aus dem Leben eines noch jetzt lebenden Mannes, der ein Freund des sel. Schöner war, und der auch oft zum alten Burger kam. Ich lasse den Mann hier ganz mit seinen eigenen Worten reden.

„Gott hatte mir fromme Aeltern gegeben, welche Christum von Herzen lieb hatten, und welche oft und fleißig zu ihm beteten. Auch in der Schule, zu welcher ich treulich angehalten wurde, war damals noch das Gebet und das tägliche Lesen von Gottes Wort in Uebung, und ich erinnere mich wohl, daß jenes alte Lied: „„Fang dein Werk mit Jesu an, Jesus hats in Händen,““ obwohl es durch den täglichen Gebrauch viel von seiner Kraft verloren, manchmal mich innerlich bewegte, so wie auch das Singen der anderen schönen Lieder, mit welchem

jedesmal, beim Eintritt des Lehrers, die Schule begonnen und am Abend geschlossen wurde. Dennoch, so viel ich über mich selber urtheilen kann, betete ich die Gebetlein, die ich am Morgen und am Abend im älterlichen Hause so wie in der Schule zu beten gelehrt war, ganz mechanisch und ohne eigentliche Andacht nach, ich sang in den wöchentlichen Betstunden so wie an Sonntagen, wo ich am Vormittag so wie am Nachmittag den Gottesdienst besuchen mußte, nur mit, weil ich Freude am Singen hatte, ohne auf den Sinn der Lieder zu merken und während der Predigt unseres sehr christlichen und ernsten Pfarrers, schweiften meine Augen wie meine Gedanken an dem Gebäu der Orgel oder an den Bildern am Altar umher, ohne meist nur im Mindesten auf das zu merken, was der Prediger sagte. Dennoch erinnere ich mich schon aus dieser Zeit, daß das Singen solcher Lieder, wie die von Luther sind, und daß auch das Anhören solcher Predigten, welche von der Geburt und den Leiden, so wie von der Himmelfahrt unseres Herrn und von der Ausgießung seines Geistes recht einfältig handelten, in mir ein mehreres Aufmerken weckten, und daß die Begleitung der Leichen, zu welcher damals die Schulkinder in meiner Vaterstadt öfters angehalten wurden, bei dem Singen schöner, christlicher Gesänge und dem Anhören der Worte, welche unser Pfarrer sprach, mein unachtsames, leichtsinniges Herz rührten. Aber bei diesem Allen gerieth ich, weil ich einen Bund geschlossen mit dem närrischen Lachen, und,

bei

bei meiner von Natur munteren Gemüthsart, Freude fand an dem kindisch thörichten Thun, in den Umgang gerade der leichtsinnigen und wilden Knaben unserer Schule, welche, ohne deßhalb die boshaftesten oder innerlich verdorbensten zu seyn, dennoch am öftersten von dem Lehrer gezüchtigt wurden, weil sie ihre Streiche, Muthwillens halber, ohne allen Hehl verübten und damit am Meisten in die Augen fielen. Da fügte es Gott, daß mein lieber, frommer und sehr strenger Vater, einige jener Streiche, bei denen ich mich von anderen Knaben zum Vormann brauchen lassen, erfuhr, und zwar, wie ich fast urtheilen möchte, in einem noch übertreibenden Berichte, und daß er deßhalb beschloß, mich aus dieser Stadtschule hinwegzunehmen und mich einem nahen Verwandten, damals Rector in L., in unmittelbare Aufsicht und Schulunterricht zu geben. Dieses geschahe im neunten Jahre meines Alters. Obwohl nun L. nur etliche Stündlein von meiner Vaterstadt entfernt liegt und ich sehr oft zu meinen lieben Aeltern kam, verzehrte mich doch ein beständiges Heimweh. Denn ich hieng so mit ganzem Herzen an meinen Aeltern, besonders aber an meiner liebevollen Mutter, daß mir es war, als könnte ich ohne die nicht leben. So oft ich auch nur einige Augenblicke in L. allein war, brach ich vor Sehnsucht in lautes Weinen aus; ich konnte des Abends, wenn ich in mein einsames Bett kam, nicht einschlafen vor Jammer und auch am Morgen erwachte ich oft mit Thränen. Aber eben diese

Zeit der Thränen meiner Kindheit betrachte ich, mit innigem Dank gegen meinen Herrn, als die Zeit der ersten Aussaat der Bezeugungen der Gnade und der Kraft meines Gottes, als den ersten Besuch des Aufgangs aus der Höhe. Denn damals habe ich zuerst aus dem Herzen beten lernen; habe, dieß bekennt meine Seele noch jetzt mit Dank und Freude, zuerst meinen Herrn Jesum mit inniger Liebe zu rufen vermocht. Wie ist mir doch da jedes Wort der Ermahnung meiner lieben Aeltern erst recht theuer und werth geworden; mit wie ganz anderem Sinn habe ich da auch zuweilen die Gebetlein gebetet, die ich von ihnen gelernt. Aber sehr oft gab mir die Bewegung meines Herzens, und, ich darf wohl sagen, der Geist meines Erbarmers, welcher die Herzen früh zu sich ziehet, ganz neue, niemals gebrauchte Worte ein, über denen ich die auswendig gelernten vergaß: meine Seele seufzte zu ihm auf und bat bat ihn, ich wußte selbst noch nicht recht, um was? — „„Nun, mein Gott! habe noch einmal Dank für deine treue Führung und für alle jene heilsamen Thränen, die du mir geschenkt hast. Damals hast du mir schon die Stätte gezeigt und mich selber dahin geleitet, wo ein betrübtes und sorgsames Gemüth den rechten Trost und Frieden finden kann, und ich bin dann diesen Weg öfters gegangen. Ehe ich noch verstanden, was der Geist des Sehnens nach dem lebendigen Gott in mir seufzte und betete, hast du das Seufzen erhört und zu meiner Seele gesagt: Du sollst leben.““

Man kann wohl sagen, daß unser Gebet eine Saat sey, welche oftmals recht spät und langsam aufgehet und erst nach und nach aus einem Senfkörnlein zu einem Baume wird, in dessen Schatten die Vögel unter dem Himmel wohnen. Der Säemann läßt das Körnlein mit und unter der anderen Saat in den Boden fallen und vergisset bald hernach, was er gethan, das Saamenkorn aber keimt im Verborgenen und wächst zu seiner Zeit groß. Mir ergieng es in der erwähnten Zeit meiner Kindheit auch wie dem Säemann, ich vergaß das, was in den einzelnen, einsamen Augenblicken des Gebetes gesäet worden, alsbald wieder, wenn ich unter meinen Gespielen war, und da ich vollends, nach kaum zwei Jahren, wieder in das Haus meiner Aeltern kam, war auch der alte Muthwillen und Leichtsinn wieder da. Dennoch, wenn ich öfters, nach einem ganz besonderen Hange, einsam in Wäldern und Feldern herumschweifte, und, ich weiß selber nicht, nach was alles für Gegenständen meiner kindischen Neigungen suchte, da nahte sich der zu meinem Herzen, der mich gelehrt hatte, im Gebet mich zu ihm zu nahen.

Als unser frommer Pfarrer mich und andere Kinder meines Alters auf den erstmaligen Genuß des Abendmahls vorbereitete, hatte ich mich, denn ich war wie ein schwaches, elendes Rohr, das jeder Windhauch bewegte, durch andere Knaben gar oft zur Unachtsamkeit und allerhand leichtsinnigem Bezeugen verführen lassen. Als aber der treumeinende Seelsorger in der letzten Stunde

seines Unterrichts mit uns Kindern allen auf seine Kniee fiel und ein Gebet aus dem Herzen sprach, in welchem er unter Anderem auch den Inhalt des funfzehnten und siebenzehnten Capitels des Evangeliums Johannis recht lebendig auf unsere Seelen anwendete und uns ermahnte, unter allen Verführungen und Leiden der Welt treu und fest an unserem Weinstock zu bleiben, da drangen mir die Worte seines Gebetes, mitten unter meinem leichtsinnigen Bezeugen, tief ins Herz und giengen mir nach, ja ich kann sagen, daß sie mir noch jetzt, nach fast 36 seitdem verflossenen Jahren, nachgehen und an meiner Seele fortwirken. Ich begab mich, bald nach jener Stunde, in die Einsamkeit, in meines Vaters Garten, wo ich auf meinen Knieen, und, so viel ich urtheilen kann, mit Ernst, Gott um Vergebung für meine Sünden bat und ihn anflehte, daß er mich doch ja sein heiliges Abendmahl nicht unwürdig möge genießen lassen. Ein Jahr hernach, in welchem ich noch, zu meinem großen Segen, den Unterricht und die liebevolle Leitung eines sehr frommen Lehrers genossen, kam ich in die Fremde. Ach ja, in eine rechte Fremde, in welcher ich nicht nur von meinen treuen lieben Aeltern und Freunden, sondern auch von meinem Herrn Jesus weit entfernt wurde. Schon in meinem zwölften Jahre waren mir, aller sorgfältigen Aufsicht der Meinen ungeachtet, einige Schriften von Religionsspöttern und Feinden der Offenbarung Gottes in Christo in die Hände gefallen, und ihr Lesen hatte schon da-

mals einige Funken in mein Herz geworfen, welche lange fortwirkten. In der Fremde aber, wohin ich später kam, wurde ich gar bald mit allen Zweifeln an der Wahrheit des Evangeliums und an der Göttlichkeit der Offenbarung; ich wurde mit allen Zweifeln und Widerstrebungen des hochmüthigen Verstandes gegen das, was allein heilig und gewiß ist, bekannt gemacht. Und was dieses Gift meinem unbewahrten Herzen um so gefährlicher machte, war der Umstand, daß es mir aus dem Munde der Männer dargereicht wurde, welche ich angewiesen war zu ehren und ihren Worten zu gehorchen, und die ich auch wirklich liebte und ehrte, von meinen Lehrern selber. Doch warum sollte ich hier alle die Irren eines Herzens beschreiben, das an seinem Glauben Schiffbruch gelitten, das ohne Gott und Christus lebte. Ist doch die Art und Gestalt dieses Irrens, als eine Art, die sich gegen alle göttliche Zucht und menschliche Ordnung empört, in unseren Tagen, nur zu sehr aus Erfahrung bekannt. Ich versäumte von hier an lange das Gebet; es war mir durch meine Vernunft verleidet. Ich kannte keinen Gott mehr, zu welchem sich der Mensch wie zu seinem Freunde zu nahen vermag, weil Gott zu ihm sich nahet; für mich war der, den die Engel sangen, nicht geboren, für mich war Christus nicht gestorben, für mich war „der aus dem Scheintod erwachte" nur am Berge aus den Augen der Jünger entschwunden, nicht gen Himmel aufgefahren, da er sitzet zur Rechten Got-

tes; für mich war er kein Richter der Lebendigen und der Todten: denn der Gott, den ich kannte, ein allmächtig schaffendes und weislich ordnendes Princip der Natur, war kein richtender Gott, vor ihm, so wähnte ich, sey das, was wir an den Menschen gut oder böse nennen, gleich wie das zufällige Krumm- oder Geradewachsen der Bäume unserer Gärten oder Wälder. Dennoch hat er, von welchem ich so weit hinweggewichen, er, der schon frühe zu meiner Seele gesagt: „„Ja du sollst leben"" seine Treue und seinen Bund mit mir nicht gelassen, er hat mich mit starker Hand errettet aus mächtigen Verführungen, hat mich behütet vor vielfältigen Lastern der Jugend. Sein Erbarmen war es auch, das mich bald, im Anfange meiner männlichen Jahre, einen Weg der Sorgen und der inneren wie der äußeren Noth führte. Und siehe, obgleich der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs, obgleich er, meiner Väter Trost, im Leben und im Sterben, meinen Augen fremd, meinem Herzen unbekannt geworden, ergieng mirs dennoch wie dem Vogel, der, wenn er einmal in seiner Jugend fliegen gelernt, seitdem aber lange, im engen Käficht es nicht mehr geübt, wenn das Gitter des Gebäuers hinweggethan wird, dem alten, vormals gewohnten Drange zum Ausfluge wieder folgt und sich hoch in die Luft zu heben versucht. So oft die Noth und Angst das Fanggarn der Eitelkeit, das mich umsponnen hielt, ein wenig lüfteten, erhub sich mein Geist jenes Weges, den ihn ein Drang der Noth

schon in der frühen Kindheit gelehrt; ich vergaß die künstlichen Hymnen an die Gottheit, die ich als Jüngling, meist um ihrer schönen Tonweisen halber gelernt, vergaß alle vornehmen Einwendungen der Weisheit des Tages gegen die Kraft des Gebetes und betete einfältiglich, aus Grund meines Herzens, zu dem ewig treuen, nahen Gott: Herr erbarme dich meiner, hilf du mir, hilf mir jetzt, hilf mir heute. Ich könnte den Freunden tagelang erzählen von den Erfahrungen, die ich auf diesen Wegen gemacht. Gebet hat mich erfahren lassen, daß, so gewiß mein Leib, wenn er sich aus dem Schatten und Dunkel heraus in die Strahlen der helle scheinenden Frühlingssonne stellet, diese wärmenden Strahlen empfindet, so gewiß ein Gott sey, der sich dem Geist des Menschen, wenn dieser sein Angesicht von Herzen suchet, nahet, wie sich ein Freund seinem Freunde nahet, — hat mich erfahren lassen, mit felsenfester Gewißheit, daß wir einen Herrn haben, der da hilft und der vom Tode errettet. Wenn die Noth von allen Seiten drängte und ich machte mich auf im Gebet und gieng hinaus aus dem Hause meiner Angst, da begegnete mir alsbald vor meiner Thür die Hülfe, eine Hülfe, die vom Herrn kömmt; die Stunde des ernstlichen Gebetes war stets auch die Stunde der Errettung. Was den jungen Raben widerfährt, wenn sie auffliegen zur Morgenröthe und zu Gott um ihr Futter schreien, das ist mir oft widerfahren; mit Gebet habe ich einst in der Zeit meiner Fremdlingsschaft

seine Hand erfaßt und er hat mich ergriffen und in eine Heimath geführt zu diesen Seelen, welche ihn von Herzen fürchten und lieben und seinen Namen preisen; ein Gebet der ernstesten und gesegnetsten Stunden meines Lebens hat mich zur rechten Erkenntniß meiner selbst und meiner innern Noth und hiemit zugleich zur rechten Erkenntniß meines Heilandes und Arztes geführt, zur Erkenntniß meines Gottes, der mir von jener Zeit an wieder war: Christus mein Heiland und Erlöser, ewig Vater, Friedefürst; er hat mich an seiner Hand geleitet, wie ein Mann seinen Sohn leitet. Hätte ich nur diese treue Hand, hätte ich nur das ernstliche Gebet nicht selber oft verlassen. Aber siehe, auch ich mußte erfahren von mir, was dort Israel, als er fett und stark ward und nun, in seinem Wohlergehen, den Felsen verließ, der ihn gezeugt hatte. Ich bin selbst noch in den späteren Jahren meines Christenlaufes gar oft, zur Rechten und zur Linken von seiner Bahn gewichen, habe gestrauchelt und bin in schwere Versuchungen zur Sünde gerathen. Dieß sind die größten Leiden, welche der Christ kennt, dieß sind die bittersten und heißesten Thränen, welche ich geweint habe, wenn ich mich so nahe der Gefahr eines geistigen Elendes, ja des geistigen Todes sahe. Aber ich kannte einen Helfer aus des Todes Stricken, ich ließ nicht ab, elend und unwerth wie ich mich auch fühlte, ich ließ nicht ab von ihm, bis daß er half. Und er stärkte die strauchelnden Kniee und richtete mich wieder auf. Siehe der Lahme

stehet auf seinen Knöcheln fest, wandelt und rühmet in der Kraft seines Herrn. So hat meine Seele in aller Noth des äußeren wie des inneren Menschen unzählbar oft die Wahrheit jener Versicherung erfahren: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie sein vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen. Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet. — Bei diesem Trostspruche der heiligen Schrift fällt mir eine Erfahrung von Gebetserhörung ein, welche ich aus vielen anderen heute erzählen will. Ich war, vor nun mehreren Jahren, an einem fremden Ort in sehr drückende Verhältnisse gerathen, aus denen ich, nach menschlicher Ansicht, keine andere Erlösung sahe, als den Tod, denn jeder andere Ausweg aus dem ängstlichen Labyrinth, in welchem ich mich befangen sahe, erschien meinem verzagten Herzen undenkbar. Ob das sehnlich heiße Verlangen, das ich damals bei Tag und Nacht hatte, aufgelöst und bei Christo zu seyn, aus einem guten Grund der Liebe zu meinem Herrn oder ob es nicht vielmehr aus einem sehr tadelnswerthen der Ungeduld gekommen, das will ich hier nicht näher untersuchen; dennoch, so sehr ich hiebei in der Schwachheit des Fleisches gefehlt, muß ich doch zugleich bekennen, daß mir damals das Wort meines Gottes sehr theuer gewesen, und daß mir seitdem der Gedanke an jene Welt viel befreundeter und vertrauter geworden als vorher. Einstmals, in einer Herbstnacht, lag ich auch, wie

damals sehr oft, schlaflos auf meinem Bette, vergrub mich und versenkte mich, nach der Unart des Menschenherzens, so tief in die Gedanken an alle meine wahre oder vermeintliche Noth, als ob da gar keine Aenderung möglich wäre, und dachte zugleich mit innigem Heimweh an die selige, künftige Ruhe, die auch für mich noch vorhanden seyn sollte; an die Stunde, da Gott abwischen wird alle Thränen von unseren Augen. Da fiel mir eben jener Spruch Jes. 49, 15. ein: „„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes. Und ob sie desselben vergergäße, so will ich doch dein nicht vergessen.““ Ich bewegte diesen Spruch lange und mit inniger Rührung in meinem Herzen. Mir fiel meine zärtlich liebende Mutter ein, und wie mir diese von Kindheit an alle meine kleinen Sorgen und Noth, wo sie es nur gekonnt, so gern erleichtert, meine Bitten mir so gern gewährt hatte. Wüßte, so dachte ich, deine selige Mutter, wie dirs hier geht, wie würde sie an deiner Angst und deinem Leide so herzinnigen Antheil nehmen, wie würde sie dir, wenn sies vermöchte, so gern heraushelfen. Aber, so dachte ich weiter, die Liebe meines Herrn zu mir armen Menschen ist ja noch inniger und treuer als alle Mutterliebe, er hört auch mit Erbarmen meine Seufzer, sieht meine Thränen, ich darf ihn getrost, wie ein Kind seine Mutter, um Hülfe, um Trost bitten. Da wurde mein Herz so weich und doch zugleich so zuversichtlich fest, als es nur wenige Male in

meinem Leben gewesen. Ich betete so dringend und getrost zu meinem Herrn, wie ein Kind zu seiner lieben Mutter redet. Da wurde mir sehr freudig zu Muthe. Ich war in meinem Herzen überzeugt, es werde heute noch Hülfe kommen, heute noch sich ein unerwarteter Ausweg zeigen. Der übrige Theil der Nacht vergieng mir vollends unter einem Gebet, dessen Inhalt nicht mehr ein Schreien der Noth, sondern nur Lob und Dank war. Ich stund nun mit den Meinigen auf, betete mit ihnen und war sehr getrost. Ich meinte immer, es müßte ein Brief kommen, der mir etwas Wichtiges zu sagen hätte. Endlich, da ich schon aus, an mein Geschäft gehen wollte, ohne Hoffnung, daß dießmal die Post Etwas für mich bringen werde, kam auch ein Brief. An der Aufschrift erkannte ich, daß er von meinem lieben, fast siebenzig Meilen von mir entfernten T. N. war. Was sollte aber, so dachte ich, gerade dieser liebe Freund, so gern ers wohl möchte, mir für Trost bringen, mir für einen Ausweg zeigen können? Ich las, und siehe, gerade dieser Brief zeigte mir nicht bloß einen unerwarteten Ausweg aus meinem Labyrinth, sondern drang auch, mit aller Beredsamkeit der wärmsten Bruderliebe in mich, diesen Weg einzuschlagen. Zwar die Aussicht, welche mir damals mein Freund eröffnete, mußte noch ein ganzes Jahr lang durch gar viele Ungewißheiten und Prüfungen gehen. Gerade ein halbes Jahr nachher, an meinem Geburtstag, als ich eben in die Kirche zum Genuß des heiligen

Abendmahls gehen wollte, kam der längsterseh̃nte Brief an, der die Entscheidung bringen sollte. Um mich nicht zu zerstreuen, öffnete ich ihn erst, nachdem sich mein Geist gestärkt hatte am Tische meines Herrn und an den Lobgesängen seines Hauses. Der Inhalt des Briefes war unerwartet genug — er benahm mir geradezu alle meine gehabten Hoffnungen. Aber die Kraft, welche ich an jenem Tage empfangen, ließ den Schmerz und die Sorgen nicht aufkommen, ich habe wohl nie in meinem Leben mit innigerer Andacht das Lied gesungen: „„Wie wohl ist mir o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh““ und dem Inhalt des Liedes gemäß gebetet. Aber ach, wie bald vergaß ich alle diese Tröstungen wieder, wie bald vergaß und verleugnete ich alle die Gottergebenheit, die ich an jenem Tage empfangen. „„Mein Gott, du allein weißt, durch welchen strafbaren Unglauben, durch welche Ungeduld, welches Murren gegen deinen heiligen Rath ich mich damals an dir vergangen habe. O möchte dieser Sünden vor dir einst als solcher gedacht werden, welche du mir um Jesu willen vergeben und erlassen hast.““ Mein Unglaube nahm mir jetzt einige Zeit fast alle Kraft zum Gebet und lähmte mich innerlich so sehr, daß ich mich selber kaum mehr erkannte. Doch dauerte Gott Lob! dieser traurige Zustand nicht sehr lange. Es keimte neben dem bösen Unkraute der Ungeduld auch wieder die Glaubenszuversicht hervor, ich sang Lob- und Danklieder, als wäre die Hülfe schon da und doch

war um mich und vor mir Alles so dunkel, daß ich keinen Schritt weit in die Zukunft sahe. Endlich, als ich gar nicht mehr daran dachte, öffnete sich mir von selber die Thür, welche sich mir, gerade an meinem Geburtstag, auf immer verschlossen zu haben schien, und ich wurde nun sogar von denselben Händen, welche mir vorhin die Thür zugeschlossen, recht dringend genöthigt, einzutreten. — Was war es nun damals, was das Gebet eines armen gepreßten Menschenherzens und die Erhörung, welche dennoch Erhörung und Hülfe war, wenn sie sich auch nicht sogleich, in ihrem ganzen Umfange als solche zeigte und bewährte, so in demselben Augenblick zusammenführte. War es der mächtige Baal Grundlos, genannt Zufall? Ich weiß gar wohl, daß der Brief meines Freundes T. N. nicht bloß schon unterwegs, sondern sogar mit mir an einem Orte war, als ich so dringend, so innig um Rettung, um Hülfe bat, und zutraulich, wie ein Kind zu seiner Mutter, mein heute, ja noch heute, rief. Aber mein Mitchrist, ich kenne selbst in der äußeren Natur eine Gottesweisheit und Liebe, welche das Insect gerade dann, gerade in der Stunde von seinem Schlafe in der Puppenhülle oder im Ei aufweckt, wenn oben auf der Erdoberfläche für dasselbe schon die Speise bereitet, schon der Tisch gedeckt ist, eine Liebe, welche dann, wenn sie das, was da lebet, sättigen will mit Wohlgefallen, dem Leben einen Mund giebt, und diesen öffnet zur Aufnahme der Speise. Der Arm und der Mund,

womit der Geist des Christen die Speise nimmt, die ihn stärkt und erhebt zum ewigen Leben, womit er die Hülfe, die vom Herrn kommt, erfasset, ist das Gebet. Der lebendige Arm und der begehrende Mund werden in demselben Augenblick gegeben, wenn die Speise da ist; die Kraft des Seufzens zu dem Gott in Christo, mit der nahen Erhörung zugleich. — So hat mich aber nicht bloß dieses eine, hier hervorgehobene Beispiel, sondern es hat mich in aller meiner großen Schwachheit, mein ganzer bisheriger Christenlauf gelehrt: welche Kraft und Stärke in dem Gebet sey, wenn es in dem Namen geschieht, in welchem Gott zu dem Menschen und der Mensch zu Gott sich nahet, wie ein Freund zu seinem Freunde. Wäre ich ein Prediger des Wortes, so würde ich in jeder Predigt mehrmalen die Worte meines Herrn vernehmen lassen: darum wachet und betet, würde, so gut ichs vermöchte, bei jedem Absatz meiner Predigt Herz und Hände zu dem erheben, in welchem allein das Wort der Lippen zum Geist des Lebens wird. Seufzen wollte ich dann täglich, „o mein Gott, gieb mir rechte Kraft, auf die Seelen der Menschen zu wirken, die du erlöst hast, mit der Kraft aber zugleich den recht ernsten Willen, mich selber und Alles vergessend, das dahinten ist, diese Seelen nur emporwärts zu führen zu dir!“ — —

So, und noch vieles Andere, erzählte der Freund des sel. Schöner von seinen Erfahrungen, welche er über die Kraft des Gebetes ge-

macht. Bei einer anderen Gelegenheit geben wir dann noch Einiges und Anderes, was derselbe Mann und was der sel. Schöner, so wie mehrere seiner Freunde über denselben großen, guten Gegenstand des Christenglaubens gesagt und aus eigener Erfahrung erzählt haben.

33) Ein Brief.

Ein Brief, zwar von Menschenhand, von armer, schwacher Menschenhand, aber aus einer anderen Welt. Denn die Worte hat nicht das betrübte Menschenherz — dieß spricht aus eigener Kraft in solchen Fällen eine ganz andere Sprache — sondern der ewig freudige Geist der Gnade gegeben, der in den Schwachen mächtig ist. Möge doch jeder Leser die Sprache dieses Geistes selber in seinem, ernstlich im Gebete ringenden Herzen vernommen haben und noch vernehmen. Sie ist nicht die unsere, sie ist die seinige, darum mag auch hier diese im Verborgenen geweinte Thräne des Schmerzes und der treuen Liebe zu Christo von Vielen gesehen werden.

Diesen Brief, der im Original vor mir liegt, schrieb wörtlich so eine Christin etliche Wochen nachher, nachdem der theure, innig liebe, fromme, die Seinen zärtlich liebende Gemahl von Mörderhand erschlagen war. Bloß einige Stellen blieben hinweg, die sich auf persönliche Verhältnisse beziehen.

D** den 15. April 1820.

„Haben Sie Dank, mein Freund und Bruder, für Ihren segenvollen Brief, den ich gestern mit Freudenthränen empfangen und gelesen habe. — Ja ich bin schwach und zerschlagen, traurig und jammernd, doch habe ich früher nie so lebendig die zwei verschiedenen Naturen in mir empfunden, wie eben jetzt. Der Mensch in mir fühlt sich in den Staub getreten, zerbrochen, aufgelöset, oft wie vernichtet in bitterem Schmerz — der künftige Himmelsbewohner aber sieht sich von starker Hand erhoben, erlöset — jauchzt, lobet Gott und schwingt mit doppelter Kraft die Fittige zum Emporflug, weil er des Herrn Nähe empfindet.

Ach, mein Freund und sein Freund, — was habe ich gelitten und was leide ich noch! — Anfangs fühlte ich nur den tödtenden Schmerz der Trennung, nachdem die Angst des Suchens vorüber war, die wohl besser Qual heißen kann. Doch glaubte ich ihn sanft, wie an Gottes Munde mir entnommen, abgeholt von seinen Brüdern, den seligen Engeln, ohne sorgenden Rückblick auf uns — da ich aber das Gräßliche erfuhr, da ich die Hand des Mörders zwischen ihn und seinen Gott treten sah — da ich mir ihn die lange, kalte Nacht hindurch entkleidet, im Regen, vielleicht noch athmend und seufzend nach uns dachte — ach! da — ja da brach die Kraft meines Lebens, ich wollte beten und konnte nichts hervorbringen als: Erbarme dich meiner Herr, erbarme dich deines Kindes! Ich sank bewußtlos nieder und erwachte nur, um irre zu reden und scheinbar

dem

dem Tode nahe zu seyn. Aber knieend danke ich meinem Gott, daß er sich meiner erbarmte und nicht zuließ, daß ich meinen Verstand verlor, oder mich gegen meinen Vater im Himmel empörte. Nein, mein Freund, so ließ er mich nicht sinken in meinem Jammer! Mit brennenden Thränen vermochte ich nur die Füße dessen zu umklammern, der einst sagte: Könnt ihr auch den Kelch trinken, den mir mein Vater zu trinken reicht? — und gelobte auch den mir dargereichten bittern Kelch zu trinken und, nur dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden! Doch — o Himmelsmilde — das schwer drückende Kreuz, da ich es willig aufnahm, schien mir plötzlich leicht und sanft, es schien nun mich zu tragen und eine heilende Hand legte sich um mein brennendes Herz und linderte sein unaussprechliches Weh. Ja ich weiß es, mein Vater, mein Schöpfer, mein Heiland und Erlöser trägt mich nun in seiner Hand, wie eine liebende Mutter ihr krankes Kind, und so weiß ich auch jetzt — der Mörder trat nicht zwischen ihn und seinen Gott — ungesehen von ihm, der nur den Himmel sah — trieb er ihn schneller und qualloser in die Arme seines Gottes, wie der heftige böse Sturm — freilich willenlos — die verhaltene Knospe zur plötzlichen Blüthe treibt. Das Verwaisete der Kinder ist nicht, was mich betrübt, denn seit ihrem ersten Entstehen waren sie ihrem himmlischen Vater zur Leitung und Erziehung übergeben, und wohl mir, daß ich nicht jetzt erst mich an ihn wende, da der irdische, so treue Ver-

sorger mir entnommen ist, der mir nur, von seiner Hand empfangen, als Organ seiner Liebe — auf Erden mein Liebstes wurde. Ach nein! nicht als irdischen Versorger beweine ich ihn, sondern als den Freund, Bruder und Gefährten, an dessen Hand ich so gerne wandelte, der mein anderes Ich, mein Leben, Schmerz und Freude so treulich mit mir theilte — ich beweine also nur mich, nur mich allein. Das aber ist jetzt schon meine Seligkeit, daß der Schlag ihn nicht unvorbereitet traf, daß sein Geist schon hier sich verklärte, daß seine kindlich glückliche Seele sich schon hier frei machte von aller störenden Erdentäuschung und daß er im reinsten Christenthum aller bangen Sorgen enthoben wurde. Seine Seele war ganz Liebe, sein Herz ganz Heiterkeit und seine letzten Arbeiten athmen sichtlich die Nähe des Herrn, an dessen Seite wandelnd der Schlag ihn traf, der ihm Seligkeit und uns Thränen, Angst und Jammer gab — er aber hat den Tod nicht gesehen!

Ja — in meinen Schmerz mischt sich oft die Seligkeit des Himmels; der Friede ist meinem Herzen wiedergegeben und die Grabschrift, die ich für ihn wählte, drückt dieß erste Bedürfniß meiner Seele, schon in den ersten Tagen, am deutlichsten aus:

„Den Frieden lasse ich euch, — meinen Frieden gebe ich euch: nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!“

Ev. Joh. 14, 27.

Meine Kinder und ich, wir legen uns Ih-

nen und den Ihren in die liebenden Arme, und bitten Sie — beten Sie für uns, denn der Stunden giebt es mancherlei und Rückfälle sind zu besorgen. Meine Seele ist erstarkt und freudig, aber mein Herz jammert noch laut und will sich nicht bedeuten lassen, und weint untröstlich, wie Rahel um ihre Kinder. — Doch nein, an deiner Hand, mein starker Gott! wird mein Fuß nicht straucheln, auch nicht rückwärts schreiten. — Vorwärts und hinauf! ruft die frohlockende erlösete Seele, und Erde und Welt muß schweigen und anbeten. Sie sehen, daß der Same, den Gott ins Herz gab, Sonnenschein und Regen von Oben erhalten hat und sterbend, fröhlich emporkeimt. Gott segne uns Alle mit seinem Frieden, dem reinen Vorschmack des Himmels; der Geist, der verheißene heilige Tröster weiche nie von Ihrer armen Freundin.

Segne der Herr Sie und Ihr Haus — ich wollte hinzusetzen, mit milderer, sanfterer Hand — doch ich kann es nicht vollenden. — Er segne Sie nach seiner Weisheit und sein heiliger Wille sey auch immerdar unser Aller Wille.

Meine Kinder sind mir ein großer Segen — ein höherer Geist leitet und regiert sie, die in seine Hand gezeichnet sind und bleiben sollen. O du treuer Hirt, deine Schaafe, sie kennen deine rufende Stimme und willig folgen sie dir!

Unser G. ward den Palmsonntag in L. vom Pastor R. und seinem verewigten Vater eingesegnet. Den Montag war die schreckensvolle Nacht und am grünen Donnerstag gieng der

arme S. Mittags zum heiligen Abendmahl und trank zum ersten Mal den Kelch des Herrn, er aß aber auch das Brod des Lebens — und Abends geleiteten die so gestärkten Kinder die mißhandelte Hülle ihres nun verklärten Vaters, begleitet von der ganzen Stadt, zu Grabe."

Ja, so lehrt Christi Geist und Sinn die Seelen, welche auf sein Heil warten und ihn lieben, mitten unter den heißen Thränen, die der äußere Mensch in seinen Schmerzen weint, sprechen und schreiben.

34) Ewig, immer derselbe.

Die Menschenseele in ihrem unruhigen Umhertreiben durch das Leben, sie findet ein Ausruhen in dem Gedanken an das Göttliche, an Gott; jeder Gedanke an die Welt des Obern ist ein Anker, der das umhergeworfene Schifflein ruhen machet im sicheren Grunde. Denn da allein ist ein ewig sich gleich Bleibendes, an Liebe, an Treue, an Erbarmung und **ein ewig derselbe**.

Ewig. — Das Wort Ewigkeit ist vielen Seelen, wenn sie es bedachten und ins Herz faßten, ein Meer gewesen — unübersehbar, grenzenlos, — bei dessen Anblick der Seele zwar still und feierlich ernst zu Muthe wird, aber auch grausend, schwindelnd vor der unergründlichen Tiefe, die da sich zeigt. Man weiß, daß mehrere im Reiche des Herrn auf Erden sehr wirksam gewordene, weit geförderte Seelen, na-

mentlich die Therese von Ahumada, durch das Bedenken und Aussprechen des Wortes Ewigkeit eine große Kraft im Innern empfiengen; eine Kraft, welche für das ganze folgende Leben als göttlich wirksam und fruchtbar sich bewährte. Anderen war der Gedanke an das Ewig ein Abgrund des Geistigen, der sie lange beben oder zweifeln machte, bis sie erkannt, daß dieser scheinbare Abgrund der eigentliche, überall nahe, liebe, heimathliche Grund sey, an welchem die strebende, verlangende Menschenseele einzig und allein Ruhe findet und stilles, festes Bleiben.

Der Schreiber dieser Mittheilungen kennt eine sehr schöne, alte Dichtung über das Wort Ewig und seinen Begriff. Sie findet sich unter andern in einem Russischen, und wenig verändert auch in einem Schwedischen Volksliede. Ein edler, lieber Schwede, in Abo wohnend, theilte ihm den Inhalt des Liedes mit. Vielleicht ist die Sage schon manchem Leser dieses Büchleins bekannt *). Wäre sie aber auch nur einem oder etlichen davon noch unbekannt; so erzählt er sie doch hier, um des schönen, tiefen Sinnes willen, diesem einen oder etlichen.

„In alter Zeit," so berichtet die Sage, „lebte in einem Kloster des hohen Nordens ein Mönch, von sehr frommen Gemüth und dabei tief forschenden Geistes. Es war ihm der Lauf

*) Jene schöne, alte Dichtung ist nämlich auch in anderen Ländern, namentlich in Süddeutschland, im Munde des erzählenden Volkes.

der Gestirne und die Sprache der Lebendigen im ganzen Reiche der Sichtbarkeit verständlich; er erkannte den Sinn und die Eigenschaften der Dinge an ihrer Gestalt. Bei einem solchen weit und tief gründendem Sinne stellte sich nicht selten auch die Unruhe des Weiterfragens und Forschens ein. Der Geist hatte den festen Ankergrund gefunden; die menschliche Vernunft warf Blasen auf und Schaum um den zu Boden gesunkenen Anker.

Einst, an einem Morgen, geht er, betend und sinnend aus dem Kloster, in einen benachbarten Wald. Es war Frühling und die Bäume blühten. Er betet voll Liebe und Andacht. Als aber das Gebet geendet, denkt er: „„O mein Gott! es ist nun Frühling und bald folgt der Sommer und dann der Herbst. Da ist Abwechslung von Monat zu Monat. Deine Ewigkeit aber, sie ist unveränderlich dieselbe — wie mag auch ein dich liebender Geist dieses „ewig dasselbe" ertragen und nicht vergehen!""

Er geht, sinnend über dem Gedanken, der ihn schon sonst oft und viel beschäftiget, weiter und weiter in den Wald hinein. „„Ja, sterben wollte ich gern, wäre nur noch, so lange ich im Fleische walle, der Gedanke deiner Ewigkeit klar und verständlich. Dein Anschauen ist süß, aber ewig, ohne Wechsel — wer erträgt den Gedanken; welches Seyn erträgt ein solches unwandelbares Hinblicken nach Einem Mittelpunkt des Lebens und immer demselben, ohne die Zwischenspiele des Schlafens und Wachens,

des Irrens und Wiederzurechtfindens, der Zerstreuung und Sammlung!""

Er geht sinnend und betend weiter. Und siehe der Wald wird immer fremdartiger und veränderter. Statt der alten Eichen und Tannen kommt da ein Gebüsch von Myrthen, bald hernach ein Wald von Cedern, dann von Palmen. Der Mönch will stehen bleiben, sich fragen, ob Alles nur ein Traum sey; aber ein Gesang zieht den zögernden Fuß weiter. Es ist der Gesang eines Vogels. Aus dem Wipfel einer Palme ertönt er und zu ihrem Fuße steht der Mönch endlich still, hinanstaunend nach dem Vogel mit prächtigem Gefieder, dem singenden Paradiesvogel. Die Töne sind so trauernd, als klagten sie um ein Vergangenes und Verlorenes; dazwischen aber wieder so freudig, so selig, als sprächen sie von einer nun bald kommenden unvergänglichen Herrlichkeit der Creaturen. Der Mönch horcht entzückt; es fließen ihm Thränen der Trauer und der Himmelssehnsucht von den Wangen.

Aber bald hat das Auge keine irdische Thräne mehr. Denn immer lieblicher, immer lebendiger weht eine Luft des Paradieses, immer lauter werden die Töne des Gesanges, welche von einer künftigen, ewig bleibenden Herrlichkeit der Creaturen sprechen. Der Mönch horcht und schaut unverwandt nach dem Paradiesvogel hin.

Endlich, sich selber gewaltsam aufraffend, denkt er: „„Siehe es wird wohl schon einige Stunden seyn, seitdem du da stehest und horchest.

Der Weg ist noch weit: wohlauf, du willst für heute heimkehren nach deinem Kloster. Morgen wird ja der Vogel wieder singen und du kommst dann und hörst ihn.""

Er geht, vertieft in ein süßes Schmecken der Freuden der Ewigkeit, von denen der Paradiesvogel gesungen, heimwärts, den Weg nach dem Kloster. Der Wald wird bald wieder der heimathliche, nordische und statt der Palmen und Cedern kommen Eichen und Tannen.

Da ist denn der Rand des Waldes. Die Hügel sind noch dieselben, die Wasser der Erde haben noch denselben Lauf, das Kloster aber — nach so wenigen Stunden — es scheint ein ganz anderes. Täuschen sich die Augen, oder sind jetzt wirklich da Thürme, wo heute am Morgen noch keine waren? Das Dach und der Giebel, das Thor und die Fenster so ganz anders, als sie noch heute früh gewesen!

Er tritt nun ins Kloster. Lauter fremde Gesichter, die stumm ihn ansehen; er glaubt einen unheimlichen, spukhaften Traum zu träumen, eilt hinauf nach seiner Zelle, um da sich zu sammeln und zu beruhigen. Aber wo diese Zelle einst war, da ist jetzt Gemäuer, keine Thür mehr hinein, noch Fenster. Erschrocken und fast unwillig kehrt er um. Er fragt die Mönche, die ihm nachgegangen wie einer fremden, bedenklichen Erscheinung: „„Wo ist der Archimandrit Johannes?"" — „„Johannes,"" sagen die Mönche, „„heißet unser Archimandrit nicht, er heißet Paulus Chrysostomus. Aber wer bist denn

du, der hier in unser Kloster eingegangen, so vertraut, als sey er da zu Hause?""

""Wer ich bin,"" sagt der Mönch, ""kennt ihr mich denn nicht? Erst heute Morgen gieng ich ja von hier aus in den Wald; ich bin Petrus*) Forschegrund, euer Bruder."" — ""Petrus Forschegrund,"" sagt ein alter Mönch, ""bist du der? Ich las in den alten Chroniken von einem Peter Forschegrund, der lebte vor tausend Jahren hier in unserem Kloster. Er kam aus fernem, südlichen Lande hieher. Er betete und forschte viel. Eines Morgens gieng er aus in den Wald und kam nie wieder. Wärest du der — siehe die Zeit ward seitdem eine andere, nur Gottes Erbarmen ist dasselbe.""

Da hebt Petrus seine Hände betend empor: ""O mein Gott!"" betet er, ""ich bebte in den Tagen meines Zweifels vor dem Gedanken deines ewigen Anschauens, ewigen, wechsellosen Genießens. Nun habe ich tausend Jahre nur den Gesang eines Vogels deines Paradieses gehört, welcher klagte, wie um etwas Verlorenes, und eine zukünftige Herrlichkeit verkündete. Und diese tausend Jahre sind mir vergangen wie etliche Stunden. Wie wird denn erst das Entzücken in dem Anschauen deines Angesichts selber, in dem Vernehmen deiner Nähe seyn! O Ewigkeit, o Ewigkeit, dein Gedanke so süß, dem erwachten Geist so leicht! — Wohlan, ich habe hier nichts mehr zu schaffen mit dem Ge-

*) In der Deutschen Volkssage heißt er Bruno.

schäft des Sehnens und Hoffens und Zweifelns. Denn mein Ohr hat schon gehört, mein Herz erfahren. Ich kehre zurück in den Wald zum Gesange des Vogels, der um das Verlorene klagt, aber auch von einer künftigen, ewigen Herrlichkeit singet!""

Da Petrus dieß gesagt, sinken die Hände und die Augen. Die Füße wollen sich noch bewegen, als möchten sie ihren Leib wieder hinaustragen durch den Wald der Eichen und Tannen in den der Cedern und Palmen, zum klagenden und dann freudig seligen Gesange des Paradiesvogels. Aber mit dieser letzten Bewegung sinkt auch der Leib, der nur noch im Traume des alt und längstvergangenen Lebens bestanden, zu Asche und in den hörenden Allen tönen die Worte: „„O Ewigkeit, Ewigkeit,"" unvergeßlich nach."

Ja, es ist noch eine Ruhe vorhanden, dem Volke Gottes, ein Sabbath, hehr und heilig und ohne Aufhören.

35) Ein lehrreicher Reisebericht*).

Ein vor Kurzem verstorbener Lehrer der Katholischen Kirche, ein Gottesgelehrter im rechten Sinne des Wortes, denn er war von Gott gelehrt, ein Mann, dessen treues Wirken in allen christlichen Confessionen gar viele Herzen an sich kennen lernten und dankbar segnen, wurde zu

*) Nach einer mündlichen Erzählung des seligen Bischoff J. M. Sailer.

seiner felsenfesten Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenglaubens und der Göttlichkeit der heiligen Schrift durch einen einfachen Reisebericht geführt. Dieß geschah so.

In seinen Jünglingsjahren war er, entweder durch die Widerspenstigkeit des eigenen, jungen Herzens, oder durch fremde, von außen eingegebene Zweifel, von dem einfältigen Kinderglauben an Gottes Wort und Wahrheit hinweg, auf allerhand menschlich falsches Dichten und Mißtrauen geführt worden. Sollte, so dachte er, was dir die Evangelisten von Jesu Christo erzählen, wohl wirklich wahr seyn? Und wenn auch der Hauptinhalt der Erzählung wahr wäre, sollte dieselbe nicht vielfach ausgeschmückt, verschönert und hiedurch verändert seyn?

Dieser Zweifel gieng ihm nach in die Kirche, in die christlichen Vorträge der Lehrer, in die einsame Kammer. Wenn er da beten wollte, wie sonst, und die Kniee auch beugte, die Lippen bewegte, kam das kalte, bittere Mißtrauen und stellte sich zwischen ihn und Gott. Sein Herz konnte nicht mehr beten, nicht mehr Nahrung nehmen aus Gott, nicht mehr an seiner ewigen Sonne sich wärmen; das arme Herz siechte, bangte, verschmachtete. Auf den Lippen, die sonst von Liebe zu Gott und den Brüdern überströmten, schwebten jetzt die kalten, todten, öfters vielleicht selbst bitteren Worte eines sich selber überlassenen, verarmten, von Unmuth und Zweifel bewegten Menschenherzens. Die ehemalige Heiterkeit war von dem Gesicht des Jüng-

lings wie aus seinem Innern entwichen, er fühlte sich so leer, so beengt; seine Zukunft, der von ihm erwählte Stand ohne den einzigen Trost von oben so trostlos, so ganz arm und öde. Dabei ein beständiges inneres Ringen nach Licht und Gewißheit, das ihn bei Tag und Nacht nicht ruhen läßt. Aber wer soll die Zweifel lösen? Armes Herz, dem Gottes Wort und Wahrheit nicht genügt, wie soll das ein Menschenwort überzeugen können?

Da kommt in die Stadt, wo der Jüngling lebte, ein alter, ehrwürdiger Ordensgeistlicher, der viele Jahre den Heiden in Indien das Wort vom Kreuz verkündigt hatte. Um den merkwürdigen Missionar sammelt sich Jung und Alt, neugierig und aus tieferem Antrieb der Liebe, ihn zu sehen und zu hören. Unser trauriger, zweifelkranker Jüngling kommt auch zu dem Alten. Dessen freudig kindliches Gesicht, dessen einfältig gläubiges Wort wecken Liebe, wecken Vertrauen.

Einst ist der Jüngling mit dem Greise allein. „Ehrwürdiger Vater! wie selig bist du, daß du eine Liebe in deinem Herzen trägst, die dir Kraft gab, für sie Alles zu thun und zu leiden, für sie zu leben und zu sterben; daß du Etwas hast und kennst, was du freudig und zuversichtlich für Wahrheit, für ewige, göttliche Wahrheit halten kannst. Mit mir, in mir ist es nicht so. Seit etlichen Jahren quälte mich der bittere Zweifel, ob wohl das, was die Apostel uns von Jesu Christo erzählten, auch wirklich wahr sey, und

wenn es dieß auch zum zum großen Theil ist, ob nicht die Erzähler manches Eigene zu dem Gesehenen und Gehörten hinzugesetzt, Manches ausgeschmückt und verschönert haben. Seitdem kann ich nicht mehr lieben und beten. — Was soll ich thun, um der inneren Bitterkeit der Zweifel zu entrinnen, was soll ich thun, um wieder Kraft und Muth zum Glauben, zum Beten, zum Lieben zu finden?"

Der Greis, mit väterlicher eindringender Freundlichkeit und Milde, ermahnt den Jüngling, elend und wortlos, wie er sich auch immer fühle, doch nur öfter zu beten, nur ernstlicher zu ringen. Gott lasse das noch unbefestigte Menschenherz auf Zweifelwogen gerathen, damit es zuletzt den ewig festen Ankergrund suchen und finden lerne, von welchem dann keine Woge mehr es hinwegreißen kann. Darauf erzählt der Alte, wie er in Indien die Zweifel scharfsinniger Heiden an der Wahrheit des Christenthums begegnet und besiegt. Hier aber, wie es den gesprächigen Greisen zu ergehen pflegt, geräth er unvermerkt in das Erzählen seiner merkwürdigen Erfahrungen und Schicksale auf seinen Reisen zu Wasser und zu Lande, unter Christen und Heiden, geht dabei, bald heitere, fröhliche Theilnahme, bald Furcht und Trauer des Mitleides erregend, so sehr ins Genaue und Einzelne ein, daß der Jüngling Alles selber mitzusehen und mitzuerleben glaubt und sein eigenes, inneres Leid ebenso — auf diese Augenblicke — vergißt, wie der Alte es gänzlich vergessen zu haben

scheint, wodurch und wie wie er zu seiner ausführlichen Erzählung gekommen. Auf einmal jedoch, als ob ein nothwendiges Geschäft ihn abriefe, bricht der Greis in seinem Reiseberichte ab, entläßt den Jüngling freundlich und bescheidet ihn nach etlichen Tagen, zur gelegenen Stunde wieder zu sich.

Der Jüngling, welchem der Arzt, dem er sich vertraut, bald eben so räthselhaft geworden wie seine Krankheit selber, findet sich zur bestimmten Stunde wieder ein. „Nun,“ sagt der Greis freundlich, „ich habe dir eben letzthin lauter Reiseabentheuer und Schicksale erzählt?“—

„Deine Erzählungen,“ erwiederte der Jüngling, „haben mich erfreut, erquickt, erbaut.“

„Wie aber,“ sagte der Alte, „glaubst du denn auch, daß ich dir Wahrheit erzählt habe?“

„Dein frommes, ernstes Gesicht, dein klares Auge sehen nicht so aus, als ob deine Zunge lügen könnte; ich glaube, daß, was du mir erzähltest, Wahrheit sey.“

„Sollte ich aber,“ fährt der Alte fort, „wenigstens nicht manches eigens Erdachte dem wirklich Erfahrenen hinzufügt, sollte ich das wirklich Gesehene nicht vergrößert, ausgeschmückt, verschönert haben?“

„Deine Worte,“ sagte der Jüngling, „lauten so einfältig, so kunstlos, so treu, daß ich glaube, du hast nichts Eigenes hinzugefügt, nichts vergrößert und falsch ausgeschmückt, sondern mir Alles so wahr und treu erzählt, wie es gewesen und geschehen.“

„Und wie nun, mein Sohn,“ spricht der Greis, „mir, der ich ein armer, sündiger, dem Irrthum unterworfener Mensch bin, willst du trauen, meine Worte, mein Erzählen, hältst du für wahr, den Jüngern aber des Herrn, welche sein heiliges Angesicht selber gesehen, seine Worte gehört, seine heiligen Hände berührt haben, welche sein Geist erfüllt und durchdrungen und ihnen Worte in den Mund gegeben, so einfältig, so treu, so wahr, denen willst du nicht glauben? Wirst du nicht erfunden als einer der nicht der Stimme der Menschen, sondern des heiligen Geistes widerstrebt?“

Da fühlt der Jüngling durch die Kraft, welche für ihn in diesen Worten gelegen, alle Heere der inneren Zweifel und irren Gedanken auf einmal geschlagen und vernichtet. Aus den Augen brechen Thränen der innigen Reue und Rührung. Er eilt nach Hause in sein stilles Kämmerlein. Hier auf seinen Knieen, auf seinem Angesicht sich vor Gott als armen, irrenden, seinem Wort widerspenstigen Sünder erkennend, hat er Vergebung in Christo gefunden. Mit der Vergebung aber Frieden, Freudigkeit, inbrünstige Liebe und jene Kraft des Glaubens, wodurch er als Lehrer und Schriftsteller, so wie mit dem Anblick seines stillen, in Gott verborgenen und geweihten Lebens Tausenden zum Segen und wirkenden Vorbilde geworden.

36) Die Vision.

Der Schreiber dieser kleinen Erzählung bekennt, daß er nur an einen Revenant, an einen aus dem Tode und Grabe Wiedergekommenen und Wiedererstandenen mit felsenfester Gewißheit glaubt. Das ist der, welcher sein Leben von ihm selber, aus eigener Kraft lassen und wiedernehmen konnte: der Sieger, welcher Tod und Grab unter seine Füße getreten.

Es giebt indeß Vieles unter dem Monde, wovon der Verstand „der Verständigen" nichts weiß, sich nichts träumen läßt, Vieles, das wahr ist und der Vernunft dennoch nicht wahr scheint. Gott kennt dieses Verborgene allein, der Mensch kann nur nach seiner Erkenntniß schweigen und des Urtheiles sich enthalten über Dinge, die er nicht selber erfahren und nicht versteht.

Man sollte wohl, am Meisten mit allen Mittheilungen von „neuen Wundern, von Geistererscheinungen und übernatürlichen Dingen" in unseren wundersüchtigen und zugleich ganz ungläubigen Tagen*) vorsichtiger als jemals seyn, obgleich Gott mannichfache Wege, den groben Unglauben unserer Tage zu beschämen, auch von dieser Seite her haben kann.

Das, was wir von dieser Art hier aus dem Leben der alten Anna Palisch erzählen, das mag zugleich zeigen, wie ein rechter Seelsorger und Vater seiner Gemeinde in solchen Fällen sich

*) Luc. 23, 8.

zu

zu verhalten habe. Denn der Pfarrer Gerber, so scheint es mir, handelte damals weislich.

Unsere arme Wittwe Palisch hatte auf der Welt noch einen Trost, eine Hoffnung; das war ihr 24jähriger Sohn, der noch bei einem Bauer im benachbarten Dorfe diente, der aber nun bald einen eigenen Hausstand übernehmen und heirathen, und dann die alte Mutter, — er war ja immer ein so guter Sohn gegen sie, — bei sich versorgen und pflegen sollte. Dieser Sohn aber bekommt ein Fieber und stirbt. Das Herz der alten Anna hatte sehr an dem einigen Sohne gehangen. Sie weint und kann nicht aufhören zu weinen. Zwar alle Tröstungen aus Gottes Wort und gutem Herzen, die ihr der treue Seelsorger giebt, nimmt sie willig und gern an, sie bekennt mit dem Munde: Gott sey gut und meine es gut mit ihr; aber die Thränen des Schmerzes und Leides fließen dennoch unaufhaltsam aus den Augen, denn der liebe Sohn, der einige Sohn und Freund, der fromme, treue, so liebevolle Jüngling ist nun gestorben.

Eines Nachts, da sie auch so in ihrem Bette betend und an den lieben Sohn denkend, aufsitzt und die Thränen des Leides und Schmerzens wollen gar nicht aufhören zu fließen, glaubt sie eine glänzende Erscheinung zu sehen. Es ist ihr, als erkännte sie in dem schönen verklärten Angesicht die Züge ihres geliebten Sohnes, als hörte sie seine Stimme, welche tröstend sagt: „Liebe Mutter, warum weinet ihr so lange um mich? Lasset nun ab von eueren Thränen, mir

geht es so wohl und ich bin an einem so guten Orte!" — Die Wittwe, freudig erschrocken, fragt: „Bist du es mein Sohn?" und glaubt hierauf ein Ja, als Antwort zu vernehmen.

Das war denn eine Tröstung in Kinder Art und Weise für eine Kinderseele. Sey das, was die arme Wittwe da zu sehen glaubte, etwas Innerliches gewesen oder Aeußerliches, es lag für sie eine Gotteskraft in dem Ereigniß. Das Leid war auf einmal hinweg genommen von ihrem Herzen, die Thränen alle gestillt; wenn sie an den Sohn dachte, war ihr gar nicht mehr wehe, sondern innig wohl: „Denn er ist ja in Gott und Gott ist überall bei mir. Ich hatte und habe ja meinen Gott und Herrn, und in ihm auch meinen Sohn."

Sie kommt am anderen Morgen zum Pfarrer. So freudig, so selig hatte er sie noch niemals gesehen. Und gestern noch so voll Thränen und Leid. Sie erzählt ihm, was ihr geschehen sey. Er freut sich, daß sie so getröstet sey, obgleich er glaube, die vermeintliche Erscheinung sey Täuschung gewesen. „Wie könnte," antwortet die Wittwe sehr zuversichtlich und fest, „eine bloße Täuschung solche Kraft haben, alles Leid aus dem Herzen wegzunehmen und es so froh und stark zu machen?" — Der Pfarrer warnt sie noch beim Abschiede: sie möge vor der Lüsternheit nach solchen ferneren wunderbaren Tröstungen und Erscheinungen sich hüten und das Herz wachsam im Gebet erhalten, denn hier sey oft Gefahr der Seele. Wenn ihr wieder etwas

Aehnliches widerführe, solle sie nur zuerst zu ihm kommen, es ihm vertrauen.

Sie erfuhr seitdem nie wieder etwas Aehnliches. Aber ihr Herz blieb getrost und freudig, ihr Angesicht war immer so voll Zuversicht, wie das eines Pilgrims, der geraden Weges zur theueren Heimath geht und sieht diese schon ganz nahe vor sich.

37) Mahanaim.

Jacob aber zog seinen Weg; und es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er sie sahe, sprach er: Es sind Gottes Heere; und hieß dieselbige Stätte „Mahanaim." —

Welches Herz sollte sich nicht in die liebliche Morgenzeit der Geschichte unseres Geschlechts zurück- und hineinsehnen, in die Zeit, da die Boten Gottes, dem Auge sichtbar, an den Menschen vorüberwandelten und ihnen begegneten. Und dennoch ist die Zeit der reifenden Früchte, welche durch Christum auf Erden kam, eine noch reichere und herrlichere, als die liebliche Frühlingszeit, da der Feigenbaum Knospen gewinnt und der Weinstock seine Augen. Es kommt in der sichtbaren Natur öfters vor, daß auf einer anfänglicheren Entwicklungsstufe, irgend ein Organ als etwas Aeußerliches, Abgetrenntes ins Auge fällt, was bald hernach, auf einer späteren Stufe, ein zwar sehr wesentliches, dem Leben nothwendiges, aber zugleich ein innerlich verborgenes wird. Ist doch sogar

bei dem Küchlein im Ei, in den ersten Tagen des Bebrütens, der Weg des Blutes, der bald hernach an ein im Innersten des Leibes sich bewegendes Herz übergeht, ein außerhalb dem Leibe, nur an dem Umfang desselben Gelegenes und das augenfällige, wundervolle Geschäft des Nesterbauens, des Brütens und Fütterns der Jungen, bei dem Vogel wird im Säugethiere zu einem stillen, innerlich verborgenen Werk des Bildens und Gestaltens. So erschienen auch dem Menschen in der kindlichseligen Morgenzeit seines Geschlechts jene Kräfte der andern Welt, jene Heere Gottes, als etwas Aeußerliches, dem Auge Sichtbares, welche, seitdem Christus ins Fleisch gekommen, in dem verborgenen Innern des Menschenherzens selber Wohnung genommen haben. Aber wenn es uns auch mehr oder minder mit jenen wundervoll helfenden Kräften und Heeren Gottes so ergeht, wie mit der Speise, welche, wenn sie erst in das Innere unsers Leibes aufgenommen worden, nicht mehr geschmeckt und von unsern Sinnen wahrgenommen wird; wohl aber und nur desto mehr durch ihre nährende, stärkende Wirkung sich kund giebt, so sind dieselben noch immer nicht minder zu unserm Dienst und Heil geschäftig, als damals, wo sie ihr Angesicht wandten vom Hain zu Mamre, um ein in Gottes Augen werth geachtetes Menschenleben aus dem Tod der Flammen zu retten (Genes. 18.). Die Mahanaim begegnen uns nur näher und auf eine unserm Wesen verähnlichtere Weise, entweder als unwidersteh-

licher Zug in unserm Innern oder in der Gestalt und in den Handlungen sterblicher Menschen.

Ich will hier einige solche Begegnungen der hilfreichen Heere Gottes: einige Rettungen der Menschenseele aus der Gefahr des ewigen Unterganges aus einem Buche erzählen, von welchem ich von Herzen wünsche, daß es allen christlichen Lesern dieses Büchleins bekannt seyn oder werden möge: aus dem „Leben und Wirken von Johann Newton, evangelischen Prediger in London (Basel, bei Schneider 1831). Denn ich darf es aus Erfahrung bezeugen, daß in wenig Büchern dieser Art eine so erweckende, stärkende, geistig nährende Kraft sey, als in diesem lieben Buche.

Newton hatte als Seecadet durch jugendliche Unbesonnenheit und den unverantwortlichsten Leichtsinn sich in eine Lage gestürzt, welche eigentlich für ihn, bei seinem damaligen Gemüthszustand, der Rand eines Abgrundes war, aus welchem keine Rettung möglich schien. Zuletzt, da er, freilich durch eigene Schuld, den Unwillen und den Haß seines Capitäns auf sich gezogen, um Rang und Ehre sich gebracht hatte, und nun der Gegenstand der allgemeinen Verachtung der rohen Seeleute seines Schiffes geworden war, schwankte sein verwildertes, von Gott entfremdetes Gemüth nur zwischen den beiden Entschlüssen: der Ermordung des Capitäns oder des Selbstmordes, und der einzige schwache Stab, der ihn noch — wer weiß, auf wie kurze Zeit — aufrecht hielt, war eine Liebe,

deren Hoffnungen nur einem Phantasiegebilde glichen. Schon waren die Geschäfte der Flotte auf Madeira beendigt, das Schiff, worauf Newton sich befand, sollte jetzt — auf fünf Jahre lang — nach Indien gehen; nur noch wenige Stunden und der unselige Jüngling wäre mit dem bösen Geist des Hasses und der Mordlust in seinem Innern allein gelassen, hinausgeführt worden auf den langen Weg des Meeres, wo in Kurzem vielleicht der Tod eines Verbrechers, durch eigne oder fremde Hand, ihn erwartet hätte; da sendet Gott unerwartet „einen Boten seiner Vorsehung." Newton wollte an dem merkwürdigen Morgen, an welchem sein Schicksal der Entscheidung nahete, noch länger in seiner Hängematte bleiben und schlafen; da nöthigt ihn einer der Schiffs-Cadeten, einer seiner frühern Ranges-Genossen, ohne einen eigentlichen Grund dazu zu haben, zuletzt sogar gewaltsam, zum Aufstehen. Mit verbissenem Zorn hierüber kleidet sich Newton an, und geht schweigend aufs Verdeck, wo er in demselben Augenblick anlangt, da ein Mann seine Kleider in ein Boot wirft, um nach einem in der Nachbarschaft vor Anker liegenden Guineaschiff hinüber zu fahren. Aus diesem Schiff waren nämlich zwei Mann herüber gekommen auf das Schiff Harwich, worauf Newton sich befand, und es sollten dafür zwei andre vom Harwich auf Befehl des Admirals Pocock an den Guineafahrer abgegeben werden. Nun war es schon in England Newtons sehnlicher Wunsch gewesen, nicht nach Indien, son-

dern nach Guinea zu gehen. Sein Herz entbrannte deßhalb, da er diese Gelegenheit zur Erfüllung seines Sehnens bemerkte, wie Feuer; er bat, das Fahrzeug möge ein wenig warten, lief zu den Unteroffizieren, und ersuchte diese, sich beim Capitän für seine Entlassung zu verwenden, und diese, welche dem ausgelassenen Jüngling sonst wenig geneigt waren, ja der Capitän selber, der sich in Plymouth nicht einmal durch die Fürbitte eines Admirals hatte bewegen lassen, den jungen, talentvollen Verbrecher auszuliefern, fanden sich dießmal zur Gewährung seines Wunsches bereit; schon in einer halben Stunde nach seinem gewaltsam erzwungenen Aufstehn vom Lager sieht er sich aus dem für ihn doppelt todesgefährlichen Schiffe entlassen und in ein anderes versetzt. „Dieß war," fügt er in der Erzählung seiner Lebensgeschichte hinzu, „einer der vielen, wichtigen Wendepunkte meines Lebens, in welchen der Herr seine weise, väterliche Vorsorge für mich aus Gnaden offenbarte, indem er manche unerwartete Umstände beinahe in einem Augenblicke zusammentreffen ließ. Diese plötzlichen Schickungen wurden zu verschiedenen Malen wiederholt; jede derselben brachte mich in einen ganz neuen Lebenskreis, und sie wurden gewöhnlich bis beinahe zu der letzten Minute aufgeschoben, in der sie statt finden konnten."

Ein zweiter solcher „Bote der Vorsehung" begegnete dem verirrten Jüngling, den sich Gott zu einem so kräftigen Rüstzeug für die Zukunft ausersehen hatte, fünfzehn Monate nachher, als

er sich in Guinea selber niedergelassen hatte, und hier Anfangs in furchtbarer Verlassenheit und Noth, ein „Sklave der Sklaven" gewesen, dann aber in eine etwas glücklichere Lage gekommen war, welche sein durch die vorhergegangene elende Knechtschaft vollends ganz entmenschtes Gemüth in einen thierischen Sinnentaumel versenkt hatte, worin er der Rückkehr nach seiner christlichen Heimath fast vergessen hätte. Er war schon ganz nahe an jenem dumpfen Zustand, worein viele Europäer in Africa gerathen, welche verstrickt in die Netze der wilden Sinnlichkeit des Landes und seiner Eingebornen, allmälig die Gesinnungen und Sitten der Neger, ja sogar den heidnischen Aberglauben derselben, an Zaubereien, Amulete u. s. w. annehmen, so daß sie dann hierin ärger und verblendeter sind, als die Neger selber. Da naht sich ein Schiff der Küste von Africa, dessen Capitän mittelbar durch Newtons Vater den Auftrag hatte, den verlorenen Sohn mit nach Hause zu bringen. Aber eben dieses Schiff landet bei Sierra Leona und der Capitän läßt sich zwar hier und auf den Bananoes-Inseln eifrig und angelegentlich nach Newton erkundigen, da er aber erfährt, daß der Aufenthalt desselben tief im Lande sey, giebt er seine Nachforschungen auf und will wieder absegeln. Indeß hatte es Gott wirklich so gefügt, daß der Jüngling eben in diesem Augenblick in Kittam war, an einem Puncte, welcher nur eine Stunde weit von der Seeküste abliegt. Scheinbar nur ein Zufall hatte ihn abgehalten, schon

vor etlichen Tagen wieder eine Handelsreise, in eine von der Küste abgelegene Gegend anzutreten. Da geschieht es, daß einer der Gefährten einmal an den Strand geht, und da er in einiger Entfernung ein Schiff vorbeisegeln sieht, ein Feuer anzündet, um durch den Rauch desselben dem Schiff ein Zeichen zu geben, daß er Lust habe, mit ihm Handelsgeschäfte zu machen. Das Schiff war zwar schon jenseits der Stelle, an welcher jener das Feuer angezündet hatte, und ein eben wehender günstiger Wind würde es in Kurzem ganz aus dem Angesicht dieser Küstengegend entfernt haben; dennoch ließ der Capitän Anker werfen, und siehe da, das Geschäft, das er hier (ohne es zu wollen und zu wissen) für den Herrn aller Herrn ausrichtet, ist die Rettung einer Seele. Es war nämlich dasselbe Schiff, welches unsern Newton mitnehmen sollte, und der Capitän, da er die Nähe des Jünglings erfährt, läßt diesem, welcher jedem wohlthätigen Anerbieten solcher Art fast abgeneigt war, keine Ruhe, bis er (am Meisten bewogen durch die oben erwähnte schwärmerische Liebe, die in seinem Herzen war) in den Vorschlag eingeht und sich zur Reise nach England einschifft. Und so war der verwilderte Jüngling gerade noch im letzten Augenblick, wo dieß möglich schien, wie ein Brand aus dem Feuer gerettet; denn da bald hernach sein Vater starb, welcher diese letzte Vorsorge für ihn getroffen hatte, würde Niemand weiter, so wie jener Capitän, sich um ihn bekümmert haben, er hätte

unter den Negern gelebt und unter ihnen sein Ende gefunden, ärmer und entfremdeter von Gott, als ein geborner Heide.

Der dritte und wichtigste „Bote der Vorsehung,“ welcher Newton in jener Zeit seiner Verirrungen zu seinem Herrn, der ihm so treu nachgegangen war, zurückrief, war ein Meeressturm und die bei dieser Gelegenheit ihm gekommene Rettung aus Lebensgefahr. Doch ehe wir das Geschäft dieses dritten Boten beschreiben, ist es nöthig, einen Blick zurückzukehren auf die Geschichte seiner Kindheit.

Auch an Newton bewährte sich jenes alte Sprüchlein als wahr:

Frommer Mütter Flehn und sanfte Zucht,
Trug noch immer gute Frucht.

Seine Mutter war eine fromme, erfahrene Christin, welche dieses ihr einziges Kind oftmals mit viel Gebet und Thränen dem Herrn empfahl. Sie selber hatte ihn in seinem dritten Jahre englisch lesen gelehrt, und seinem trefflichen Gedächtniß einen köstlichen Vorrath von Bibelsprüchen, ja von ganzen Capiteln und größeren Abschnitten der heiligen Schrift eingeprägt, so wie Stellen aus Katechismen und fromme Lieder. Ihr stiller, sehnlicher Wunsch war es, daß ihr Sohn die Gaben, welche ihm Gott verliehen, einst ganz dem Dienst des Evangeliums widmen möchte. Aber welch ein Leben voller Gräuel und Verirrungen, welche Führungen und Heimsuchungen zu Wasser und zu Land mußte

dieser Sohn noch hindurchlaufen, bis endlich wirklich der Wunsch seiner frommen Mutter in Erfüllung gehen konnte. Denn diese starb, als der Knabe noch nicht sieben Jahre alt war, und nach ihrem Tode war Niemand da, der sich seiner mit einer wahrhaft christlichen Weisheit und Liebe angenommen hätte. Er gerieth in böse Gesellschaft, deren Gesinnung und Sitten er annahm, und obgleich er in Gegenwart seines strengen Vaters, der ihn schon in seinem 11. Jahre mit sich zu Schiffe nahm, sehr zurückhaltend und äußerlich ehrbar sich betrug, so war er doch, wo er es unbemerkt vom väterlichen Auge konnte, um desto ausgelassener. Dennoch war es schon in dieser Zeit sehr bemerklich, wie Gottes Erbarmen und seiner frommen Mutter Zucht und Lehren, ja wie sogar die stillen Wünsche ihres Herzens ihm nachgiengen, und ohne daß er es selbst bemerkte, an ihm zur Erfüllung kamen. Zweimal ließ ihn Gott die Wahrheit des alten Liederverses erkennen: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Damit sein Herz zu dem zurückkehren möge, welcher allein „Hilfe thut, daß wir Gnad erlangen.“ Einmal, als er vom Pferde stürzend, nur wenige Zoll neben den spitzigen Stummeln einer frisch abgehauenen Hecke niederfiel, ein anderes Mal, als er mit einem seiner vertrautern Bekannten eine Fahrt nach einem Kriegsschiffe verabredet hatte, und zu seinem großen Verdrusse zu spät kam, gleich darauf aber erfuhr, daß das Boot umgeschlagen und sein Freund mit mehrern An-

dern ertrunken sey. Beide Fälle wirkten indeß in seiner Seele nur eine vorübergehende Rührung. So war es auch eine Nachwirkung des Einflusses seiner frommen, treuen Mutter, was ihn von seinem Knabenalter an bis zu seinem Jünglingsalter, mehre Male zu einem Stillestehn auf dem Wege seines Leichtsinns, zu einer Einkehr in sein eignes Innres brachte. Und obgleich er hierbei mit all seinem Beten und Fasten, mit dem viele Stunden des Tages dauernden Lesen der heiligen Schrift und dem Betrachten ihres Inhaltes immer nur auf die Weise der Pharisäer seine eigene Gerechtigkeit aufrichten wollte, jene Gerechtigkeit aber, welche allein vor Gott gilt, nicht erkannte; so war doch jede Periode einer solchen Einkehr für ihn eine wohlthätige Hemmung, ein Zurückhalten auf dem Wege des Hinabstürzens in den Abgrund des zerstörenden Lasters. Und auch dann, als in seinem Jünglingsalter das öfter wiederholte Lesen von Lord Schaftesbury Rhapsodien wie ein feines Gift alle noch übrigen Keime des Guten, wie es schien, auf immer, erstickt hatte, ward für ihn die unvermuthete Erfüllung eines der stillen Wünsche seiner seligen Mutter ein neues Seil der Rettung, das ihn aus den Wellen der innern Todesgefahr nach dem Hafen zog.

Diese fromme Mutter war nämlich in genauer Freundschaft gestanden mit einer gleichgesinnten, weitläufig mit ihr verwandten Familie in Kent, in deren Hause sie auch (denn Newtons Vater befand sich damals auf einer Seereise)

gestorben war. Die älteste Tochter dieser Familie hatte der Wunsch beider Mütter zur künftigen Gemahlin für unsern Newton ausersehen, welcher hievon nichts wissend noch ahnend, mehr durch Zufall, als durch irgend einen Zug des eignen Willens, in das Haus dieser weitläufigen Verwandten geführt, sogleich, beim ersten Erblicken jener damals vierzehnjährigen Jungfrau, eine so innige, feste Zuneigung zu ihr faßte, daß diese Neigung mitten unter allen spätern Verirrungen für ihn das Band ward und blieb, was ihn, wenn auch nicht unmittelbar an Christus, doch an die äußerlich sichtbare Christenheit festknüpfte und zuletzt in diese und in seinen künftigen Lehrerberuf leitete. Wie indeß Newton bei allen diesen Lichtblicken aus einer obern Welt, welche in sein Dunkel hineinfielen, sich benommen, und wohin er gerathen, das haben wir schon im Vorhergehenden gesehen, und wollen es noch mehr, bei Gelegenheit der dritten Anfassung seines starr gewordenen Herzens, durch Gottes rettende Hand aus der Gefahr des Seesturms erkennen.

Auf jenem Schiff, das ihn von Guinea freundlich nach England geleiten sollte, hatte Newton kein eigentliches Geschäft, sondern war zunächst nur ein Gast und Gefährte des Capitäns, in dessen Cajüte er wohnte, an dessen Tisch er speiste. Diese Geschäftslosigkeit, zusammen mit dem ein ganzes Jahr dauernden Aufenthalt des Schiffes an den Küsten von Africa, führte einen Ausbruch des innern Verderbens des elen-

den Jünglinges herbei, dergleichen noch keiner, von solcher schauderhafter Macht, in seinem Leben vorgekommen war. Spott und Lästerungen über Alles, was dem Christen, ja, was jedem feinfühlenden Menschen heilig ist, eine ununterbrochene Reihe von Ruchlosigkeiten und Lastern aller Art: das war jetzt das Geschäft und Tagwerk des durch Schaftesbury's Schriften auf den Weg einer höhern Bildung geführten Geistes. Selbst der rohe und eben nicht gewissenhafte Capitän des Schiffes erschrack und entsetzte sich über das noch nie bemerkte Maß der Ruchlosigkeit, bei so jugendlichem Alter und sagte später, als dem Schiff mannigfache Unfälle zustießen, öfters, all dieß Unglück komme ihm daher, weil er einen Jonas, einen Sünder, welchem der Fluch überall auf dem Fuße nachfolge, in sein Fahrzeug aufgenommen habe. Am Tage vorher, ehe der „dritte Bote der Vorsehung" zu dem verirrten Herzen des Jünglings kam, durchzog dieses, wie das Leuchten eines fernen Blitzes, ein Gedanke, dergleichen lange nicht in dasselbe gekommen war. Unter den wenigen Büchern am Bord des Schiffes, befand sich Thomas a Kempis. Newton nimmt das Buch, liest in ihm gleichgiltig, wie etwa in einem Roman, da fällt ihm ein: „Wie nun, wenn diese Dinge wahr wären?" Die Kraft der hieraus hervorgehenden Folgerungen fällt ihm unerträglich, er mischt sich in ein eitles Gespräch seiner Schiffsgefährten, und geht am Abend so sorglos zu Bett, als gewöhnlich. Da weckt ihn in der

Nacht der Stoß der Meereswogen, deren Gewässer schon die Cajüte erfüllt, darin er schläft, zugleich das Geschrei vom Verdeck: „Das Schiff versinkt.“ Er eilt hinauf zum Verdeck, auf der Treppe begegnet ihm der Capitän, der ihn bittet, ein Messer mitzubringen. Während er dieses holen will, geht ein Anderer an seiner Stelle hinauf, und wird rettungslos von einer Welle ins Meer hinabgerissen. Die eine Seite des Schiffes war schon zertrümmert, das ganze Fahrzeug voll Wasser, wurde nur noch durch die specifische Leichtigkeit seiner meist aus Wachs und Holz bestehenden Ladung über dem Meere erhalten. Dennoch, in all dieser Gefahr, sagt der Jüngling zu einem seiner Gefährten leichtsinnig: „in einigen Tagen wird uns diese Noth den Stoff zu einer guten Unterhaltung bei einem Glas Wein geben.“ Der andere aber, minder verhärtet als Newton, antwortet hierauf mit Thränen: „Nein, jetzt ist es zu spät.“ Um neun Uhr, als er indeß rüstig an den Pumpen gearbeitet hatte, und nun ganz erschöpft war, geht er zum Capitän, um mit diesem zu sprechen, und beim Zurückkehren entfahren ihm unwillkürlich die Worte: „Wenn dieß nicht hilft, so helfe uns Gott.“ — Dieß war das erste Verlangen nach Gnade, das seit Jahren in sein Herz und über seine Lippen kam. Aber er fühlt sich durch sein eigenes Wort geschlagen. Was geht, sagt eine Stimme in seinem Innern, dich die Gnade an? — in dumpfer Gleichgültigkeit geht er, und arbeitet, so lang die Kräfte ausreichen, an der Pumpe, dann, nach der Ruhe

einer einzigen Stunde, am Steuerruder. Hier, den Tod der Wellen, in welche und durch welche er das Fahrzeug führt, vor Augen, bedenkt er sein ganzes vergangenes Leben mit allen Rettungen und Gnadenführungen Gottes, mit allen seinen eigenen Untreuen. Er gedenkt der „beispiellosen Frechheit, womit er die evangelische Geschichte, deren Falschheit er nicht beweisen kann, obgleich er von ihrer Wahrheit nicht überzeugt ist, bisher zum Gegenstand seines Gespöttes machte." Für einen solchen Sünder, wie er ist, scheint keine Rettung, dieß sagen ihm die Sprüche, welche ihm aus der frühern Zeit noch in Erinnerung geblieben, wie Sprüchw. 1. v. 24 — 31; Hebr. 6. v. 4 — 6. 2 Petr. 2. v. 20. Als er jedoch um 6 Uhr Abends die Nachricht hört, daß das Schiff nun vom Wasser befreit, und noch Hoffnung zur Rettung sey, da beginnt in ihm ein Gebet, wie das Rufen der Raben, wenn sie um Futter schreien: ein Gebet, das, so wenig dasselbe auch noch aus einem eigentlichen, kindlichen Herzen kommt, dennoch von dem Vater der Barmherzigkeit nicht verschmäht wird. Es entsteht in ihm der Wunsch, daß doch das, was er von Jesu, von seinem Tod für die Sünder gehört und gelesen hat, wahr seyn möge, glauben jedoch, daß es wahr sey, kann er noch nicht. Da wagt er es, auf Gottes Verheißungen hin, diesen um Glauben zu bitten, und dieß war der Anfang des neuen, innern Lebens aus Gott, das von nun an in ihm begann, und durch göttlichen Beistand niemals wieder in ihm erlosch. Aber dieses neu-

er-

erwachte Leben mußte selbst in der dießmaligen Noth noch länger bekräftigt werden. Die Todesgefahr, zuerst des Unterganges in den Wellen, dann des Verhungerns, hielt noch Wochen lang an, und ohne Aufhören wiederholte es der Capitän vor Newtons Ohren: daß nur dieser die Ursache alles Unglücks sey, und daß die Wuth des Oceans sich legen würde, wenn man diesen fluchbeladenen Sünder ins Meer würfe. So wenig es mit dieser letztern Aeußerung dem Capitän Ernst war, so sehr, so tief traf jedes Wort der Art des Jünglings Seele, denn er fühlte, er habe Gottes und der Menschen Zorn verschuldet. So diente ihm jeder Tag, jede Stunde des längern Ausharrens in solcher Noth, wie einem Kinde, das zu lernen anfängt, zu einem segensreichen Wiederholen der Wahrheit: daß er ein großer Sünder sey, Gottes Erbarmen in Christo aber noch größer als seine Sünde. Und diese Lehre war es, in welcher sein Glück den rechten Ankergrund faßte, und bei welcher er nachher, bis zu seinem letzten Hauche, unverrückbar fest verblieb.

38) Simon Johanna, hast du mich lieb?

Die Liebe des Christen zu seinem Herrn wird oft im Leben auf gar merkwürdige Kreuzwege gestellt, wo der Mensch für sich allein nicht wissen würde, sollte er den Weg zur Rechten oder zur Linken wählen, leitete ihn dann nicht selber

der Geist dessen an seiner Hand, der gesagt hat: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Da gilt es oft, das Liebste, das Beste, das der Mensch auf Erden hat, aufzugeben, um das noch Liebere, das noch Bessere, das Kreuz des Herrn Jesu zu erfassen.

Ein Gelehrter, besonders wenn er so einsam in der Welt dasteht, wie der ehrwürdige Regens W. zu N. (nunmehriger Bischof), hat wohl schwerlich etwas Anderes, an dem sein Herz, unter allen irdischen Besitzungen, so innig hängt, als ein Manuscript, dessen Ausarbeitung die schönste Zeit der Jugend, die kräftigsten Jahre des Mannsalters gekostet hat. Unser ehrwürdiger Regens hatte (im Jahre 1809) ein solches, sehr gelehrtes, geschriebenes Werk über die Propheten, in seinem Kloster liegen und dabei viele kostbare Bücher, die er durch die Mühe und Opfer fast eines ganzen Menschenlebens sich erworben. In einem anderen Theile der Stadt lagen aber, nach der kurz vorher geschehenen Schlacht, viele Schwerverwundete und Sterbende, denen der Regens göttlichen Trost und Erquickung des Geistes wie des Leibes gereicht hatte. Da nun durch das heftige Bombardement die Stadt an mehreren Seiten sich entzündete und das Klostergebäu, worin das Manuscript und die Bücher waren, fast zugleich mit dem Gebäude in Flammen stund, worinnen die armen kranken und sterbenden Brüder lagen und jeder Andere nur an seine und an seines Eigenthums Rettung dachte, da war der theure, edle

Christusjünger bald darüber entschieden, was er thun sollte: er ließ das Manuscript, diese Arbeit vieler Lebensjahre, und die kostbaren Bücher verbrennen und trug die Kranken und Sterbenden auf seinen eigenen Schultern aus der Feuersgefahr hervor. — Ja, du treuer Glaubensheld! er, der Wahrhaftige und Getreue, wird deine Treue lohnen.

39) Und der Herr wandte sich und sahe Petrum an.

Es ist schon eine große Kraft in dem Blick eines Menschen, der Gottes Ernst und Gottes Liebe an seinem Herzen erfahren hat und der den Segen dieser Erfahrung in seinem Herzen bewahrt; wie groß muß dann erst die Kraft eines Blickes von dem seyn, dessen Augen Seele und Geist in ihren innersten Tiefen durchdringen, und vor welchem alle Gedanken und Anschläge des Menschenherzens bloß und offenkundig daliegen!

Zu Berg, bei Stuttgardt, lag ein alter, vom Schlagfluß gelähmter Mann, Johann Georg Boley, Jahre lang auf dem Krankenbette und wartete mit innigster Sehnsucht, doch ohne Ungeduld, der lieben Stunde, die ihn heimführen sollte zu seinem Herrn. Die Gestalt war verfallen, die Kräfte der Glieder waren geschwunden, aus den Augen aber blickten desto mächtiger die Kräfte eines Lebens hervor, welches nicht mit dem Leibe vergeht. Seelen, die durch

Gottes Gnade lauter und ohne Falsch waren, erquickte dieser Blick und die einfache Rede des Mundes, welche göttlicher Gedanken voll war. So machten die Worte und der Anblick des kranken, damals sechs und sechszigjährigen Boley, auf das fromme, etwa sechsjährige Kind eines Kaufmanns in Stuttgardt, das den Unterricht des ehrwürdigen Flatt genoß, einen Eindruck, von welchem am Abende beim Nachhausekommen der Mund kindlich lobend übergieng. Arme, einfältige Seelen, gedrückt durch mannichfache äußere Noth, fanden an diesem Krankenbette einen Trost, den die Welt nicht giebt. Dagegen fühlten sich Andere, an deren Herzen etwa der Wurm nagte, der nie stirbt: Gotteshaß, oder eine geheime Todesschuld, welche Niemand kannte als der innere Rächer; Menschen mit einem Herzen voll Trug und Falsch, in Boleys Nähe und seinem ernsten, durchdringenden Blick gegenüber, so beängstigt, so unwohl, daß sie entweder in feindselige Regungen des Hasses versanken, oder daß es ihnen so ergieng wie der Blutschuldnerin, von welcher wir hier erzählen wollen.

Der alte Boley war eines Tages allein im Zimmer. Ein fremdes Bauernweib tritt herein mit einem Fäßchen, und bietet ihm Brandtwein zum Kauf an. Boley braucht keinen, er weiset den Antrag ab. Das Weib wiederholt, ungeachtet seines mehrmaligen Abweisens, den Antrag, wird zuletzt frech zudringlich und will nicht von der Stelle gehen. Boley schweigt jetzt und blickt

die Brandtweinverkäuferin nur ernst an. Ihre Blicke begegnen den seinen und können diesen nicht mehr ausweichen. Sie hört auf zu markten und zu schelten und schaut, mit immer steigender Unruhe, unverwandt den alten Boley an. Endlich fragt sie und wiederholt mehrmalen die Frage: „Was sieht Er mich denn so an?“ Boley schweigt und blickt nur ruhig ernst diese unruhigen Augen und bewegten Mienen an. Da ruft die Verkäuferin heftig bewegt aus: „Er braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts Böses gethan.“ Der Greis, noch immer schweigend, blickt sie ernster an. — Da ruft jene wieder: „Ich habe gewiß nichts Böses gethan! Sehe Er doch einmal weg! man meint ja, Er wolle einen erstechen?“ — Boley schweigt. — „Ach lieber Gott, laß Er mich doch gehen! was will Er denn von mir? — Ach, ich seh' schon, Er weiß es, ich wills Ihm ja gerne gestehen! Eins habe ich gehabt!“ — Der Greis spricht bloß: „So? Eines? ich habe Sie nicht gefragt.“ — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr.“— Boley schaut sie durchdringend an und fragt: „So? nur Eins?“ — „Ach,“ spricht die Verkäuferin, „woher weiß Er denn Alles? Ja freilich hab ich zwei gehabt, aber sag Er's um Gotteswillen Niemand! Ich hab ihnen gewiß nichts zu leid gethan, gewiß nicht.“ — Da fragt der Greis, immer ernster blickend: „So? nichts zu leid gethan?“ — Jene schreit heftig auf: „Ach Gott im Himmel, nein, ich habe eines davon

erstochen! was ist das für ein Mann. Gott behüt einen vor diesem Manne," und so schreiend läuft sie eilig zum Hause hinaus und ist dem kranken Alten schnell aus den Augen, ehe dieser sich nur besinnen kann, was zu thun sey.

Einen ähnlichen Fall, bei welchem sich auch zeigte, was der Blick eines Menschenauges vermag, das gewohnt ist, oft und unverwandt zu Gott emporzublicken, erzählt der selige Stilling, wenn ich nicht irre, in seinem Taschenbuche. Ein Soldat, wie von der Wuth eines wilden Thieres ergriffen, Gotteslästerungen ausschäumend, steht da auf dem Markte und haut mit gezogenem Säbel um sich, als wollte er nicht bloß die Feinde „der großen Nation," sondern alle wehrlose, am Kriege unschuldige Bewohner der Stadt, in welcher sein Regiment einquartirt worden, umbringen. Ein ehrwürdiger Diener des Wortes hört dieses Fluchen, diese Gotteslästerungen. Er kann es nicht länger dulden. Allein und ganz wehrlos geht er zu dem Wüthenden heran, klopft ihn unversehens stark auf die Schulter und gebietet ihm im Namen Jesu Christi Ruhe. Der Wüthende wendet sich um nach dem, der ihn so geschlagen, begegnet dem Auge, hört den großen Namen und sinkt gedemüthigt und voll Reue — auf eine den meisten Zuhörern unbegreifliche Weise — vor dem Manne des Wortes nieder. Hier wirkte der große Name und das ernste Menschenauge ganz so wie in jenen Sagen, nach welchen, durch beide, Lö-

wen und wilde Thiere gebändigt und ihre Rachen ihnen gehalten wurden.

Solche Kraft wohnt schon in einem Menschenauge, welches mit ganzem Ernste Gott, den lebendigen Gott, in Christo suchet und täglich findet. Jenes Aufsehen aber, welches des Menschen Odem bewahret, ist, heilbringend und strafend, noch kräftiger als der Menschenblick. —

Der selige Johann Jacob Stöckle, Weingärtner zu Gablenberg in der Pfarrei Gaisburg bei Stuttgardt, eine Seele, in welcher zuletzt auch nicht mehr das Wesen des alten Stöckle, sondern Jesu Christi Kraft und Geist lebten, erzählt in seinem schriftlich hinterlassenen Lebenslauf, daß er zwar schon frühe in seiner Jugend den Zug des Vaters zum Sohne empfunden, durch zügellosen Leichtsinn ihn aber jederzeit von sich gestoßen habe. Einmal, in seinen Jünglingsjahren, da er eine ganze Woche hindurch jede Nacht mit Tanzen und Spielen wild hingebracht und gegen die Stimme des Geistes im Innern sein Ohr verstockt hatte, da begegnet ihm auf seinem Lager der Blick dessen, welcher nicht will den Tod des Sünders, sondern daß dieser sich bekehre und lebe. Der Jüngling netzet sein Lager mit Thränen einer innigen, tiefen Bewegung, deren Zug und Ende er erst später ganz verstehen lernt.

Die Kinder Israel konnten den Anblick Mosis, da er vom Berge kam, aus der unmittelbaren Nähe dessen, der ohne Anfang ist, nicht ertragen; Moses, wenn jene zu ihm traten,

mußte sein Angesicht verdecken. Wie sollte denn ein Herz, das nicht rein ist, das Anschauen, den Blick des ewigen Gottes, des Richters aller verborgenen Gedanken, aller Worte und Thaten ertragen, des Gottes, vor welchem nichts bestehet, das nicht hienieden in seiner Kraft geläutert war. Wohl dem Menschen, der, wenn ihm dieser Blick noch im Kampfe des leiblichen Lebens begegnet, sich wendet, wie einst Petrus, und Thränen der innern, lebendigen Bewegung und Reue weint. Einem solchen weinenden Auge begegnet dann der, welcher die Thränen der Reue gab, allmählig, wenn die Saat der Schmerzen genug bekräftigt ist, auch in anderer Gestalt: als milde leuchtende, wärmende Sonne, welche die Saat so zu sich hinaufzieht, daß dieser der Strahlenblick nicht mehr Schmerzen macht, sondern sie stärkt und bekräftiget zum besseren Wachsen und Gedeihen.

40) Eine Desperationskur.

Zu dem alten Pfarrer Flattich in Würtemberg, der als ganz besonders glücklicher Erzieher und Lehrer bekannt war, brachte einstmalen ein Oberamtmann seinen Sohn, mit der Bitte, denselben in Zucht und Unterricht zu nehmen. „Ich muß Ihnen gestehen," sagte der Beamtete, da er mit dem Pfarrer allein war, „daß mein Sohn ein ganz desperater Mensch ist, an dem bisher alle Lehren, alle Zucht und Strafe verloren waren. Ich habe

den Buben im Guten ermahnt, ich habe ihn geschlagen, habe ihn hungern lassen, habe ihn vor anderen Leuten beschämt, aber er blieb eben ein desperater Mensch, dem Lob und Tadel Alles einerlei ist, bei dem weder Schläge noch die Hungerkur Etwas helfen." — Der Pfarrer fragte den Beamteten, ob er denn in einem solchen Falle keine andere Desperationskur versucht habe, als die Hungerkur und die Schläge. — „Ja," sagte der Vater, „ich habe den Jungen eingesperrt bei Wasser und Brod, einmal zwei ganze Tage lang." — Der Pfarrer fragte noch immer, ob er nicht noch etwas Anderes versucht hätte. — „Frieren lassen," sagte der Amtmann, „habe ich den Buben auch." — So, auf noch mehrmaliges Befragen, nannte er noch etliche Hausmittel dieser Art, welche er bisher ohne allen guten Erfolg bei seinem Sohne angewendet habe, unter Anderen habe er auch vergeblich die gelinderen Wege versucht, ihn zur Raison zu bringen, er habe ihn zum Beispiel in die Gesellschaft wohlgezogener Kinder gehen lassen, aber der Bube sey von da sobald als möglich fortgelaufen zu den Gassenbuben hinaus, oder habe in der guten Gesellschaft lauter böse Streiche gemacht. — Darauf sagte der alte Pfarrer, das seyen Alles noch immer nicht die rechten Mittel, er seiner Seits wisse eine bessere Desperationskur für solche desperate Leute, wie der Amtmann seinen Sohn nenne, nämlich das Gebet. Er solle ihm doch sagen, ob er denn auch recht fleißig und ernstlich für seinen Sohn und mit

diesem gebetet habe? — Der Amtmann sagte, er müsse gestehen, das hätte er eben nicht gethan. — Der alte Flattich erwiederte hierauf: Dann dürfe es ihn freilich nicht befremden, daß alle die Mühe, die man auf die Haut des Jungen gewendet habe, so umsonst gewesen sey. Man habe eben versäumt, der Haut erst ein Leben und das natürliche Gefühl zu geben, und das bloße Gerben auf ein todtes Fell könne diesem freilich nichts nutzen. Flattig versuchte nun seine Kur an dem Knaben, und sie schlug so vortrefflich an, daß, so viel der Schreiber dieser Mittheilungen weiß, aus dem desperaten Menschen ein ganz trefflicher, kräftig wirkender Mann wurde.

Als Stephan Schultz in Aleppo war, besuchte er eine dortige Kirche der Nestorianer. Der ehrwürdige Bischof wollte, nach Vollendung der Ceremonien, welche auf das Kirchenfest sich bezogen, das man gerade feierte, eine Rede halten über die Worte: „Dieses ist der Tag, den der Herr gemacht hat," und zwar in Arabischer Sprache, welche ihm so geläufig war, als seine Muttersprache. Aber er blieb gleich Anfangs in seiner Rede stecken, wiederholte zwar die Textesworte mehrere Male, konnte aber immer mit dem Vortrage nicht weiter kommen, daher ihm ein Wink gegeben wurde, er möge abbrechen und das Volk segnen, welches er auch that. Hierauf, nachdem er zur Sacristei gekehrt war und dann beim Hochaltar die Consecration verrichtet hatte, hielt er am Pulpet, wo das Evan-

gelienbuch lag, noch eine andere Rede über Maleachi 3, 17. und zwar mit solcher Freudigkeit und Salbung, daß Schultz ein rechtes Zutrauen zu dem Manne bekam. Nach einiger Zeit besuchte Schultz den Bischof und nachdem er diesem recht von Herzen Kraft und Segen zu seinem Unterricht, den Zuhörern aber ein gehorsames, folgsames Herz zur Seligkeit gewünscht hatte, fragte er ihn, warum er wohl neulich, am Epiphaniasfest, mit seinem ersten Vortrage nicht recht habe fortkommen können? — Da antwortete der Bischof ganz demüthig: La Salaitu (ich hatte nicht gebetet).

So ist denn das Mittel, welches der alte Flattich als Hauptmittel in allen desperaten Fällen empfohlen, in seiner göttlichen Kraft und Wirksamkeit den Bischöfen zu Aleppo eben so gut bekannt als den christlichen Pfarrherren in Würtemberg. Ein Mittel, das sich von Anbeginn an allen den Seinen wundervoll und herrlich bewährt hat und noch bewährt und sich ferner so bewähren wird bis an der Tage Ende. Sein Name sey gelobt!

41) Ein Zuchthausprediger.

Wer an sich und an Anderen das trotzige und verzagte Ding, wie die heilige Schrift es nennt, — das Menschenherz, — recht ins Auge gefaßt und versucht hat, es zum Stillstehen zu bringen, um etwa einmal ein ernstes, eindringliches Wort mit ihm zu reden, der kennt die

Gewandtheit und Betrügereien, die Verstellungskunst und die Frechheit dieses seltsamen Dinges wohl. Es weiß, wie ein schlechter Dichter, jede Felddieberei, am Nächsten verübt, unter den Einfluß eines schützenden und rathenden Mercur oder Apoll und so in ein gar feines, anständiges Licht zu stellen; der frechste, Alles, außer sich selber, verachtende jugendliche Hochmuth, giebt sich den Namen Wahrheitsliebe, welche es nicht gekonnt habe zu heucheln und zu schmeicheln; die Verläumdung und Zungentodtschlägerei meldet sich als Pallas Athene selber, das vergiftende Laster als Zuneigung und unwiderstehliche Sympathie der Seelen. Ja, dieser schlechte Koch weiß über den Tod in seinen Töpfen, über das faule Fleisch, das er auftischt, immer eine Sauce zu schütten, welche wohlriecht und den unerfahrnen Gaumen täuscht.

Ein gewisser Reisender, gerade keiner von sonderlich scharfem Verstand und Sinnen (es war der Schreiber dieser Mittheilung selber) fand in Toulon unter den Galeerensclaven, welche da meist schwere Verbrechen abbüßen, mehrere Deutsche. Er fragte den einen, der ihn durch etliche Säle begleitete, und der seiner Abzeichnung (in den Ketten u. s. w.) nach, nicht zu den schwersten Verbrechern zu gehören schien, wie er denn hieher gekommen sey? Der Mensch antwortete: „Ja, mein Herr, so geht es einem, wenn man zu gut, gar zu gut ist.“ Ich fragte ihn weiter: „Wie so?“ Er antwortete: „Mein Herr, ich hatte einen sehr armen Kameraden,

der immer Geld brauchte, und ich hatte auch immer kein Geld. Da lieh ich einmal für meinen armen Kameraden bei einem reichen Manne Geld, ohne es diesem zu sagen." Ich, der ich die Spitzbüberei noch immer nicht recht verstund, fragte noch einmal: „Wie so?" und begriff nicht, warum ein anderer Galeerensclave, auch ein Deutscher, der dabei stund, über meine Frage lachte. Der Andere schlug die Augen etwas beschämt nieder, und sagte zögernd und halblaut: „Sehen Sie, mein Herr, der reiche Freund, bei welchem ich das Geld lieh, war eben ausgegangen und seine Zimmerthür verschlossen, da stieg ich durch ein Fenster vom Gange her hinein und holte mir das Geld."

Ein anderer Räuber, der in einem Zuchthaus in Deutschland gefangen saß, antwortete auf die Frage, aus welcher Ursache er hieher gekommen: „Er sey einige Male in Gesellschaft gewesen," meinte aber damit, er sey Mitglied einer Räuberbande bei mehreren verübten Einbrüchen gewesen.

Weiß ja unser eigenes Herz über seine schlimmsten Tiefen, auf ernstes Befragen, die schönsten Vorhänge und Teppiche zu ziehen, die unehrlichsten Glieder seines Wesens am herrlichsten herauszuschmücken, und es ist immer eine gefährliche und ganz besonders bedenkliche Sache um die „guten Eigenschaften und Vorzüge," auf die wir uns bei uns selber und Anderen am Meisten zu gute thun.

Der innerlich noch unerwachte, sich selber

noch unbekannte Mensch weiß, dem bloßen Menschenauge und Menschenurtheil gegenüber, allezeit Alles das aufs Beste zu beschönigen, was ein Anderer an ihm tadeln und richten will, und behält — Lügner dem Lügner gegenüber — auch immer Recht. Darum muß man es, wenn man vom Herrn der Gemeinde das Amt des Suchens und Umherlaufens nach den Verirrten überkommen hat, so machen, wie es der selige Möller, Zuchthausprediger in Dömitz, mit seinen armen Sündern machte: man muß dem lügenhaften Menschenauge und Menschenherzen nicht ein anderes, äußerlich auch noch so ehrbares und kluges Menschenauge und Menschenherz gegenüberstellen, sondern das Angesicht und zweischneidige Wort dessen, der Augen hat wie Feuerflammen, und welcher Herzen und Nieren prüft, das Angesicht dessen, welcher allein treu ist und wahr, vor welchem aber kein Lebendiger gerecht ist.

Den theuern Pfarrer Möller zu Dömitz im Mecklenburgischen, von dessen Lebensführung Vieles, das den Glauben stärkt, erzählt werden könnte, hörte ich selber vor seiner (in Ketten) geschlossenen Gesellschaft mehrmalen predigen. Er sprach in seinen Predigten nicht (wie ich dieß da von anderen Zuchthauspredigern gehört) von den Verbrechern, die da unter seinem hölzernen Bollwerk saßen, und von der Scheußlichkeit ihrer Sünden. Er sprach nicht den Gedanken aus, der uns zuerst einfiel, da wir von unserer herrschaftlichen Glascapelle hinuntersahen in die ge-

schlossene Gesellschaft: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht so bin, wie diese da,“ sondern er sprach von einem Gott, heilig und gerecht, aber erbarmend und liebend, von einem Gott, der nicht den Tod des Sünders will. Er zeigte uns, was der Mensch ohne Gott sey und werden müsse. Da wurde das Herz weich und gedachte: Wer sind denn doch diese an Ketten Geschlossene und diese nicht an Ketten Geschlossene da in Gottes Augen? Ist denn die grob ins Menschenauge fallende und vom sichtbaren Menschengericht bestrafte Abirrung von Gott allein Sünde, oder ist es nicht eben so sehr die tägliche, innere des Herzens, welche das Auge von Fleisch nicht siehet, nur der Geist weiß, der im Menschen wohnet, und der unsere Thaten einst bezeuget? Wäre denn ich ein Anderer, auch äußerlich, als diese da, wenn Gott mich nicht dort und dann im Leben wunderbar aus der Todesgefahr der Sünde errettet und bewahrt hätte? Da nun der Prediger noch weiter fortfuhr in seiner Geschichte der „Menschenseele“ und zeigte, was Gott für diese Seele (die von ihm nichts wissen wollte) gethan, wie sehr er uns Sünder Alle liebt, uns suchet, was er aus uns machen wolle und könne, da wurde das Herz noch weicher, und nahm aus diesen Stunden des Beisammenseyns mit der geschlossenen Gesellschaft den Frieden Gottes und Kräfte des ewigen Lebens mit nach Hause.

Der Pfarrer Möller hatte noch nicht lange als Zuchthausprediger zu Dömitz so geprediget, da

ließ ihn Gott die Früchte des Evangeliums sehen. Einst, nach der Predigt, ließ sich eine arme Verbrecherin bei ihm melden. Sie trat mit freudigem Angesicht ins Zimmer. „Herr Pfarrer," sagte sie, „mir ist es eben heute, als habe mir Gott alle meine Sünden um Christi willen vergeben, und ich will nun mit allen Kräften ihm, meinen Heiland, leben." Möller, fürchtend es sey eine plötzliche, schnell vorbeischwirrende Aufwallung des Gefühls, vielleicht ein schwärmerischer Wahn, ermahnte das Weib nun zu ernstlichem Gebet, zu Nüchternheit und Wachen, und entließ sie, scheinbar ohne besondere Theilnahme an der Freude, die sie empfand, wieder zu ihren Mitgefangenen.

Aber die Kraft dieser Stunde war für das arme Weib eine göttliche und bleibende. Sie wurde von da an in ihrem ganzen Bezeigen eine Andere, als sie vorhin war; still und freudig, arbeitsam und sittsam, gehorsam und von Herzen demüthig; ihre Erquickung war Gebet und Umgang mit Gott in seinem Wort, ihr Mund floß von seinem Angedenken über, zur Zeit und zur Unzeit. Sie war (vorhin zänkisch und störrisch) nun gegen Alle nachgiebig, dienstfertig und voll Liebe. Demuth und Liebe kann aber der Mensch nicht nachmachen, nicht künstlich äffen. Ein Herz, in welchem wahre Demuth und Liebe sind, in dem muß Gott seyn. Möller überzeugte sich bald, es sey kein schnell aufwallendes Gefühl, das bald verschwindet, kein schwärmerischer Wahn gewesen, der das Weib angefochten, sondern eine

Kraft

Kraft Gottes, welche das Herz neu belebt und bessert, eine Kraft, welche stets der Seele, die es erkennt und bekennt, wer sie sey, und wer Gott sey, mit väterlicher Liebe entgegen geht, sie reiniget und erneuert nach seinem Ebenbilde. — Bald kamen mehrere und viele dieser Verbrecher zu derselben Selbst- und Gotteserkenntniß. Wie Mancher, der aus diesem Zuchthause entlassen wurde, bekannte mit Wort und Händedruck, daß er hier in den Ketten erst durch Christum die Freiheit des Geistes, die Befreiung aus der Gefangenschaft der Sünde gefunden.

Möge man doch, im Vergleich mit diesem, dem Schreiber dieser Zeilen sehr wohl und genau bekannten Fall einmal prüfen, was dagegen wohl solche Zuchthausprediger an ihrer geschlossenen Gesellschaft ausrichten, welche dieser, auf Weise unserer ästhetischen Moralprediger, immer nur sagen: „Ihr Kranken, ihr seyd sehr krank, aber ihr müßt euch zusammennehmen und gesund seyn, denn das Kranksein ist eine schlechte Sache.“ Vom „Wie?“ des Gesundwerdens wissen und sagen sie aber nichts.

42) „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen,
Wenn ich in deiner Liebe ruh'.“

Das Lied, welches so anfängt, war eines der Lieblingslieder des alten, frommen Bäckermeisters Burger in Nürnberg, von dem der sel. Kanne in seiner Lebensbeschreibung erzählt und

dessen auch der Schreiber dieser Mittheilungen schon erwähnt hat. Der selige Burger hatte jenes Lied zuerst in Regensburg, wo er als Handwerksbursche einige Zeit stund, singen hören und es war ihm dabei so zu Muthe geworden, als spräche jenes Lied die tiefste, innigste, seligste Bewegung und Gesinnung seiner Seele aus. Denn in weniger Menschen Angesicht, in weniger Menschen ganzem Wesen und Wandel war es so unverkennbar deutlich zu sehen, wie wohl es einem Herzen sey, das in seiner Liebe, ja ganz in seiner Liebe ruht.

Wir erwähnten in einer Mittheilung (Nr. 39.) des mächtigen Eindruckes, den ein innerer Blick der erbarmenden Liebe des Herrn auf einen, in wildem Sinnenrausch verlorenen Jüngling machte. Wo aber dieses Auge voll Liebe in das Herz eines unschuldigen Kindes fällt, da wirkt es, wie der Blick des alten Boley, nicht Schmerz erregend, sondern nur lieblich erquickend. Wird doch selbst das Licht der irdischen Sonne erst so sengend und schmelzend heiß, wo es auf die finstern und starren Massen der Erde fällt; sonst wäre es weder heiß noch zerstörend.

In das Herz des nachmals für Viele so segensreich gewordenen alten Burger's fielen auch schon in früher, stiller Zeit der Kindheit die Blicke der Liebe des Auges, das treulich über alle Seelen wachet. Weder im Hause der Aeltern, noch in der Kirche oder Schule des kleinen, einsamen Dörfleins (bei Gunzenhausen), in welchem Burger geboren war, ließ sich da-

mals eine Stimme vernehmen, welche zum Gebet aus dem Herzen, zum lebendigen Gebet zu Gott hingewiesen und ermahnt hätte. Es war zwar zu jener Zeit in jedem wohlgeordneten Haushalt noch die Gewohnheit des lauten Betens am Morgen wie am Abend und bei Tische, in den Schulen wie in der Kirche wurde zunächst und am Meisten der wörtliche Inhalt des Evangeliums verlesen, gelehrt und gelernt, aber eine Seele, in welcher dieser Inhalt selber recht zum Leben und zur That geworden, eine Seele voll ganz ernsten, innigen Sehnens nach Gottes Heil und Gnade, kannte oder fand der Knabe und auch späterhin der angehende Jüngling in seiner ganzen Umgebung nicht. Gott wollte hier zeigen, wie sein Geist auch ohne den Mund eines menschlichen Lehrers das Menschenherz unterweisen und gestalten könne, nach seinem Wohlgefallen. Burger fühlte sich schon als Kind so zum innigen Gebet aus dem Herzen gezogen, daß er sich schon damals, öfters in dem einsamen Winkel neben dem Bauernhause und der Scheune seines Vaters, oder in einsamer Kammer knieend, jene Lust an Gottes Geboten und jene „Ruhe in Seiner Liebe" erbetet hat, worinnen es später nicht bloß ihm selber, sondern Jedem, der in die rechte äußere und innere Nähe des alten Mannes kam, so wohl, so innig wohl war.

43) Der vermeintliche Spion.

Dem alten Bäckermeister Burger in Nürnberg erzählte Jemand, daß man jetzt die Bekenner und Freunde der heilsamen Lehre, daß Christus Gott sey und der Sünder Heil, daß man die Anhänger des nun altmodischen apostolischen Glaubensbekenntnisses, die jetzt sogenannten Mystiker, welche man sonst als blöde Schaafe verachtet, für Volksaufwiegler, für sogenannte Demagogen ausgeben und ausschreien wolle. Er, als Mystiker, müsse sich es deßhalb auch gefallen lassen, wenn man ihn etwa gelegentlich für einen solchen Demagogen hielte. Hierüber lachte er und sagte, das würde ihm nichts Neues seyn, denn er wäre auch einmal in seinen jüngeren Jahren für einen Spion gehalten und fast gehangen worden, weil sich die Leute in das, was er aus guter Treue und einfältigem Glauben gethan, nicht zu finden gewußt. Wir erzählen den Vorfall, aus welchem man übrigens den alten Burger selber, so wie er schon als Jüngling war, kennen lernt, vorzüglich auch um seiner Anwendung willen und lassen dabei den heiteren Greis selber reden.

„Im sogenannten einjährigen oder Kartoffelkriege war ich auch unter dem Militär und zwar als Feldbäcker. Wir stunden an der Böhmischen Grenze, und die üble Witterung so wie die Nahrungsmittel, die wir dort genossen, hatten mancherlei Krankheiten unter uns erzeugt. Auch ich lag krank an der Ruhr in einem Bauernhause

und mir war sehr elend zu Muthe. Da wurden wir auf einmal von einem Commando Oestreicher überfallen und Viele von uns, unter denen ich auch war, zu Gefangenen gemacht. Die ersten Reiter, die hereinkamen in meine Krankenstube, nahmen mir den Rock und meine Uhr, die ich mir in meinem Gesellenstande erworben hatte, so wie meine Stiefeln, und ließen mir nichts als die Weste, das Hemde und die Unterkleider. Darauf kam ein Unterofficier, der sagte, ich müßte aufstehen und mit den andern Gefangenen fortmarschiren. Ich sagte: Ihr Leute, ihr seht, daß ich kaum den Kopf in die Höhe heben kann, denn ich habe die Ruhr, und nun wollt ihr, ich soll marschiren und noch dazu ohne Stiefeln und ohne Rock. Laßt ihr mich lieber in meinem Bette liegen. Der Unterofficier wollte aber nicht, sondern drohte mir mit dem Stocke, wenn ich nicht aufstehen möchte, und ein Soldat nahm mir das Kopfkissen unter dem Haupte weg. So mußte ich denn in Strümpfen und in der Weste hinter den anderen Gefangenen drein wanken, und so oft ich zurückblieb, drohte mir der Unterofficier mit dem Stocke. Ich weiß nicht, wie ich das ausgehalten, da ich vorher so schwach war und glaube, der liebe Gott, zu dem ich mit jedem Odemzug aufseufzte, hat mir Lebensbalsam mit der Luft eingeflößt. — Am Abend, bei guter Zeit, wurden wir Gefangene in eine Scheune eingesperrt, wo wir so enge zusammengedrängt lagen, daß es einem fast den Odem nahm. Ich betete die ganze Nacht zu Gott, denn ich dachte, das

könnte wohl meine letzte Nacht seyn, so matt war ich und konnte doch nicht schlafen. Am andern Morgen kamen wir ins Kaiserliche. Da wir da eine oder etliche Stunden Weges hinein waren, bat ich den Unterofficier, mit dem ich seit der Zeit des Marsches etwas bekannter geworden war, er solle mich doch zurücklassen, ich verspräche es ihm und gab ihm die Hand darauf, ich wollte nicht ausreißen, sondern ich wollte ihm und den anderen Gefangenen sachte nachkommen, so gut es eben die Leibeskräfte erlaubten, denn er sehe wohl, daß ich, wenn man mich weiter zum Marschiren nöthigte, am Ende müßte liegen bleiben. Der Unterofficier lachte anfänglich und sagte: Du Feldbäcker wirst dich schön bedanken, und uns den weiten Weg nach Prag nachlaufen, sondern du wirst fein wieder umkehren nach Nürnberg. Ich aber versprachs ihm, ich wollte ganz gewiß nachkommen, da ließ er mich zurück. Ich ruhte jetzt ein Weilchen aus im warmen Sonnenschein am Wege, und ein Bauer, der im Felde arbeitete, ließ mich ein wenig mit seinem alten Rocke zudecken, so daß ich ganz sanfte einschlief. Da ich wieder aufwachte, fühlte ich wieder Hunger und kein trocken Brod konnte ich doch nicht hinter bringen. Da gieng ich auf ein großes Haus zu, das nicht weit vom Wege lag, ich meine wohl, es wird ein Schloß gewesen seyn. Dort bat ich eine Jungfer, die in der Küche war, sie möchte mir doch ein wenig Wassersuppe reichen, denn ich sey krank gewesen und könne das tro-

ckene Brod nicht hineinbringen. Die Herrschaft aber, die in dem Hause wohnte, ließ mich in ein Zimmer setzen und mir eine gar gute Suppe nebst anderen Speisen geben. Da ich nun fort wollte und noch beim Abschiede den guten Leuten mit Hand und Mund für die Bewirthung dankte und Gottes Segen wünschte, wobei ich mich des Weinens nicht enthalten konnte, gab ein Wort das andere. Der Herr fragte mich, wo ich her sey? und noch sonst Verschiedenes, ließ mir darauf ein Paar Stiefeln bringen, die leicht besser waren als die, welche mir die Reiter genommen hatten, dazu einen Hut und einen grünen Rock, er beschenkte mich auch mit Gelde. „In Prag," so sagte er noch zu mir, „wird man euch freilich nicht erwarten, und ihr dürft euch vorsehen, daß ihr nicht, so ohne allen Paß und Ausweis, manche Unannehmlichkeit unterweges habt." Ich aber marschirte doch in Gottes Namen weiter auf Prag zu, denn dem Unterofficier hatte ich einmal die Hand darauf gegeben, ich wollte nachkommen. Diese Nacht blieb ich bei einem Bauer, mit dem ich auch am anderen Tage, ganz umsonst, ein Stückchen Weges fuhr. Ich fühlte mich jetzt zwar wieder besser, konnte aber doch immer nur eine oder etliche Stunden gehen, dann ruhte ich wieder aus und schlief besonders viel, denn vorhin, in meiner Krankheit, hatte ich lange nicht ordentlich schlafen können. So ließ ich mir Zeit, gieng und ruhete und war ganz in meinem Gott vergnügt, sang unterweges manches schöne Lied und trö-

stete mich mit manchem schönen Spruche. Die Leute in Böhmen waren auch zum Theil gegen mich sehr mildthätig und überall, wo ich mich bei Handwerksgenossen kund gab, hatte ich freie Bewirthung, hatte auch nirgends eine Ungelegenheit, wobei ich glaube, daß mir der schöne grüne Rock, den mir jener gute Herr geschenkt hatte, statt eines Passes diente, so wie der Umstand, daß ich weder einen Stock noch ein Bündel mit mir trug. Denn ich kam überhandsweilen an Soldaten vorbei, die mich doch nicht anhielten. Da ich aber vor Prag kam, und mir noch am Thore das Mauerwerk und die schönen Thürme betrachtete, fragten mich die Soldaten nach meinem Passe. Ich aber sagte ihnen, daß ich keinen Paß hätte, sondern ich sey ein Gefangener, der mit den anderen Gefangenen nicht fortgekonnt habe, darum käme ich jetzt nach. Die Soldaten gaben mir Einen mit, der mich zur Hauptwache führen mußte. Dort wollte man gar nichts davon wissen, daß ich ein Gefangener wäre und von dem Unterofficiere, der mich transportirt hatte, konnte ich auch nichts erfahren; etliche Herren Officiere examinirten mich sehr strenge aus und ließen mich ganz aussuchen, ob ich keine Papiere oder sonst nichts Verdächtiges bei mir trüge. Sie sagten mir auch, ich möchte wohl des Spionirens halber herein gekommen seyn? Ich lachte und sagte, vor so Etwas, hoffte ich, würde mich wohl der liebe Gott bis an mein Ende bewahren. Nachdem sie mich noch Verschiedenes ausgefragt, gaben sie mir Er-

laubniß, aus der Hauptwache herauszugehen und mir ein wenig Essen zu verschaffen, denn ich war sehr hungrig. Gott gab mir damals eine ganz besondere Gnade bei den Leuten in Prag, denn ich war ganz ohne Geld in die Stadt gekommen, und fand doch schon bei guten Bürgersleuten einen Tisch für mich gedeckt, wurde auch von Mehreren mit Geld beschenkt, so daß ich wohl etliche Gulden zusammenbrachte. Darauf gieng ich wieder zur Hauptwache, wo man mir eine Art von Laufpaß gab, worauf alle die Ortschaften, durch die ich auf dem nächsten Wege nach dem Baireuther Lande gehen sollte, verzeichnet stunden. Da ich hinaus vor die Stadt kam und eine oder etliche Stunden auf der Straße fortgegangen war, kam mir ein Bauer auf einem Wagen nach. Den fragte ich, ob er mich wohl auf seinem Wagen ein Stück Weges mitnehmen möchte, denn ich sey sehr müde, ich vergaß aber den Mann zu fragen, wohin er führe. Der Bauer ließ mich zu sich hineinsetzen, wo ich denn alsbald einschlief und nicht eher wieder aufwachte, bis wir bei finsterem Abend zu dem Thore einer kleinen Stadt kamen, welche, meines Bedünkens, eine Art von Festung gewesen, wenigstens war viel Militär darinnen. Da ich mich nun bei dem Bauer bedankte und vom Wagen absteigen wollte, fragten mich die Soldaten nach meinem Passe, denen ich denn mein Papier vorzeigte. Darauf wurde ich gleich in die Wachtstube hineingefordert, wo man mich sehr hart anredete und mich fragte, weßhalb ich von dem

mir vorgeschriebenen Wege abgewichen und hieher gekommen sey. Ich erzählte den Leuten, wie das gekommen sey, sie aber wollten mich auch gar nicht viel anhören, sondern ließen mich in ein Loch setzen, das auf einem Thurme war, wo verschiedenes verdächtiges Gesindel gefangen saß. Hier wurde ich, bei Wasser und Brod, wie ein Dieb oder Mörder behandelt, und ich merkte jetzt wohl, daß man mich für nichts weiter, als für einen schlechten Spion halten wollte. Nach etlichen Tagen wurde ich nebst einigen Anderen, die mit Ketten und Banden geschlossen waren, auf einen Wagen gesetzt und wieder nach Prag gefahren. Da wurde ich aber dasmal viel härter gehalten als das erste Mal. Ich kam in ein Gefängniß, worinnen Mehrere saßen, die das Leben verwirkt hatten, und einer von den Soldaten, die den Wagen begleitet hatten, sagte mir, ich würde wohl schwerlich mit dem Leben davon kommen, denn ich müsse schlechte Geschäfte getrieben haben in diesem Lande. Da ich nun so im Finstern saß, seufzte ich aus aller Macht zu Gott auf: „„Lieber Herr, du hast dich in deinem Worte einen Schützer und Trost der Waisen und der verlassenen Fremdlinge im Lande genannt. Nun bin ich schon lange ein armer Waise und du bist mir von meiner Kindheit her ein lieber Vater und Versorger gewesen; in der Welt habe ich keinen lieberen Freund und Trost als dich. Jetzt bin ich hier ein armer Fremdling in dem Lande, wo ich keinen Bekannten und Schutzherrn habe als dich. Du weißt,

lieber Herr, daß ich nicht Muthwillens halber hereingegangen bin, sondern sie haben mich gefangen genommen und ich hatte das Versprechen gegeben, daß ich nach Prag nachkommen wollte und du willst ja, daß deine Christen ihr Versprechen halten sollen. O lieber Herr Jesus, ich berufe mich auf dich, meinen Schutzherrn. Laß du mich nicht hängen, denn du weißt, daß ich kein Spion bin. Ich habe dich oft gebeten, daß du mich mit Leib und Seele ganz in deine Dienste nehmen sollst. Und du erhörst ja Gebet, darum bin ich armer Mensch dein Diener, dem du nichts wirst thun lassen von ungerechten Leuten. Ich will denn hier im Gefängniß sitzen im Vertrauen auf dich, will ins Verhör gehen im Vertrauen auf dich. Willst du mich einige Tage mit Thränenbrod speisen, nun so weiß ich, daß ich das vielfältig verdient habe, aber du wirst darum mein Angesicht nicht beschämen, das nur auf dich aufsieht, und wenn alle Menschenhülfe aufhört, so bist doch du meine Hülfe und meines Herzens lieber Trost." " Da ich auf solche Art eine Zeit lang gebetet hatte, wurde ich ganz freudig und getrost. Die Thränen, die mir vorher häufig über die Wangen geflossen waren, hörten auf, ich hätte mögen singen, so wohl war mir und mich däucht, mir hat mein Lebetage kein anderes Gebackenes so gut geschmeckt, als das Brod, das ich selbigen Abend im Gefängniß zu Prag aß. Am Morgen wurde ich scharf verhört. Ich sollte und mußte der Spion gewesen seyn. Aber ich war

deßhalb doch keiner und da ich auf alle Fragen freudig und getrost antwortete, denn mir war immer, als wenn mein Schutzherr neben mir stünde und sie dürften mir doch kein Haar krümmen, sagte ein alter Officier, der mir der Vornehmste schien, er seines Theils hielte mich für unschuldig und glaube, man könne mich ohne Bedenken entlassen. Hierauf wurde ich denn freigegeben, die Herren sagten mir aber, wenn ich mich jetzt wieder unterstünde, vom geraden Wege abzuweichen, oder mich länger als nöthig wäre, im Lande aufhielte, dann stünden sie mir für nichts mehr, sondern ich würde ohne weiteres Fragen sogleich als Spion behandelt und gehangen werden. O wie klopfte mir mein Herz voll Freude und Dankbarkeit gegen Gott, da ich jetzt wieder zum Thore draußen war, und hörte wieder die Vögel singen. Ich getraute mich auch gar nicht, mich noch einmal nach der schönen Stadt umzusehen, sondern lief nur, was ich konnte, meine Straße fort. Und Jeden, der mir nun begegnete, den fragte ich nach dem Wege nach den Ortschaften, die auf meinem Papier verzeichnet stünden und hätte mich um vieles Geld nicht wieder auf einen Wagen setzen mögen. Und da ich über die Grenze war, fast einen ganzen Tag eher, als sie es mir in Prag bestimmt hatten, da fiel ich noch einmal auf meine Kniee und dankte meinem lieben Schutzherrn, der mich von Kindheit an so gut geführet und geleitet hat, und der mich auch nach Böhmen ins Gefängniß geführt hat und wieder

heraus. Seht, so bin ich in meiner Jugend für einen Spion gehalten worden, weil sich die Leute nicht darin finden konnten, daß ich von selber, von der Grenze her, über die ich leichtlich wieder hätte entwischen können, nach Prag in die Gefangenschaft gekommen. Wenn etwa Leute, die gar nichts von derlei Sachen verstünden, auf ein Schiff kämen, das von seiner vaterländischen Küste weg in ein fernes Land fährt, von welchem das Auge gar nichts gewahr wird; so müßte ihnen der Steuermann, der das Schiff lenkt, oftmals gar sonderbar und ungescheut vorkommen. Denn er führt mitten aus dem sicheren Hafen hinaus ins weite, blaue Meer. Die Fischerkähne liegen rings umher und sind auf guten Fang bedacht; um sein Schiff her schwimmen auch Fische genug, die er leicht haben könnte; er aber verweilt nicht, sondern fährt immer fort. Er kommt an schönen Inseln vorbei und an Ländern, wo Bäume stehen mit vielen Früchten; er aber hält da nicht auf, sondern fährt an dem sichtbar vor Augen Liegenden vorbei, immer, auf Hoffnung, nach einem Lande hin, das kein Auge sieht. So ist der Christ, der durch das sichtbare Wesen hindurch nach einem Ziele trachtet, das nur der Glaube kennt und auf welchen das feste, prophetische Wort hinweiset, das aber kein Menschenauge siehet. Wenn er so mitten durch das Treiben der Leute hindurchgehet, und diese wissen nicht wonach und wohin, da erscheint er wohl je zuweilen der Welt als ein Narr oder selber als ein Böse-

wicht, der verkehrte und verbotene Wege geht. Du lieber Herr, du bist unsert=, du bist meinetwegen hier auf der Welt wie ein Narr, ja wie ein Missethäter worden. O gieb mir doch Geduld und Muth, wenn ich etwa auf meinem Wege auch so Etwas leiden und erfahren muß. Steh mir bei und sey mir in allen Stürmen eine feste Burg. Und laß mich doch immer freudig und getrost bleiben, denn du bist und bleibst ja bei mir. Führ du all meine Sorge selber wohl hinaus und nimm mich endlich mit Ehren an. Nun wohlan, sehe ich auf mich selber und all mein Elend und auf die Gefahren, die meiner Seele drohen, so wird mir sehr Angst; sehe ich aber auf dich, so bin ich sehr getrost. Verlaß du mich nicht, o mein Gott; verzeuch nicht, mir zu helfen.“

Als Anhang zu dieser Erzählung führen wir hier nur noch aus der späteren Lebensgeschichte des seligen Burger an, daß der liebe Mann noch im hohen Greisenalter das Schicksal hatte, ins Gefängniß gesetzt zu werden. Als nämlich im Jahr 1817 die bekannte Theurung mit ganz besonderer Schwere über Süddeutschland lastete, hatte Burger, der hierbei als einer der Aeltesten und Obermeister seines Handwerkes sprach, durch seine Freimüthigkeit und Derbheit der Worte einen gewissen Beamteten höchlich beleidigt, der bei aller seiner Klugheit in der Geschäftsführung, viele Härte sich zu Schulden kommen ließ. Zu Burgers Laden war um diese

Zeit ein ganz ungemäßigter Andrang der Käufer, denn es war bekannt, daß man hier beständig ein vorzüglich gut bereitetes, wohl ausgebackenes und vollwichtiges Brod verkaufte, und viele Bäcker hatten ganz aufgehört zu backen, weil dieses zuletzt sogar mit Verlust verbunden war. Doch durch einen solchen, bei seinem großen Geschäft nicht unbedeutenden Verlust, ließ Burger sich nicht von seiner gewohnten Art abbringen; er sagte es nach wie vor seinen Gesellen an, daß es die Sitte seines Hauses sey, das Brod lieber etwas größer und schwerer zu machen, als es die obrigkeitliche Verordnung geböte. (Er selber konnte, wegen seines hohen Alters und seiner Gesundheitsumstände, nicht mehr beim nächtlichen Geschäft des Backens thätig seyn, sondern besorgte bloß die Einkäufe des Getreides.) Doch was ließe sich nicht Alles finden, wenn man nur recht aufs Suchen ausgeht. Unter den vielen Hunderten von mehr als vollwichtigen Broden und Brödlein, die aus Burgers Laden ausgegangen waren, hatte sich wirklich eines oder hatten sich sogar etliche gefunden, welche um ein halb oder ein ganzes Loth zu leicht waren. Da wurde der alte, ehrenwerthe Bürgersmann auf Befehl des oben erwähnten Beamteten (der übrigens kein geborner Nürnberger war, mithin wahrscheinlich Burger nur wenig kannte) als ein Betrüger auf den Thurm geführt und eingesperrt. Der selige Professor J. A. Kanne, da er den ganzen Hergang der Sache genau erforscht hatte, gieng sogleich selber zu dem Beamteten, sprach zu diesem auf seine gewohnte Weise, in Ernst und Liebe, eindringend und kräftig. Der Alte wurde sehr bald wieder herausgelassen aus dem Thurm. Kanne und noch

einige andere achtbare Männer holten ihn ab aus dem Gefängniß. Der Greis weinte vor Liebe, da er seine Freunde sahe. — „Ihr wollt euch selber in die Schande bringen, mit einem alten, öffentlich beschimpften Manne.“ — Der selige Kanne lachte und sagte: wenn man sich auch nicht manchmal freiwillig, bis etwa an die Fußknöchel, in eine solche Schande hineinbegäbe, so brächten einen doch Andere bis an den Hals hinein. Uebrigens hat es, so lange wir auf unserm Wege bleiben, mit der Schande, welche „die Leute“ uns anthun, so wenig auf sich, als mit dem Gebell der Kettenhunde, während man ruhig an einem Bauernhof vorbeigeht. Laß sich solcher unverschuldeter Schande schämen, Jeden, der sich vor der Welt schämen mag, wir achten derselben nicht, wenn nur Er uns endlich mit Ehren annimmt, zu Dessen lieben Anschauen unser Gang hingerichtet ist.

44) Die Adstanten oder Schulhaltergehülfen.

Unsere armen Schullehrer auf dem Lande oder in kleiner Städten klagen mit Recht oftmals bitterlich darüber, daß sie bei ihrem sauren Amt des Schulhaltens mit hundert und mehr als hundert munteren Kindern so gar keinen Gehülfen haben; daß sie selber, ganz allein und zu gleicher Zeit, die Größeren unterrichten, die Mittleren beschäftigen, die Kleinsten in Ordnung halten sollen. Das meisterlich waltende Auge und der strafende Arm reichen wohl etwa über die eine Bank und die hier sitzende Horde von Kindern

dern und erhalten da Gerechtigkeit und Gericht; indeß aber walten zur Linken Rippenstöße und zornmüthige Gesichter, zur Rechten aber Narrentheidinge und leise grinsendes Gelächter. Der Schreiber dieses kann hierbei in Etwas aus Erfahrung mitsprechen, denn er war auch einmal Schulmeister in seinen jüngeren Jahren, und ist es gewissermaßen noch. Da muß er nun freilich bekennen, daß er viel lieber und leichter die sauersten Taglöhnerarbeiten verrichten wollte, als so ohne allen Beistand und allein Lehrer und Zuchthalter der Kinder seyn.

Dagegen hatte sich es nun der christliche Schulmeister zu Cairo in Aegypten, von welchem Stephan Schulze in seinen „Leitungen des Höchsten" erzählt, freilich leichter gemacht, und bei ihm war es keine Kunst, wenn er seine vielen Schulkinder immer in der besten Zucht und Ordnung hielt. Denn derselbe hatte sich gar drei Gehülfen für einen angeschafft, nämlich Glauben, Gebet und Geduld. Ein solcher bequemer Schulmeister, wie der zu Cairo, der ohne jene drei Gehülfen schlechterdings keinen einzigen Tag seine Schule versehen wollte, war auch der sel. Privatlehrer Jeremias Flatt zu Stuttgardt, an welchen noch jetzt manches Herz mit treuer, dankbarer Liebe gedenkt. Darum war auch dieser liebe Mann bei seinem sauren Amte immer so freundlich, so heiter; darum behielt er noch immer so viel Zeit übrig, nicht bloß Lehrer, sondern auch außer der Zeit der Lehrstunden ein Vater der armen Kinder zu seyn, und so man-

cher Familie ein weiser Rathgeber und Friedensstifter, Hausfreund und Führer zu Gott zu werden. Denn wenn Flatt mit seinen drei Gehülfen kam — und ohne diese war er nirgends — da kamen auch mit ihm der Frieden Gottes, und Liebe und Kraft des Geistes. Das bezeugt wohl, wenn es dieß liest, noch manches alte Auge mit einer Thräne.

Was der alte Flatt, ohne zuweilen nur eine Hand anzulegen, ja ohne nur einen Finger zu rühren, durch seine drei Gehülfen in seiner Schule ausgerichtet, davon zeugen gar viele Thatsachen, von denen wir dießmal nur eine anführen wollen.

„Ich war," so erzählte er selber in seinem hohen Alter, „ich war, vor nun mehr als funfzig Jahren Provisor am Waisenhaus, und hatte einen Saal voll Kinder zu unterrichten. Jeden Morgen pflegte ich um Geduld und Sanftmuth zu beten. Einst bemerkte ich, während des Auf- und Abgehens unter meinen Schulkindern, einen Knaben von zwölf Jahren, der mit beiden Ellenbogen sich breit über den Tisch legte. Ich verwies es ihm als unschicklich, und gieng weiter. Als ich wieder an ihm vorüberkam, hatte er sich wieder eben so über den Tisch hinübergelegt, was ich ihm zum zweitenmal untersagte. Er gehorchte zwar auch dießmal für den Augenblick, da ich aber zum drittenmal zu ihm hinkam, fand ich ihn trotzig aufgestemmt und las in seinem Gesicht die Verachtung meines Verweises. Nun regte sich die Galle heftig in mir; ich faßte mich

jedoch und betete zu Ihm: „„Gieb mir nun gegen dieses Kind Geduld, wie du sie gegen mich altes Kind hast.““ Mein Unwille legte sich sogleich, ich wurde sanft, schwieg stille und fuhr in meinem Unterricht fort. Der Knabe blieb in seiner alten, trotzigen Lage, ich aber achtete nicht auf ihn. Nach der Schule ließ ich ihn zu mir rufen und flehte indeß, ehe er kam, um Weisheit und Gelassenheit. Er stürmte herauf, trat barsch herein und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. — „„Warum wirfst du die Thüre so wild zu?““ fragte ich. — „„Hab sie nicht zugeworfen,““ antwortete er trotzig. — „„Allerdings schlugst du sie zu.““ — „„Nein, hab sie nicht zugeschlagen,““ war wieder die Antwort. — Nun gieng ich auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und fragte ihn im weichen Tone: „„Weißt du auch, mein Sohn, wen du beleidigest, an wem du sündigest? Nicht an mir sündigst du, sondern an deinem Heiland, der dir nichts zu Leide gethan hat! Prüfe dich, warum du das thust!““ — Nun brach dem Knaben das Herz; er fieng an zu weinen, und bat mich schluchzend um Verzeihung wegen seines gottlosen Betragens. — „„Ich hatte,““ fuhr er fort, „„mir heute vorgenommen, Sie mit Fleiß so lange zu reizen durch Unbothmäßigkeit, bis Sie mir Schläge geben würden. Damit, glaubte ich, würden Sie weit mehr geärgert und mehr Unlust davon haben als ich. Verzeihen Sie mirs doch um Gottes willen; ich wills Zeitlebens nicht mehr thun,““ und so flehte er noch wei-

ter. — Ich hielt es ihm nun vor, welcher argen Versuchung er ausgesetzt gewesen sey, und entließ ihn mit der Versicherung, daß ichs ihm längst verziehen habe. Er gieng aber untröstlich fort."

„Als ich am Nachmittag meinen Unterricht in den anderen Classen geendigt hatte, und nun am Abend allein auf meinem Stübchen war, klopfte es an meiner Thüre. Der Knabe trat mit rothgeweinten Augen herein. „„Es sey nicht möglich,"" sagte er schluchzend, „„daß ich ihm verzeihen könne, er habe an mir wie ein Teufel gehandelt, und habe darum gar keine Ruhe. Ich solle es ihm doch noch einmal sagen, daß ich ihm vergebe, er wolle mich gewiß niemals auch nicht mehr mit einer Miene beleidigen."" — Wie am Mittage bezeugte ich ihm jetzt wieder, daß er meiner Verzeihung versichert seyn dürfe; aber er solle den Heiland noch um Vergebung bitten; denn dieser sey am Meisten von ihm beleidigt, und werde es ihm, wenns ihm leid sey, auch vergeben. Der Knabe entfernte sich abermals weinend." —

„Am anderen Morgen war ich kaum aufgestanden, da kam mein kleiner Beleidiger schon wieder, so innig weinend, daß ich mich ganz verwundern mußte. Er habe nicht schlafen können, erzählte er, der gestrige Tag brenne ihm auf der Seele und er bitte mich noch einmal von ganzem Herzen, ihm die vorige Liebe nicht zu entziehen. Er begreife nicht, wie er gestern zu einem so schändlichen Vorsatz gekommen sey,

aber er könne mich versichern, daß er sich, seinem Entschluß nach, durch keine Strafe von seinem Starrsinn würde haben abbringen lassen. Meine Liebe und Sanftmuth hätten ihn jedoch so erschüttert, daß er nicht habe widerstehen können, ich sollte ihm nur sagen, wie mir das möglich gewesen sey, eine solche Frechheit mit solcher Geduld zu ertragen? — Darauf antwortete ich ihm: „„Liebes Kind, das kann ich dir nicht gerade sagen, soll ichs aber kurz ausdrücken: Ich habe Gnade bei dem Herrn gehabt, darum habe ich dir Gnade geben können.““ —

So erzählte der alte Jeremias Flatt und fügte seiner Erzählung noch hinzu: Der Knabe sey von jener Zeit an sein bester Schüler gewesen, und lebe noch in Stuttgardt als ein rechtschaffener Bürger.

Dieß und vieles Andere richtete unser Provisor am Waisenhaus in seinem Saal voll Kinder und hernach als Privatlehrer in seiner zahlreich besuchten Schule aus: weil er nicht allein Schule halten durfte, sondern immer seine drei Adstanten: Glaube, Gebet und Geduld zur Seite hatte.

45) Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.

Das Haus des ehrbaren Bürgers und Metzgermeisters Hufeland zu Erfurt mußte vor menschlichen Augen als eine rechte Wohnstätte

der Schmerzen und Leiden, als ein Haus der Thränen und des Jammers erscheinen. Denn Gott hatte den frommen Hausvater, Michael Hufeland, gebürtig aus Tennstädt in Thüringen, schon seit mehreren Jahren auf ein hartes Krankenlager gebettet, und die treffliche Hausfrau, eine geborne Fischer aus Langensalza, hatte die ganze Mühe und Sorge des Hauswesens auf sich ruhen, dabei aber noch ganz andere Sorgen und Kümmernisse von einer Art, in welche sich selbst der geübte Christ anfänglich nur schwer finden kann. Denn um jene Zeit (es war im letzten Jahrzehend des 17ten Jahrhunderts) war durch einige treue Verkündiger des Heils in Christo, besonders aber durch den sel. August Hermann Francke in Halle, auch in Thüringen eine große Zahl von Seelen zu innigerem Ernst und besserer Treue in ihrem Christenlaufe erweckt worden. Diese Seelen, welche von nun an durch ihren ganzen Wandel bezeugten, daß die Frucht des Evangeliums im Menschen nicht in Worten, sondern in der That und in der Kraft bestehe, ermunterten sich gegenseitig zum Anhalten im Gebet und Wachen und hatten nicht selten Zusammenkünfte, bei denen sie sich durch gemeinsames Gebet und das Singen christlicher Lieder zu stärken und zu erquicken suchten. Dieses gab die nähere Veranlassung zu der heftigen Verfolgung und feindseligen Behandlung jener sogenannten Pietisten durch die Orthodoxen der damaligen Zeit, welche zum großen Theil die eigentliche belebende, den Men-

schen durch und durch heiligende Kraft des Evangeliums noch niemals an ihrem Herzen erfahren hatten, und welche deßhalb durch das Licht, das hier aus dem verborgenen und verachteten Boden hervorbrach, beschämt und bestraft wurden. In den Kirchen und öffentlichen Versammlungen zum Gottesdienst fanden von nun an jene Seelen, in denen ein rechter Hunger nach dem Wort und dem Trost des Evangeliums erwacht war, statt der gehofften Geistesnahrung nur Aergerniß. Denn fast auf allen Kanzeln und bei jeder Gelegenheit wurde von den verblendeten Lehrern über die „Pietisten" geschimpft und gelästert, und das Volk gewarnt vor denen, auf deren Wandel und Beispiel es vielmehr hätte hingewiesen werden sollen. Ja, die Orthodoxen giengen zum Theil in ihrem Eifer so weit, daß sie während des Lebens und sogar noch im Tode den Anhängern der neuen Secte die gemeinsamen Heilsgüter und gewöhnlichen Rechte der Christen versagten. Daher Viele auf gewaltsame Weise zu einer Art von äußerer Zurückgezogenheit von ihrer Kirche getrieben wurden. — Auch die beiden Hufelandschen Eheleute wurden mit in die heftige Verfolgung verflochten, und waren anfänglich nicht wenig erschrocken und erstaunt, da sie sich gerade von denen angefeindet und bestraft sahen, denen sie sich, seitdem dieß neue Leben in ihnen war, so gern mit innigerer Liebe als jemals genaht hätten, und deren aufmunternden Beifall sie verdient zu haben sich bewußt waren: von den Lehrern des Evangeliums selber.

Zu diesem und manchem anderen häuslichen Leid und Wehe kam noch ein anderes, das besonders der Mutter Hufeland sehr zu Herzen gieng. Sie hatte ihrem lieben Mann im Jahre 1693 ein Söhnlein geboren, das von seiner Geburt an bestimmt schien, ein Bild des bittersten, schmerzlichsten Leidens zu seyn. Denn das Kind war mit der Steinkrankheit geboren und durch die fast ohne Unterlaß anhaltenden Schmerzen so entkräftet, daß es seine armen Glieder nie zum Gehen oder Stehen benutzen konnte, sondern beständig liegen oder auf einem kleinen Stuhl angelehnt sitzen mußte. Oefters wurden die Leiden so heftig, daß sie dem Kinde nicht bloß mehrere Tage lang gar keine Ruhe ließen, sondern es ihm auch unmöglich machten, irgend eine Speise zu sich zu nehmen. So erhielt sich dieser kleine Mensch des Jammers zuweilen neun ganze Tage lang durch nichts, als durch einiges ihm dargebotenes Getränk. — Aber bei diesem Allen hatte Gott den vielgeprüften Aeltern diesen Sohn der Schmerzen zugleich zu einem Sohn des Trostes bestimmt und geschenkt. Als, wie schon vorhin erwähnt, zu jener Zeit die Schaar der näher verbundenen Gläubigen öfters in den Häusern zusammenkam, um sich in gemeinsamem Gebet und gegenseitiger Belehrung zu stärken, wobei auch zuweilen ein christliches Lied gesungen wurde; da hat das kranke Kind schon im zweiten Jahre seines Lebens nicht bloß Allem aufmerksam zugehört, sondern das Gehörte auch so fest in sein Herz geprägt, daß es, wenn es

einen Spruch oder ein Lied nur zwei- oder dreimal vernommen hatte, bei Gelegenheit dieselben ohne Anstoß hersagen oder singen konnte. So wurde einst seine Mutter (weil der bettlägerige Vater nicht selbst erscheinen konnte), vor die Commission der Regierung citirt, um da Rechenschaft zu geben über ihren Glauben. Da sie nun wieder nach Hause kommt, in der Stube auf und ab gehet, und recht mit bekümmertem Herzen darüber nachdenkt, wie sie es wohl anfangen solle, vor Gott rechtschaffen zu leben, und ihm nach seinem heiligen Wohlgefallen zu dienen, fängt das Kind an zu singen: „Wer mir wird nachgehen und auf mich stets sehen, thut richtige Schritte; und ob er gleich glitte, so irret er nicht, ich bin ja sein Licht,“ und schweiget darauf wieder still. Die Mutter wundert sich darüber, daß das Kind ihre Gedanken weiß, und ihr wird so zu Muthe, als ob Gott ihr durch den Mund des Knäbleins auf ihre Kümmernisse geantwortet hätte. — Ein anderes Mal war die Mutter aufs Rathhaus vor eine Versammlung geistlicher und weltlicher Herren gefordert und daselbst sehr geängstet worden. Als sie wieder zu Hause war am Abend, fängt der Kleine, ohne daß Jemand Etwas von der Sache gesprochen hatte, an zu singen: „Armes Zion! Gott ist dein Lohn. Bleibe du ihm nur getreu; sey geduldig, leb unschuldig vor der Welt und rede frei.“ — Darauf spricht die Mutter, um ihn zu versuchen: Cäsperchen, was sollen wir denn frei reden? — Der Knabe antwortet:

„Das Wort.“ Die Mutter spricht: „Was denn für ein Wort?“ Er antwortet: „Christus ist das Wort.“ Die Mutter sagt: „Da sollten wir schön ankommen, dann würden sie uns in den Bann thun; wie sollen wirs denn machen?“ — Das Kind besinnt sich und antwortet darauf: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen.“

Auf eine wahrhaft rührende Weise zeigte sich bei diesem Kinde die Liebe zu solchen Menschen, welche Christum recht von Herzen liebten und es schien ihm hierin eine Gabe der Unterscheidung der Geister verliehen, so daß es sich immer zu denen am Meisten geneigt fühlte, welche die aufrichtigsten waren. Wenn dann in dem kleinen Zimmer, beim Krankenbette des Vaters, dergleichen Seelen versammelt waren, da leuchteten die Augen des Kindes von einer so seligen Freude, „daß es wie ein Engel anzusehen war.“ Unter Anderen kam auch ein Schuhmachers-Gesell, Johannes, bei solchen Gelegenheiten in das Hufelandsche Haus; ein Mensch von innig tiefer Frömmigkeit und sehr stillem Wesen. Auf diesen hatte der Kleine ganz besonders seine Augen voll Liebe gerichtet, und Johannes die seinen wieder auf das Kind, ohne jedoch ein Wort zu diesem zu sagen. Einst, als Johannes wieder heimgegangen war, sagte das Kind: „Nicht wahr Vater, Johannes ist mein Bruder und Ihr seyd auch mein Bruder?“ Jener junge Schuhmacher starb bald hernach, da äußerte sich der Haß der sogenannten „geistlichen“ Polizei

gegen den vermeintlichen Gottesverächter selbst noch nach dem Tode. Man ließ den Leichnam lange unbeerdigt stehen; dann wurde der Sarg durch die Bettelvögte auf drei Stangen gebunden und an einem besonderen Ort außer der Stadt, dahin man die Vagabunden zu begraben pflegte, eingescharrt. Niemand durfte hierbei der Leiche folgen; nur der fromme Meister des Jünglings gieng aus der Ferne dem Sarge nach.

Der Kleine indeß fuhr auch in dieser Zeit fort, seinen tiefbetrübten Aeltern und ihren Freunden ein Engel des Trostes zu seyn. Er war eben einmal wieder sehr krank gewesen, und hatte in vielen Tagen gar nichts gegessen, als ein Freund kam, seinen ebenfalls (seit mehreren Jahren) krank darniederliegenden Vater zu besuchen. Indem diese beiden mit einander sprechen, richtet sich das Kind, von welchem man eher geglaubt hätte, daß es sterben würde, von seinem Lager auf und fängt mit so heller, starker Stimme an zu singen, daß die Mutter, die eben bei dem Heerde stund, hereinkommt ins Zimmer, um zu sehen, wer denn so laut singe? Das Lied des Kleinen lautete so:

Gottes Kinder säen zwar
Traurig und mit Thränen;
Aber endlich bringt das Jahr,
Wornach sie sich sehnen.
Denn es kommt die Erndtezeit,
Da sie Garben machen:
Da wird all ihr Gram und Leid
Lauter Freud und Lachen.
Ei so faß, o Christenherz,

Alle deine Schmerzen,
Wirf sie fröhlich hinterwärts;
Laß des Trostes Kerzen
Dich entzünden mehr und mehr,
Gieb dem großen Namen
Deines Gottes Preis und Ehr,
Er wird helfen, Amen. —

Nachdem er diese Worte gesungen hatte, sprach er noch: „Er kann helfen, er wird helfen, er muß helfen,“ schwieg dann still und legte sich wieder nieder.

Ein anderes Mal, als er wieder sehr krank war, und einige Freunde seine Aeltern besucht hatten, singt der Kleine: „Halleluja, Gloria! auf, des Herren Tag ist nah; wachet, haltet euch bereit; bald kommt die Erquickungszeit.“ — Ueberhaupt war es oft, als wenn mit diesem gebrechlichen, schwachen Leibe eines sterbenden Kindes Kräfte und Gewalten der seligen Ewigkeit spielten, welche das arme, fallende Laub erhuben und dasselbe bewegten nach ihrem Wohlgefallen. Solche Kräfte des Gebetes und des Preisens dessen, den diese junge Seele aus allen ihrem Vermögen liebte, ergossen sich ganz besonders oft in die Lieblingslieder des Kindes: „Auf, hinauf zu deiner Freude, meine Seele, Herz und Sinn,“ oder „Jesu voller Süßigkeit“ und „Triumph, Triumph, es kommt mit Pracht, der Sieges-Fürst heut aus der Schlacht,“ welches zuletzt erwähnte Lied das Kind mit noch viel größerem Interesse sang, seitdem die Mutter auf sein Befragen ihm die Worte: „Das stille Lamm jetzt nicht mehr schweigt; sich muthig als

ein Löw erzeigt," erklärt hatte. — Aber wenn auch der Mund schwieg, konnte man aus den Geberden und dem ganzen Benehmen, ja sogar aus den Spielen, denen sich die kleinen Hände zuweilen hingaben, deutlich bemerken, daß das Herz ohne Aufhören mit dem Gedanken an Gott und göttliche Dinge beschäftigt war. Der Kleine verlangte niemals nach den geselligen, lauten Spielen der anderen Kinder, sondern verlangte lieber nach Einsamkeit und Stille; setzte man ihn auf den Hof in die freie Luft, da grub er kleine Oeffnungen in die Erde, und wenn man ihn fragte, was das bedeute? antwortete er: Ich begrabe, ich begrabe den alten Adam. Oder wenn er im Zimmer auf seinem Bettchen spielte, schnitt er mit einer kleinen Scheere die Gestalt von einem Altar oder von Leuchtern und anderen zum Altardienst gehörigen Dingen aus. Und wenn er eine Zeitlang so gespielt hatte, pflegte er insgemein mit einer Art von Angst, wie vor unnützer Zerstreuung, die Spielgeräthe wegzugeben und verlangte nach einem Buche. In dem ganzen Benehmen dieses Kindes, das doch sein Leben nur auf fünf Jahre brachte, soll sich nie ein kindisches Wesen gezeigt haben, aus seinem Munde soll, nach dem Zeugniß derer, die es täglich beobachten konnten, nie ein eitles Wort hervorgegangen seyn, sondern es sprach überhaupt nur zur Nothdurft, und was es sprach, das diente denen, die es hörten, zur Erbauung oder Erinnerung. Denn welcher Erwachsene hätte nicht in der Geduld und Selbstverläug-

nung dieses Unmündigen ein Muster finden können, hinter dem selbst ein alter Jünger meist so weit zurückbleibt! — Ein Krümlein Käse zu dem Bissen trocknen Brodes, der ihm dadurch genießbarer zu werden schien, war, nach langem Fasten, öfters die einzige Speise, wonach der Kleine verlangte. Die Mutter versagte ihm einst, aus Besorgniß die Krankheit zu vermehren, diese kleine Erquickung, da lächelte das Kind, weinte aber zugleich leise bei dem Lächeln. Ei, sagte die Mutter, will etwa der alte Adam in Dir Herr werden? — Ich wollte ihm bald die Beine zerbrechen und nicht lassen aufkommen. — Das Kind seufzt und schweigt dann ein Weilchen. Darauf sagt es: Ach Mutter, er ist wieder weg; wenn er nur nicht wiederkommt. — Wenn zuweilen die Schmerzen, wie schon oben erwähnt, so heftig und anhaltend waren, daß sie den zarten Leib zu zerreißen schienen, und neun Tage lang alle Ruhe und alle Neigung zur Speise hinwegnahmen, hörte man doch von dem Knaben kein Wort der Klage, noch weniger der Ungeduld, sondern nur Seufzer, und, wenn man z. B. mit Nöthigen zum Essen in ihn drang, nur irgend ein Wort des Ernstes und der frommen Fassung.

Aber Gott eilte mit diesem frühe im Leiden bewährten und erstarkten Geiste zur Vollendung. In seinem fünften Jahre (1697) befiel den Knaben seine gewöhnliche Krankheit heftiger als jemals, und vier ganzer Wochen gab er noch auf seinem Siechbette Allen, die ihn sahen, ein Bei-

spiel der engelartigen Geduld. Als die Sterbestunde mit der Angst des Todes herbeikam, verlangte der Kleine bald in diesem, bald in jenem Bette, bald in den Armen seiner Schwester, bald der Mutter zu ruhen. Auf einmal spricht er: „Nun will ich zum Vater.“ — Die Mutter fragt: „Dorthin zum kranken Vater?“ — „Zu meinem himmlischen Vater,“ antwortet das Kind. — Zuletzt begehrt er Brod und Wein und nachdem die Mutter ihm einen Bissen Brodes, in Wein getaucht, an den Mund gehalten, saugt er dreimal daran und entschläft dann fröhlich.

Dem vielgeprüften Hause seiner Aeltern, am Meisten aber seiner Mutter, welche noch bis 1728 lebte, war das Andenken an diesen Sohn der Schmerzen und des Trostes auch noch in ihren späteren Leiden und Freuden ein Gedanke voll Gotteskraft und Stärkung, und die Mutter Hufeland erzählte die Geschichte des seligen Kindes öfters anderen Kindern als ein Beispiel jener Gottₑskraft, die in den Schwachen mächtig ist. Aber auch uns Alten, so dünkt mich, kann wohl diese Geschichte zu einem ähnlichen belehrenden Beispiele dienen.

46) Die Afterärzte.

Jemand rühmte, vor den Ohren eines alten Freundes, das Thun der jetzigen sogenannten Volksvertreter, und ihrer Verbündeten, der „liberalen“ Blätter. Dieselben brächten, so behauptete er, die Mängel der Verfassungen und

die Noth, welche das Volk drückt, zur Sprache, und suchten dieser abzuhelfen; seyen also wirkliche Freunde und Wohlthäter des Volks. Der Alte erwiederte hierauf, solche Wohlthäter kämen ihm freilich vor wie Aerzte, welche einem Landmanne, der an allerhand Stockungen und Beschwerden des Unterleibes litte, zu seiner Heilung die Cholera einimpfen wollten. Dieses Heilmittel wird zwar die Stockungen angreifen und lösen, zugleich aber auch die Bande, welche die Seele am Leibe halten. Es mag seyn, daß in dieser Zeit einer allgemeinen Verrückung alles Bestehenden von dem rechten Grund und Boden so Manches bald hie bald da, bald auf diesen bald auf jenen, ja auf Allen drückt und lastet, und daß die „Volksvertreter" wirklich hie und da diese Lasten erkennen und beim rechten Namen nennen. Der Geist der Frechheit aber und der Empörung gegen alle göttliche und menschliche Ordnung, der Ausschaum der Lästerung gegen Alles, was hoch ist im Himmel und auf Erden, dieser Geist, welchen „jene Männer des Volks" mit der Zunge, wie mit der Feder unter dem Volke verbreiten, ist ein Gift, welches nicht nur, wie die Cholera, den zeitlichen und leiblichen, sondern den ewigen Tod wirket.

47) J. Fr. Oberlin's Verheirathung.

Oberlin's Vermählungsgeschichte ist in des Verf. kleiner Schrift: Züge aus dem Leben des J. Fr. Oberlin, vierte Auflage (Nürnberg

berg bei Naw, 1831), nicht so ausführlich und wörtlich aus dem Munde des merkwürdigen Mannes nacherzählt, als sie es zu seyn verdiente. Der Schreiber dieser Mittheilungen sieht sich seit einiger Zeit im Besitz einer ihm unschätzbaren Sammlung von schriftlichen Aufsätzen, welche zum großen Theil Erzählungen, Gespräche, Predigten und Predigtauszüge enthalten, die von einer treu auffassenden Seele wörtlich treu aus dem Munde des verehrten Greises aufgezeichnet wurden. Aus dieser Sammlung von Aufsätzen (meist in Französischer Sprache, wobei jedoch öfters die originellsten und bedeutungsvollsten Ausdrücke Oberlin's Deutsch hinzugefügt oder gelassen worden sind) gebe ich hier dem Leser die nachstehende Geschichte, aus welcher der Christ lernen kann, wie die Hand der Gnade den, der sich derselben vertraute, so oft gerade solche Wege führe, die der Natur am widerwärtigsten und sauersten vorkommen und wie dann das, was dem Menschen des Fleisches bitter war, dem Menschen des Geistes süß und theuer werden könne.

„Er (der Papa Oberlin) sagte uns, daß er und seine Frau gar harte Prüfungen mit einander überstanden hätten; Hauskreuz und Sorge von vielfacher Art hätten ihnen manche Thräne ausgepreßt. Denn, so fügte er hinzu, dieses Feuer, diese Lebhaftigkeit, diese Neigung zur Satire, auch wenn sie dem Nächsten wehe that, welche bei mir sämmtlich aus einem Uebermaaß von Leichtsinn entsprangen, konnten durch nichts

Anderes als durch Thränen ausgelöscht und gedämpft werden; darum hat mir Gott auch meine Frau genommen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er uns denn auch die Geschichte seiner Bekanntschaft und Verbindung mit seiner seligen Frau. Diese, eine Jungfer Witter, war auf eine sehr sorgfältige Weise bei einer Tante erzogen worden, welche in freundschaftlichem Verhältniß und beständigem Umgang mit den vornehmsten Protestantischen Familien der Stadt (Straßburg) stund. Jungfer Witter hatte auch eine Zeitlang dem Hauswesen des älteren Bruders unsers Oberlin's, des Professors, vorgestanden, dessen Schwägerin und Nichte nach der Mode von Bretagne (Geschwister-Kinds-Tochter) sie war. Hier hatte Fritz Oberlin sie gesehen und eben hier hatte sie auch ein junger Arzt, ein Mann von den trefflichsten äußeren und inneren Gaben, kennen gelernt und um ihre Hand geworben. Jungfer Witter war aber gewohnt, Alles das, was sie that, im Gebet geschehen zu lassen. Sie fragte daher den Herrn in kindlichem Gebet um seinen Rath, und ihr ward die Antwort: „„Ich will dir mein Heil zeigen."" — Sie nahm dieß als einen deutlichen Wink an, daß sie ihr Jawort noch zurückhalten und auf eine andere Führung ihres Herrn warten solle. So oft von jetzt an der Doctor mit ihr besonders reden wollte, sagte sie: Ich will nur meinen Herrn Oncle rufen."

„Sie ward bald hernach von einer sehr gefährlichen Krankheit ergriffen, und nach ihrer

Wiedergenesung wollte der Arzt sie in ein Bad senden. Da fragte sie: Ob sie nicht lieber, statt in ein Bad, ins Steinthal zu ihren Verwandten reisen dürfe? Der Doctor sagte: So gehen Sie hin; Sie wissen ja, daß, wenn wir unsere Kranken in die Bäder senden, dieß öfters nur deßhalb geschieht, damit wir ihrer los werden. So kam sie denn ins Steinthal, wo damals Oberlin's jüngere Schwester das Hauswesen des Bruders führte, welches nicht ohne Beschwerde war, denn außer zwei jungen Russen, die schon in Straßburg unter Oberlin's näherer Aufsicht gestanden hatten, hielten sich noch mehrere andere Personen bei dem Pfarrer auf. Bei Tische kam es oft zu lebhaften Streitigkeiten zwischen Papa Oberlin und der Jungfer Witter, welche in ihren Ansichten und Neigungen in großem Widerspruch mit einander standen. Hiebei war die Jungfrau mit ihren Antworten und Einwürfen so schnell bei der Hand und was sie sagte, war so geistreich, daß die Anwesenden alle mit Vergnügen den Gesprächen zuhörten."

„Um diese Zeit besuchten den Papa einmal seine Mutter, sein Vater und noch einige andere Verwandte im Steinthal. Seine Mutter, da sie alle die vielen Leute sahe, die beim Papa waren, sagte zu ihm: Mein lieber Fritz, das geht so nicht länger an, Du mußt Dich verheirathen, nimm Dir doch die Jungfer Witter. — Er antwortet: Liebe Mutter, die Jungfer Witter möchte ich nicht auf eine Meile weit um

mich leiden, so zuwider ist sie mir. — Aber warum behandelst Du sie dann mit solcher Artigkeit und Zuvorkommenheit? — Mich dauert das arme Kind, denn sie kann nicht dafür, daß sie mir so widerwärtig ist, darum such' ich ihr meine Abneigung zu verbergen."

„Die Mutter schweigt denn über diese Sache und reist bald darauf mit ihrer Gesellschaft wieder nach Straßburg ab. Den Tag darauf kommt eine Dame aus Barr, eine Verwandte des Pfarrers, zu diesem nach Waldbach, und macht ihm denselben Vorschlag, den ihm seine Mutter gemacht hatte. Er weist ihn auch dießmal ab, obwohl er dabei nicht dieselben Gründe angiebt, die er seiner Mutter gestanden hatte. Gerade in jener Woche hatte der Papa in Schöneberg bei der dortigen Deutschen Gemeinde zu predigen. Nun pflegte derselbe seine Predigten immer unter vielem Gebet auszuarbeiten, im Gebet sich einen Text zu wählen, dann die Predigt zu entwerfen, dann sie ins Reine zu schreiben, dann den Inhalt sich einzuprägen, auch pflegte er immer die Hauptpunkte dieses Inhalts auf ein Blättchen Papier zu schreiben, und dieses mit sich auf die Kanzel zu nehmen. Dieser Sorgfalt verdanken es seine Freunde und Gemeindeglieder, daß sie die Predigten auch geschrieben noch einmal durchlesen, sie für sich selber abschreiben, an Krankenbetten vorlesen und sie ihren Kindern hinterlassen konnten. Auch dießmal (es war schon Freitag) suchte sich der Papa zu seiner Predigt einen Text. Er sucht in den

Evangelien, aber er findet keinen; statt des gesuchten Textes ists ihm vielmehr, als würden ihm immer in seinem Innern die Worte gesagt: „„Nimm die Jungfer Witter.““ Er sucht in den Episteln, aber es bleibt immer und immer nur bei den Worten: „„Nimm die Jungfer Witter.““ Er setzt sich zu Pferde und reitet aus, um den Gedanken los zu werden, er will auch da immer über einen Text nachsinnen. Aber es fällt ihm keiner ein, sondern immer nur statt des Textes die fatalen Worte: Nimm u. s. w. Er kehrt wieder heim, führt das Pferd in den Stall und läuft und klettert nun zu Fuß, kreuz und queer, durchs Gebirge, seine Füße sind zuletzt ganz müde, aber die Stimme in seinem Innern wird nicht müde, ihm ihr ewiges „„Nimm““ zu wiederholen. So vergeht der Freitag und dann auch der größte Theil des Samstags; der Gedanke aber in seinem Innern vergeht nicht. Endlich wirft er sich auf seine Kniee, um in seiner gewöhnlichen kräftigen, dringenden Art Gott zu bitten: Er möge doch diesen thörichten, unerträglichen und abscheulichen Gedanken aus seinem Herzen nehmen. Aber jedesmal, wenn er diese Worte aussprechen will, ist es ihm, als würde er daran gehindert. Mehrere Male fällt er so, an seinem einsamen Plätzchen hinter dem Ofen auf die Kniee und will den quälenden Gedanken wegbeten; endlich fällt ihm ein: Sollte wohl auch der Gedanke von Gott selber seyn? Da betet er: „„Mein lieber Heiland! sollte es dein Wille seyn, so

gieb mir Unterwürfigkeit.“„ Darauf wird er ruhiger und findet nun auch einen Text zu seiner Predigt. Aber der Gedanke in seinem Innern, der gar nicht nachlassen will, ist ihm noch immer so quälend und störend, daß auch der Sonntag kommt, und er hat noch immer seine Predigt nicht inne. Da betet er von Neuem und ernstlicher: „„Mein Herr! wenn dieser Gedanke von dir kommt, so gieb mir doch die rechte Unterwürfigkeit.“„ Jetzt wird er ganz ruhig und kann nun seine Predigt vollkommen einstudiren. Er steigt hierauf zu Pferde, läßt seiner Schwester auch ein Pferd, das sanfteste von allen bringen, und der Jungfer Witter ein anderes, und so machen sie sich zusammen auf nach Schöneberg. Unterwegs betete er weiter: „„Lieber Herr, du hast mein Gebet erhört, mir Ruhe gegeben; du hast mir Unterwerfung gegeben, jetzt gieb mir auch freudige Unterwerfung.“„ Kaum hat er so in seinem Herzen gebetet, da fühlte er sich von einer ungewöhnlichen Freudigkeit und Zufriedenheit durchdrungen; er giebt seinem Pferde die Sporen und sagt halblaut (in seiner damaligen soldatesken Manier): „„Nun in Gottes Namen an den Galgen.“„ Sie kommen in Schöneberg an. Da ist ein Bekannter von ihm aus Barr, der sein Töchterlein zu dem Herrn Pfarrer in Pension und Unterricht bringen möchte. Dieser Mann fragt ihn, wer denn seine beiden Begleiterinnen seyen? Oberlin antwortet: Die eine ist meine Schwester, die andere ist die Jungfer Witter, meine Schwägerin und Nichte

à la mode de Bretagne, mein „„Geschwat““ (?) und wer weiß noch was. — So ists recht, sagt der Andere, jetzt gebe ich Ihnen meine Tochter noch lieber in Pension. — Darüber erröthet Jungfer Witter sehr. — Der Pfarrer indeß, nachdem der Gottesdienst vorüber ist, läßt die beiden Frauenzimmer bei dem Begleiter, und reitet allein voraus nach Hause. Hier fährt er fort zu beten: „„Mein Herr! Bis hieher hast du nun geholfen; ich habe dich um Unterwürfigkeit gebeten, und habe dieselbe empfangen. Ich habe dich um freudige Unterwürfigkeit angefleht, und sie ist mir gewährt worden. Nun schenke du mir noch ein anderes Zeichen deines Wohlgefallens an meinem jetzigen Thun; gieb du, daß diese Jungfrau, die so annehmliche Heirathsanträge: den des jungen Arztes, den meines anderen Bruders (eines reichen und geschickten Künstlers in Straßburg) ausgeschlagen hat, und die überdieß sich unumwunden erklärt hat, einen Pfarrer würde sie nie heirathen, diese Jungfrau, die in allem Wohlleben und Annehmlichkeiten der großen Welt erzogen ist, zu meinem Antrage, wenn dieser anders nach deinem heiligen Willen ist, sogleich und ohne mich lange hinzuhalten, Ja sage.““ — Die beiden jungen Damen sind indeß auch angekommen. Der Pfarrer führt sie hinaus in den Garten, wo im Schatten des Haselnußgesträuches ein Tisch und eine Bank in Hufeisenform aufgeschlagen waren. Er setzt sich an das eine, die beiden Frauenzimmer an das andere Ende. Darauf sagt er:

Ich habe Ihnen, Jungfrau Witter! schon mehrmalen eine Röthe in die Wangen gejagt. So einmal in der Kirche, da ich über den Kleiderstaat sprach (sie trug sich nämlich damals sehr nach der vornehmen Französischen Mode), so auch heute in Schöneberg. Aber das ist Alles noch nicht genug; Sie sollen mir jetzt noch mehr erröthen. Sagen Sie mir, wollen Sie wohl ganz hier bei mir im Steinthal bleiben, ohne es jemals zu versuchen, mich durch Ihre Verwandten und ansehnlichen Bekanntschaften aus dem Garten Gottes, den mir hier mein Herr anvertraut hat, hinwegzuziehen? Wollen Sie das, wollen Sie meine Lebensgefährtin seyn, so legen Sie Ihre Hand in die meine. — Jungfer Witter erröthet höchlich, hält ihre linke Hand vor die Augen, steht aber auf, nähert sich einige Schritte und legt dann ihre rechte Hand in die des Papa und so ist die Verlobung geschehen. — „„Wohlan,““ sagt er, „„jetzt begleite ich Sie nach Barr, dort nehmen Sie Post und fahren nach Straßburg, um meinen und Ihren Verwandten unsere Verbindung zu verkünden. Sie lassen dort den Ehecontrakt aufsetzen (denn Sie verstehen das besser anzuordnen als ich) und wenn alles Nöthige geschehen ist, will ich nach Straßburg kommen.““ — In Barr steigen sie bei dem Hause einer Verwandtin ab. Oberlin stellt dieser seine Braut vor. — Wie? sagt diese, Jungfer Witter Ihre Braut, von der man sich erzählt, daß Sie von Ihnen mit solcher unduldsamen Härte behan-

delt und so oft gekränkt worden sey? (Durch ein Mißverständniß war wirklich dieses Gerücht überall verbreitet worden.) —

„Als Jungfer Witter nach Straßburg kommt, findet sie bei der Mutter Oberlin eine Gesellschaft von Freundinnen. Wie, fragt sie die Mutter ganz verlegen, Du bist da? Gewiß habt ihr beiden, Fritz und Du, einen Verdruß mit einander gehabt? — Nein, liebe Tante, antwortet die Jungfrau, kommen Sie nur mit mir, ich habe Ihnen Etwas zu sagen. — Darauf, als sie Beide allein sind, sagt die Jungfrau: Darf ich Sie dann wohl meine liebe Mutter nennen? werden Sie mich gern als Ihre Tochter anerkennen? — Was? sagt Mama Oberlin, ist das wohl möglich? und eilt dann sogleich, um die künftige Schwiegertochter ihrem Manne vorzustellen. — Indeß hatte einer der Verwandten der Jungfer Witter für diese eine andere Parthie im Sinne und machte, als er den Ehecontrakt unterzeichnen sollte, allerhand Schwierigkeiten. Der Pfarrer sagte zu ihm: Wenn Sie sich weigern zu unterzeichnen, so werde ich zwei Bürger der Stadt als Zeugen nehmen, das kostet mich sechzehn Sous und die ganze Sache ist im Reinen. Der Herr Vetter mußte darüber lachen und unterzeichnete den Vertrag.“

So weit die treue Geschichte der Verlobung unsers Johann Friedrich Oberlin. Wir wollen nun in einer späteren Mittheilung auch

die Geschichte des Todes der treuen Lebensgefährtin erzählen, die der merkwürdige Mann so ganz aus Gottes Hand bekommen und angenommen hatte.

48) „Die Tauben hören."

Laut und mächtig zeugten für die Gottes Kraft unseres Herrn alle die Wunder, welche sein heiliges Lehren begleiteten: die Blinden sahen, die Lahmen giengen, die Aussätzigen wurden rein, die Tauben hörten, die Todten stunden auf, und vor Allem, was er, der Herr selber, als das Höchste zuletzt nennt, den Armen wurde das Evangelium gepredigt. Was damals, als der Herr selber, leiblich sichtbar auf Erden wandelte und als seine heiligen Zeugen lebten, welche mit ihren Augen ihn gesehen, mit ihren Händen ihn berührt hatten, auch ein äußerlich sichtbares Wunderwirken war, dasselbe ist nun, da er innerlich bei den Seinen wohnet, in derselben Gotteskraft als damals, ein inneres, dem Sinnenmenschen meist verborgenes Wunderwirken geworden. Denn in der That ist es ein göttliches Wunder, wenn durch die Predigt des Evangeliums die geistlich Blinden plötzlich sehen, die geistig Todten aufstehen. Ein solches Wunder der großen Gottesgnade, welches an einem armen Kinde geschahe, wollen wir hier betrachten. Jacob Janneway erzählt die Geschichte in seinem Exempelbuch für Kinder.

Ein frommer Prediger bei der Gemeinde zu

Nowington-Butts in London steht bei seiner Thür, da kommt ein Bettelknabe zu ihm hin, an welchem, mitten durch den äußeren Schmutz und das leibliche Elend, furchtbar die innere Rohheit und Verworfenheit hervorblickt. Da fühlt sich der Prediger plötzlich in seinem Herzen bewogen, dieses elenden Kindes sich anzunehmen; dasselbe ganz bei sich zu behalten. Ein Entschluß, der Jedes der Seinigen, das den gräßlich entstellten Gassenbuben erblickte, und ihn selber schon in der nächsten Stunde in Schrecken hätte setzen müssen; hätte nicht der ihn selber bei der Ausführung gestärkt, welcher den Entschluß zuerst ins Herz legte. Denn man konnte dieses gräßlich entstellte, unfläthige Kind nicht ohne Ekel ansehen, und wenn dasselbe bei allen seinen Reden in die furchtbarsten Flüche, Verwünschungen und gräuelvolle Worte, aus der Schule des Lasters, ausbrach, konnte man es auch nicht ohne Ekel und Entsetzen anhören. Der gute Pfarrer hatte in sein Haus ein Wesen aufgenommen, das schlimmer war als das schlimmste und wildeste Thier. Und allem Anscheine nach auch schwerer zu bändigen, als jede solche Kreatur. Denn alle Worte der Ermahnung, alle Zucht und Strafe, alles Gebet schienen an diesem kleinen, noch nicht neunjährigen Ungeheuer verloren; den ganzen Tag hindurch übt er, so weit nur seine Kräfte und Fähigkeiten dieß erlauben, Bosheiten aus oder sinnt auf welche, jedes Wort von ihm beleidigt Anstand und Gefühl, für jede christliche Einsprache ist er wie gänz-

lich taub und verschlossen, in aller christlichen Erkenntniß ist er unwissender als ein Heide.

Der Pfarrer betet immer ernstlicher und dringender, vorerst um Gnade, Geduld und Weisheit für sich selber, auf dessen Seele jetzt die Seele dieses Kindes gelegt ist, dann um Gnade und Erbarmen für das arme Kind. Und sein Gebet ist nicht vergebens. Schon nach etlichen Wochen wird plötzlich eine augenfällige Umkehr und Veränderung an dem Knaben bemerkt. Er wird still, in sich gekehrt, folgsam, demüthig, dienstfertig, auch wo man ihm den Dienst nicht geheißen hat und Niemand denselben sieht. Er betet häufig im verborgenen Winkel, wo ihn nur das sorgsam ihm nachgehende Auge seines Pflegevaters erspäht; er betet unter tausend heißen Thränen. Das wilde Herz ist gebrochen und wird hinweggenommen; ein neues Herz wird der elenden Kreatur gegeben; der Mund spricht Worte, die nur der Lehrer im Innern, der unsere Seele für das ewige Leben erzieht, dieser eingeben kann. Jetzt ist nur der einzige Kummer, die einzige Noth des armen Knaben der Gedanke: daß er seinen Herrn und Heiland, der für ihn aus Liebe starb, so oft, so schwer, ach auf eine vielleicht ewig unverzeihbare Weise, durch seine Gräuel und Sünden beleidigt habe. Doch mitten in diesen Kämpfen des Zweifels wächst auch der Glaube, und in der Kraft dieses Glaubens wird er schon jetzt allen Bewohnern des frommen Predigerhauses zu einem laut

von Jesu Christi Macht an den Menschenseelen zeugenden Wunder.

Nur kurze Zeit war der Knabe auf diese Weise dem Herzen des Mannes, der seine Seele im Gebet errungen hatte, geschenkt worden, da verwandelte eine ansteckende Seuche das Pfarrhaus in ein Kranken- und Trauerhaus. Auch der arme Knabe wurde ergriffen und fühlte das Nahen seines Todes. Da wollte sich Gottes Geist noch einmal an dieser elenden Kreatur in seiner ganzen Kraft herrlich erweisen und den Menschen zeigen, daß er es in seiner Macht habe, die Seelen der Verstoßenen und von der Welt Verworfenen, ja die Seelen der weit von ihm Abgewichenen und Verirrten, von den Zäunen und Straßen, wo sie in ihrem Blute lagen, hereinzuführen in sein Haus und daselbst sie satt und trunken zu machen von den Gütern seines Hauses. Als durch den kräftigen Zuspruch des Pflegevaters in der Seele des Knaben der bange Zweifel: ob sich wohl Gott einer so gräuelvollen, sündigen Kinderseele erbarmen werde, vollends ganz überwunden war, da ward sein Mund voll Lobes und Jauchzens, so daß der Pfarrer öfter sagte, sein Haus, bei aller äußeren Noth, die eben in ihm herrschte, sey damals wie ein kleiner Himmel gewesen, wo die Stimme der Seligen und Engel Gott lobet ohne Aufhören. Und so entschlief der Knabe selig, im Glauben an seinen Herrn, seines Alters noch nicht neun Jahre. Er hatte den Tag seines

Todes (den Freitag) vorausgesagt und mit stiller Freude der letzten Stunde entgegengesehen.

Wie weiß doch der gute Gärtner und Hausvater jede Frucht, welche er für seinen Haushalt brauchbar machen will, und wenn sie auch noch so sehr unter dem Schutt versteckt emporkeimte, zur rechten Stunde, — wenn die Zeit der Reife nahet, hinzustellen an die Strahlen der sie zeitigenden Sonne. Er führte den Knaben zum Haus des mildthätigen Pfarrers, weil er diesem, der schon so manchem Armen Gaben gereicht hatte, selber eine Gabe schenken wollte, deren Herrlichkeit und Schönheit ihren Empfänger freuen wird und beseligen ohne Aufhören, und vor Allem gab er dem jungen Weinstock, den er noch auf Erden aus der Seele dieses Kindes ziehen wollte, an jenem väterlich gesinnten Greise eine feste Stütze, an welcher er sich emporranken konnte.

49) Schlagende Gewalt einer Frage.

Wer, so erzählt mir ein Freund, den alten, siebzigjährigen Garnisonprediger Moser neben dem alten Privatlehrer Jeremias Flatt (man vgl. Nr. 1 und 44 dieser Mittheilungen) zum ersten Male sah und hörte, der mochte es, bei dem gar großen äußeren Contrast, der zwischen diesen beiden Männern war, wohl kaum für möglich halten, daß beide so innig, so gänzlich übereinstimmend wären in ihrer Lehre, in ihren Urtheilen, in ihrem Leben; beide so ein Herz

und eine Seele. Und, in der That, hätte nicht in ihnen der gemeinsame Geist der Liebe Jesu Christi gelebt und gewaltet, der alle verschiedenartige Glieder seiner Gemeinde zu einem Leibe vereint, eine solche Freundschaft unter so sehr verschiedenartigen Naturen wäre unmöglich gewesen. Das war der Gedanke, der wohl Manchem einfiel, welcher einer jener Erbauungsstunden beiwohnte, dergleichen jene beiden Greise gemeinsam für eine Anzahl gleichgesinnter Männer leiteten. Wenn Moser mit seiner eigenthümlichen, treuherzigen Gravität und mit seinem tiefen Baß irgend einen Satz ausgesprochen hatte, dessen Ausdruck und Form man die Schule anmerken konnte, durch welche der grundgelehrte, tiefdenkende Mann gebildet worden war (die Schule Bengel's und Oetinger's), und wenn nun der heiter lächelnde alte Flatt, mit seiner kindlich hellen Stimme und Einfalt, den Satz aufnahm und auf eine solche Weise wendete, daß man anfangs hätte meinen mögen, dieser verstehe gar nicht, was Moser sagen wollte, wenn sich dann scheinbar ein Streit zwischen beiden entspann, wie zwischen einer Mutter und ihrem mit ihr spielenden Säugling, wobei man übrigens kaum wußte, welchen von beiden mit der Mutter und welchen mit dem Säugling man vergleichen sollte; wenn sich ein Streit entspann, wobei jedes Wort voll Salbung und Kraft war, jedes Wort, aus Liebe entsprungen, nur Liebe wecken mußte, dann kamen den Zuhörern öfters, mitten unter dem Lächeln, Thränen

der Rührung in die Augen, und niemals drang ihnen die Wahrheit der Sprüche tiefer ans Herz: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist; und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket Alles in Allem.“ Und jener: „Es sind mancherlei Aemter, aber es ist ein Herr.“

In der That, mancherlei Aemter, zu deren jedem Gott allein dem Menschen das geben kann und giebt, was gerade hier die rechte, bleibende Frucht zu schaffen dient. Dem Jeremias Flatt war für seine Kinder, denen ihn Gott zum Lehrer schenkte, eine sanfte, geduldige, weiche Kinderseele gegeben; Moser's Feld war in dem Gebirge Edom, ihm war zu seinem Berufe die Gestalt und Kraft eines Kriegsmannes nöthig. Der Anblick und die Weise des alten Flatt weckte in kindlichen und demüthig gebeugten Seelen Vertrauen und Liebe; Moser konnte, so oft er wollte, bei den Stolzen eine unwillkührliche, wenn auch zuweilen nur vorübergehende Beugung, in sichern Sündern Furcht und Schrecken erregen, und häufig gelang es ihm dann auch, durch Gottes Kraft und Beistand, einen solchen Sünder zur Buße und zum Empfahen der ewigen Seligkeit, die in Christo Jesu ist, zu führen. Ein Beispiel der Art, wo von Moser's Wirksamkeit Schrecken, aber auch Gnadengaben der Ewigkeit ausgiengen, will ich hier erzählen.

Man rief ihn zu einem hochadeligen Herrn, einem Mann des Todes in doppeltem Sinne.

Denn

Denn dieser erst fünf und dreißigjährige Mann lag nicht bloß todtkrank und abgezehrt bis auf Haut und Knochen darnieder, sondern auf ihm lastete, das wußte man im ganzen Lande, der Fluch vieler durch ihn verführter Seelen, vor Allem Einer, welcher er ein Geselle und Gehülfe auf ihrem für Tausende furchtbar einflußreichen Wege der Sünden gewesen war; der Fluch eines schändlich vergeudeten Lebens, einer durch das Laster gemordeten Leiblichkeit. Der Kranke schien sich, gegen Moser's allbekannten, zerschmetternden Ernst, nach einem Gehülfen und Sekundanten umgesehen zu haben, welcher etwa die gar zu heftigen Streiche des Bußpredigers abwehren oder doch mäßigen sollte. Ein hoher Stabsoffizier saß, als Moser ins Zimmer trat, am Bette des Kranken, ein Stabsoffizier, vor welchem, so sollte man meinen, der Garnisonprediger wohl Respekt haben mußte. Moser kehrt sich daran nicht, sondern dringt, als sey er mit Gott und der Seele des Kranken allein, in und an diese mit Fragen ein, in denen ein Ernst der Ewigkeit liegt. Da unterbricht ihn der hohe Stabsoffizier und sagt: „Das sey Alles Firlefanz, nach dem Tode sey Alles aus.“ — Da schaut Moser mit seinem gewohnten Ernst dem Herrn ins Auge und fragt mit seiner Donnerstimme: Wissen Sie das gewiß? Und siehe, der Kriegsmann verstummt und wird bleich, nach einigen Minuten steht er auf und entfernt sich schweigend.

Moser spricht nun weiter mit dem Kran-

ken, der zwar durch die sonderbare Gewalt, welche in der einfachen Frage lag, nicht minder erschrocken schien als der Stabsoffizier, zugleich aber auch verstockt und verschlossen; er antwortet kaum auf eine von Moser's Fragen. Da erhebt sich der Garnisonprediger. Er bezeugt dem Mann des Todes Vergebung oder Verdammniß; die Nähe von Himmel oder Hölle; er bezeugt ihm den Namen und die Kraft dessen, welcher den Schlüssel hat zum Himmel und zur Hölle, er legt ihm zur Wahl vor: Segen oder Fluch. Darauf verläßt er den Kranken.

Schon am anderen Morgen ruft man ihn wieder zu diesem. Wie hat sich da, in einer einzigen Nacht, Alles so verändert! Der Kranke weint, so sehr die erstorbenen Augen dieß noch können, ringt die Hände, nennt sich voll Verzweiflung einen verlorenen, verworfenen Sünder; er winselt laut vor dem Prediger, welchen er noch gestern kaum einer Antwort würdigen mögen. Da zeigt sich Moser's Kraft von einer anderen Seite. Mit starker Stimme, vor welcher das Winseln der Verzweiflung unhörbar wird, betet er dem Manne des Jammers ein Gebet der Zuversicht und des felsenfestesten Glaubens an den vor, welcher nicht will den Tod des Sünders, welcher Keinen, der zu ihm nahet, will hinausstoßen, sondern welcher gekommen ist, die Sünder zu retten; selig zu machen, welche seinen Namen anrufen. — Der Kranke, überwunden von dieser Kraft, betet anfangs mit angstvoller, dann mit zuversichtlicher Stimme die Worte nach,

wobei freilich öfters heiße Thränen und die Worte sein Gebet unterbrechen: „O Gott, o Gott! gilt das auch für mich? Ist für mich verlorenen Sünder wirklich auch noch Gnade im Himmel?“ Moser antwortet im Sinne jenes alten Liedes:

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade;
Seine Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sey der Schade. —

Er reißet, mit der Kraft des Christenglaubens, diese versunkene Seele herauf zum Kreuz, in welchem Sieg ist über Hölle und Tod. Der Kranke lebte noch einige Zeit, er starb in tiefster Reue und Zerknirschung, starb aber zugleich auch freudig, mit dem Namen dessen auf seiner Zunge und in seinem Herzen, der den Sünder gerecht machet.

Was wäre wohl aus diesem Kranken, aus diesem Manne der Verzweiflung geworden, wenn Moser sich von dem Ansehen und der Einrede des hohen Stabsoffiziers hätte schrecken lassen; wenn nicht vielmehr er über den Stabsoffizier und den vornehmen Kranken ein Schrecken von Gott ausgegossen hätte, durch seine einfache, aber schlagende Frage.

50) Die Weinproben.

Ein Gutsbesitzer in Frankreich, der sich viel mit dem Anbau und der Pflege des Weines beschäftigt hatte, ließ einige Zeit vor seinem Tode

drei Flaschen, welche mit den drei berühmtesten Arten der französischen Weine gefüllt waren, am Grundgemäuer seines Hauses unter einem Steine vergraben und machte zugleich in seinem Testamente die Verordnung: daß die Erben und künftigen Besitzer seines Hauses nach hundert Jahren den Stein herausheben und die drei Weinproben versuchen sollten, um zu erkennen, welche von jenen drei Arten in so langer Zeit sich am Besten erhalten habe. Die Erben im dritten Glied kamen der Verordnung ihres Ahnherrn nach: der Stein wurde in Gegenwart von Zeugen herausgehoben, der Wein versucht. Da fand man, was die Meisten der Anwesenden nicht erwartet hatten, daß gerade der Wein, welcher durch seinen lieblichen, süßen Geschmack und durch sein jugendlich aufschäumendes Feuer der Jugend wie dem Alter, dem Schwachen wie dem Starken gleich angenehm ist, sich am Besten erhalten, ja sogar veredelt habe; von den beiden übrigen, sonst als sehr stark gepriesenen Weinen war nur der eine von Geschmack noch kenntlich geblieben, der andere aber so ganz zu Grunde gegangen, daß er nur zum Wegwerfen tauglich erschien.

Diese kleine Erzählung erweckte in mir verschiedene Gedanken. Der Mann in der Champagne, der für so lange Jahre, und noch weit über die Zeit seines Lebens hinaus, auf die Würdigung eines bloß leiblichen Nahrungsmittels Bedacht genommen hatte, verdankte seiner Beschäftigung mit dem Weine nicht bloß von Ju-

gend an sein tägliches Brod und Auskommen, sondern den guten Wohlstand seines Hauses und überdieß dem Genuß des von ihm gepflegten Getränkes auch manche fröhliche Stunde. Es war daher eine Art von dankbarer Anhänglichkeit an die seinem Lande durch Gottes Güte verliehene Gabe, welche ihm den Gedanken eingab, für die Ehre seines Weines auch lange nach seinem Tode noch Etwas zu thun.

Ich nun meines Theiles kenne auch ein Nahrungsmittel, zwar nicht des Leibes, aber des Geistes, welchem ich nicht nur von Jugend an alle wahrhaft fröhliche Stunden meines Lebens, sondern auch alle Kraft zum Guten und die ganze Ruhe, den Frieden meines Herzens verdanke. Dieses Nahrungsmittel ist Gottes geoffenbarte Wahrheit und lauteres Evangelium: der Glaube an Christum, Gottes eingebornen Sohn, meinen Herrn; die Lehre vom Kreuz. Da wünschte ich denn, ich könnte auch bei dem Eckstein am Tempel meines Gottes dreierlei Proben der berühmtesten Lehren meiner Zeit und meines Landes niederlegen, und nach hundert Jahren käme ein dann lebendes, gesundes Auge und prüfte, welche der drei Proben sich bis zu dieser Zeit am Meisten in gleichem Werth erhalten habe, ja dem Menschengeist noch werther geworden sey? Ich möchte da, im Angesichte des Ecksteines, niederlegen vor Allem die Lehre der Väter seit der Apostel-Zeiten, welche auch meines Lebens Trost und Kraft war, die Lehre: daß in keinem Andern Heil, und daß

auch kein anderer Name den Menschen gegeben sey, darinnen sie sollen selig werden, als der Name Jesu Christi; die süße lautere Lehre des Evangeliums, welche schon den Kindern eine liebliche Engelsbotschaft, den Jünglingen und Männern eine Kraft Gottes, den Greisen eine Seligkeit ist. Dazu möchte ich zweitens legen die Lehre der offnen, unverhohlenen Feinde des einfältigen Christenglaubens; der Feinde, unter denen auch mancher redliche Forscher auf dem Wege der Vernunft war, mancher, welcher nicht wußte, was er that. Endlich drittens, möchte ich dazu legen die Modelehre unsers Tages, die jüngste unter allen dreien, die Lehre genannt juste milieu oder Denkglaube, die Lehre jener nicht offenen Gegner, welche die Worte und Ausdrücke des Christenglaubens im Munde führen, aber hiermit heucheln, denn sie meinen damit, was ihres Dünkels, nicht das, was Gottes ist. Die Lehre jener blinden Männer, welche von sich selber sagen: daß sie auf den Schultern Christi und seiner Apostel stehen und darum weiter blicken als diese; jener Männer, welche an dem theuren, geoffenbarten Worte Gottes deuteln und mäckeln und davon stehen lassen oder hinwegthun, was ihnen gut däucht ohne Kraft und ernsten Willen, zu prüfen durch die That, ob diese Lehre von Gott sey?

Welche von diesen dreien, jetzt neben einander bestehenden Lehren wird wohl nach hundert Jahren sich als die haltbarste, als die durch keine Zeit wandelbare erweisen? — Ich meine

wohl die, welche sich in ihrer ganzen Gotteskraft und Herrlichkeit seit fast zwei tausend Jahren unwandelbar als dieselbe erwiesen hat; denn sie wird dauern, so lange ein Gott und der Mensch ist. Der Enkel im dritten Gliede, der etwa nach hundert Jahren diese Titel und Namen der drei Lehren läse, würde sagen: „Was der alte, einfältige Christenglaube sey, das weiß ich wohl, denn derselbe besteht noch jetzt, wie er zu der Apostel Zeiten bestanden und der Mund der Wahrheit hat von ihm gesagt: daß die Pforten der Hölle ihn nicht werden überwältigen. Was die Lehre der offenen Feinde und Gegner war und ist, das weiß ich auch. Viele dieser Feinde sind zu Freunden des Evangeliums geworden; ihre Angriffe und Forschungen haben vielfältig die Wahrheit besser zu Tage gefördert und ihr den Weg durch das Wüste gebahnt. Was aber die Lehre des Denkglaubens gewesen sey, das weiß ich nicht, auch erwähnen die Bücher der gründlichen Wissenschaft ihrer nirgends. Sollte es wirklich zu Ende des Jahres 1832 eine solche Lehre gegeben haben, oder hat der alte Schreiber dieser Zeilen, die ich hier unter einem Steine vergraben fand, jenen Namen nur im Scherz erfunden?“

Anhang.

Die Leser dieser Schrift, welche oben an Gardiner die Freudigkeit und den wahren Frieden des Geistes erkannt haben, womit ein Christ lebt und stirbt; die Emsigkeit, mit welcher ein Mann wie dieser, noch jeden Augenblick des seinem Ende nahenden Lebens zusammennimmt, um die eigene Seele und die Seelen der Brüder zu retten und in Gott zu stärken, mögen hier als Seitenstück auch noch das Lebensende eines vornehmen Landsmannes unsers Gardiner betrachten. Sie mögen sich dann, wie vor dem Angesicht der ernsten Ewigkeit die Frage vorlegen und beantworten, welches Lebensende war wohl das bessere, wünschenswerthere: jenes des Gardiner oder das seines vornehmen Landsmannes: Chesterfield.

Wir entnehmen übrigens die nachstehende Erzählung aus den trefflichen Dorpater Evangelischen Blättern:

Graf Chesterfield und der Apostel Paulus.

Philipp Dormer Stanhope, Graf von Chesterfield, ward 1794 zu London geboren. Nachdem er seine Universitätsstudien zu Cambridge gemacht, studirte er auf einer Reise durch Europa

Europa, besonders in Paris, die feine Abgeschliffenheit des äußeren Anstandes, in die er allein Alles setzte. Unter Georg I. wurde er noch vor Erreichung des gesetzlichen Alters Mitglied des Unterhauses, wo er bald durch seine glänzende Rednergabe entzückte, und trat nach dem Tode seines Vaters in das Oberhaus, auch hier durch Talent hervorragend. Darauf ward er nach der Reihe: Gesandter bei den Generalstaaten, Vicekönig von Irland und Staatssekretär. Im Jahr 1748 beschloß er freiwillig seine politische Laufbahn, um den Rest seiner Tage in einer, wir werden sehen, wie wenig glücklichen Ruhe zuzubringen. Er starb, nachdem er lange auch körperlich viel gelitten, 1773 in seinem 79. Jahre.

Unter Chesterfields Schriften characterisiren ihn besonders nachtheilig seine berüchtigten Briefe an seinen Sohn, von denen sein Landsmann und Zeitgenosse Johnson, der ihn einen schönen Geist unter den Lords, und einen Lord unter den schönen Geistern nannte, urtheilte: „daß sie die Moral einer Buhlerin, und die Sitten eines Tanzmeisters lehrten.“ (Dennoch war ein deutscher Erzieher, Campe, verkehrt genug, einen freilich nach seiner Weise und nicht ohne alle Mißbilligung des Originals umgestalteten Anhang von diesen Briefen seinem Theophron, oder erfahrenen Rathgeber für die unerfahrene Jugend, einzuverleiben, woraus er ihn nachher unter dem Titel: „Klugheitslehren“ selbstständig herausgab.) In seiner „Chronik der Könige von England“ soll

der Graf durch profane Nachahmung der Sprache jener ähnlich benannten Bücher des alten Testamentes die Bibel lächerlich zu machen gesucht haben.

Dieser Mann, ausgezeichnet durch Geburt, Talent und Erziehung, einer der gebildetsten in Europa, hervorragend in der politischen, wie in der eleganten Welt, schreibt am Ende seines Lebens, nachdem er jeden Kelch der Lust, den diese Welt darbietet, ausgeleert hatte:

„Ich habe das langweilige Einerlei der Geschäfte und Vergnügungen durchgemacht, ich habe alle Freuden dieser Welt genossen, und ihre Nichtigkeit erkannt; ich wünsche mir sie nicht zurück. Ich schätze sie nach ihrem wahren Werthe, d. h. sehr niedrig. Wer sie nicht kennt, der pflegt sie zu hoch anzuschlagen. Man sieht nur die liebliche Außenseite und läßt sich durch deren Glanz verblenden. Ich bin hinter den Coulissen gewesen. Da habe ich die staubigen Stricke und hölzernen Winden gesehen, welche die prächtige Maschinerie in Bewegung setzen; ich habe die Talglichter gesehen und gerochen, welche die Decoration illuminiren und Bewunderung und Staunen der unwissenden, gaffenden Menge erregen. Wenn ich jetzt zurückdenke an Alles, was ich gehört, gesehen und gethan habe, so kann ich mir kaum vorstellen, daß dieser ganze, leere Wirrwarr von weltlichem Treiben und weltlicher Lust wirklich vorhanden gewesen; es ist mir, als hätte ich Opium genommen, und das Alles geträumt, und mich gelüstet keineswegs, das ekele Tränk-

chen noch einmal zu nehmen und den wesenlosen Traum noch einmal durchzumachen. Soll ich nun sagen, daß ich diese trübselige Lage mit der verdienstlichen Standhaftigkeit und Selbstverläugnung trage, deren die Meisten sich rühmen? Nein, da müßte ich lügen; ich trage sie, weil ich sie eben tragen muß, ich mag wollen oder nicht. Mein Dichten und Trachten geht nun dahin, die Zeit, nun da sie meine Feindin geworden ist, zu tödten, so gut ich kann; ich habe mich entschlossen, den noch übrigen Theil der Reise im Wagen schlafend zuzubringen."

Der Apostel Paulus dagegen, der sein Leben verbracht in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße, gefangen, oft in Todesnöthen, gestäupt, gesteinigt, Schiffbruch erlitten, in Fährlichkeiten zu Wasser, unter den Mördern und den Juden und den Heiden und falschen Brüdern, der mit schwach wurde und brannte, sobald ein Glied schwach oder geärgert wurde, der da täglich starb, schreibt am Ende seines Lebens: Ich werde schon geopfert und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage als der gerechte Richter geben wird, nicht mir aber allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben.

Staatl. Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schubert, Gotthilf Heinrich <<von>>,

Altes und Neues aus dem Gebiet der innren Seelenkunde

Bd.: 3

Erlangen (1833)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.th.c.o.122-i(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11731380-4